UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6134

LIBRARY
VERSITY OF
ALIFORNIA
NTA CRUZ

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 7

Oktober 1913–März 1914

Viertes Jahr
Heft 1–10

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B'11
1913/14

Der Brenner

Halbmonatsschrift

herausgegeben von Ludwig von Ficker

*

Siebter Band
(Oktober 1913 bis März 1914)

Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt des siebten Bandes:

Betrachtendes

Carl Dallago: Der große Unwissende
VII. Sommerluft . . . . . I, 1
VIII. Die beiden Mütter . . . . . II, 49
IX. Das große Vielleicht . . . . . III, 97
X. Wege des Vergehens . . . . . V, 197
XI. Die Rasse der Menschen . . . . . VI, 245
„ „ Die Tat . . . . . VII, 291
„ „ Streifzüge . . . . . VIII/IX, 364
„ „ Reichtum . . . . . X, 419
S. Friedländer: Henri Bergsons Metaphysik . . . . . I, 12
Willy Haas: Nachwort . . . . . I, 31
Theodor Haecker: F. Blei und Kierkegaard . . . . . X, 457
Leo Herland: Die Beschwörung . . . . . IV, 145
„ „ Stimme über Kraus . . . . . VIII/IX, 339
Jörg Lanz von Liebenfels: Kraus und das Rassenproblem . . IV, 186
Adolf Loos: Regeln für den, der in den Bergen baut . . . I, 40
„ „ Keramika . . . . . V, 224
Otto Stoessl: Lebensform und Dichtungsform . . . . . IV, 179
August Strindberg: Über die Materie als lebendes Wesen . . II, 82
Will Scheller: E. G. Kolbenheyer . . . . . VIII/IX, 403
L. E. Tesar: Gedanken . . . . . III, 130; VII, 320; X, 444
„ „ „ Das Erlebnis . . . . . VI, 279
Martina Wied: Otto Stoessl, der Erzähler . . . . . III, 120

Erzählendes. Dichtungen in Prosa

Theodor Däubler: Eigenwilliger Spaziergang . . . . . I, 21
Ludwig Erde: Suchende . . . . . IV, 162
„ „ Der Prophet . . . . . VI, 260
Karl Borromäus Heinrich: Märznacht . . . . . X, 434
Desider Kosztolányi: Morgen im Stadtwäldchen . . . . . II, 66
„ „ Beethoven . . . . . VIII/IX, 390
Robert Michel: Der Johanniswurm . . . . . V, 209
Wilhelm Schmidtbonn: Legenden . . . . . VII, 307
Rabindranath Tagore: Die Nacht . . . . . VIII/IX, 357

Georg Trakl: Verwandlung des Böſen . . . . . II, 64
„ „ Winternacht . . . . . VII, 334
„ „ Traum und Umnachtung . . . . . VIII/IX, 358
Albert von Trentini: Funke des Göttlichen . . . . . III, 110
Robert Zellermayer: Das Jugendbildnis . . . . . I, 11

Gedichte

Hermann Broch: Mathematiſches Myſterium . . . . . III, 136
Theodor Däubler: Sang an Neapel . . . . . II, 71
„ „ Sang an Parma . . . . . IV, 175
„ „ Gefahr . . . . . VII, 312
Albert Ehrenſtein: Freyung . . . . . VI, 277
„ „ Beſiegt . . . . . X, 448
Gottfried Kölwel: Frühling . . . . . VIII/IX, 397
Fritz Lampl: Alpenſteig . . . . . I, 10
„ „ : Gotiſcher Dom am Abend . . . . . III, 128
„ „ : Klage und Troſt . . . . . VIII/IX, 398
Hugo Neugebauer: Wallfahrten . . . . . II, 68
„ „ Abendmahl . . . . . V, 223
Joſef Georg Oberkoſler: Maria die Magd . . . . . VI, 258
Iſidor Quartner: Andacht . . . . . II, 62
Franz Spunda: Begnadung . . . . . III, 119
Leo Sternberg: Gemeinſchaft . . . . . VIII/IX, 388
Georg Trakl: Sebaſtian im Traum . . . . . I, 18
„ „ Ruh und Schweigen . . . . . II, 66
„ „ Im Frühling; Abend in Lans; Am Mönchsberg III, 108
„ „ Kaſpar Hauſer Lied . . . . . IV, 161
„ „ Sonja, Afra . . . . . V, 208
„ „ Der Wanderer; Hohenburg . . . . . VI, 278
„ „ Geburt; An einen Frühverſtorbenen; Aniſ; Abendländiſches Lied; Die Sonne; An die Verſtummten VII, 303
„ „ : Paſſion . . . . . X, 431
Hugo Wolf: Heilige Nacht . . . . . I, 30
„ „ Trunkne Nacht . . . . . IV, 185

Gelegentliches

Benedikt: Innsbrucker Kunſtkritikenſchau . . . . . II, 94
Ulrik Brendel. Max Brod (II) . . . . . I, 42

Carl Dallago: Kleine Sämereien: I, 37 (Lucka, Bahr); III, 134 (Kellermann); V, 231 (Deutſches Leid); VIII, 328 (Die Trenkwalder); VIII/IX, 399 (B. Sturm); X, 465 (Bibliothek der Philoſophen)
Hans Feigl: Fallmerayer . . . . . III, 138
Ludwig von Ficker: Schlußpunkt . . . . . IV, 192
„ „ „ Verbüffelt und verbohrt . . . . . V, 241
Will Scheller: Die Bibliothek der Philoſophen . . . . . VI, 286
L. E. Teſar: Krupp-Prozeß und Truſt-Unfug . . . . . V, 236
Vorleſung Robert Michel und Georg Trakl . . . . . VII, 336
Innsbrucker Muſikbericht . . . . . III, 141
Feſtſtellung . . . . . III, 141

Karikaturenfolge

Max von Eſterle: Prof. Pommer . . . . . II, 93
„ „ „ Dr. Huber-Meran . . . . . III, 137
„ „ „ Dr. Heinrich Hammer . . . . . IV, 191
„ „ „ Gemeinderat Ph. Mayer . . . . . V, 235
„ „ „ Robert Michel . . . . . VII, 335

IV. Jahr Heft 1

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Sommerluſt / Fritz Lampl: Alpenſteig / R. Zellermayer: Das Jugendbildnis / Georg Trakl: Sebaſtian im Traum / Theodor Däubler: Eigenwilliger Spaziergang / S. Friedländer: Henri Bergſons Metaphyſik / Hugo Wolf: Heilige Nacht / Willy Haas: Nachwort / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Adolf Loos: Regeln für den, der in den Bergen baut / Ulrik Brendel: Max Brod (II)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Oktober 1913 Heft 1

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

VII. Sommerluſt

Es iſt vier Uhr früh und ſchon Tag. Die frühe Helle hat mich aufgeweckt. Ich bin bedürftig, mich aufzutun, ich ſuche Anſchluß. Und da ich kein Weib habe, gehe ich zur Landſchaft.

O dieſe zarte Kühle des Vorſommermorgens! Der Frühwind weht ſeinen Hauch um die aufragenden Formen der Berge. Und da und dort tritt ſchon ein Gipfel oder ein Grat in den blaſſen Glanz eines noch fern weilenden Lichtes. Und dieſe noch träumende Stille, in der das Leben der Bäume laut wird, ſchon zum Aufſtehen gerüſtet! Rings das Gewoge der Baumkronen, das Rauſchen und Zittern der jungen Blätterfülle. Und dieſe ganze vorſommerlich prangende Landſchaft, morgendlich ausgeruht und erfriſcht, mit dem warmen Atem ihrer reifenden Gründe, daliegend in wundervoller Willigkeit und ſich entgegendehnend dem unendlichen Raum über ſich, durch den die Sonne immer wieder ihren Weg nimmt.

Eine ſteinige Wieſe, rings von Stauden umfriedet. Ein größerer Steinblock trägt mich. Weiter draußen Felsberge, halb in Dunſt gebettet. Ich ſitze in mich gekehrt da, durchwallt von der heißen Begehrlichkeit meines Blutes. Ich ſehe, wie der breite Strom der Sonne die hohen Berghänge herunterfließt. In die ſchon laue Morgenluft nun mehr und

mehr die Sonne bringt. Es entfacht noch stärker meine Bedrängnis, und ich fühle an mir das alte Bibelwort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Aber kein Schöpfer ist da, der mir eine Gefährtin beistellt. Und die Landschaft nährt wohl, stillt aber zunächst zu wenig den Liebesdrang meines Menschentums. Dieser Liebesdrang, der hinaus und angebracht sein will, zwingt mich wiederum zu sagen, was in mir ist; er heißt mich werben. Und so werbend denke ich:

Es mag doch irgendwo ein Weib geben, das mir angehören will, dem ich angehören kann, ein Weib, ohne alle Störrigkeit, die das Herz blind macht, ein Mädchen, reif zu sich selber, schön in seiner Reife und wählerisch in seiner Annäherung an den Mann; das auch Gefallen fände an nur *eines* Mannes Liebe und dies erwiese durch uferlose Willigkeit, die es dem Erwählten darbringt. Ich vergegenwärtige mir, daß es so etwas gäbe. Und ich stelle mich diesem Geschaffenen gegenüber und versuche meine Beschaffenheiten darzutun, indem ich mir nachgehe und mich überall aufspüre.

Ich bin nicht mehr jung an Jahren und mein Haupthaar ist schon spärlich geworden, aber mein Gefühl ist voll junger Triebe und mein Geschlecht noch ungeschwächt. Oft ist mir sogar, als wäre ich empfänglicher für Liebe als ehedem. Das mag daher kommen, daß ich mich mehr aufgetan, mehr Tiefe in mir erschlossen habe, sodaß nun die Oberfläche der Sinne unbehüteter daliegt. Man hat es ja auch weniger nötig, sich nach außen hin zu behüten, je mehr man im Grunde verankert ist. So können einem manche Mädchen, manche Frauen Gefallen erwecken, und doch ertrüge es das Gefühl bei den wenigsten, daß ein solches Gefallen zu intimer Tat würde. Ein Wahlverwandtes bestimmt einem immer mehr jeden Liebesumgang. Es läßt mich wenig zum Lieben kommen.

Je mehr man sich auftut, umso freier wird man; aber

im Lieben wird man gebundener. Wo früher nur das Fleiſch ſprach, ſpricht jetzt der ganze Menſch mit, und man ſtaunt wie weit die Fleiſchesluſt hineinreicht. Und dieſes Weitreichende — als ein Mehr, ſeiner Art nach — iſt auch mehr gebunden an ſeine Art und ſomit auch im Abgeben gebundener. Der Begriff „freie Liebe" wird hier ein Unding. Je freier der Menſch wird, umſo gebundener iſt ſein Lieben. (Da auch ich mich dieſem freien Menſchen zu nähern glaube, könnte das Geſagte einer jeden mir zuſagenden Weiblichkeit, ſofern ſie ſich mit mir einlaſſen wollte, alle Scheu vor meiner Ungebundenheit nehmen. Liegt doch von jeher ſchon in der Natur jedes ganzen Menſchen mehr Bindendes für ſein Lieben als in Geſetz und Sakrament; es handelt ſich nur darum, daß dieſes Bindende frei wird.)

Die Luſt aber iſt tiefer als die Liebe; doch iſt ſie dunkel und formlos wie die Nacht, und die Liebe gibt ihr erſt Helle und Umriß. So kann es kommen, daß die Tiefe der Luſt ſich auch in der Liebe unbefriedigt ergeht. Denn gerade die Luſt will die Leiblichkeiten ausdehnen in Verhangenheiten hinein, die nur mehr in der Vorſtellung erreichbar ſind. Die Luſt hat die Tiefe des Lebens und iſt ſo immer verſucht, alles faßbare Leben, die Leiblichkeit, mit ſich in die Tiefe zu reißen; doch ſcheitert ſie dabei zunächſt immer und erleidet Schmerz. Darum wird ſie mißtrauiſch gegen ſich ſelber, ſobald ſie wieder zu ſich erwacht. Und es mag oft reifen Menſchen ähnlich wie gebrannten Kindern ergehen: ſie fürchten das Feuer der Luſt und lernen es meiden. Sie lernen aus Not die Luſt als ein Nebenſächliches betrachten und ihr Hauptaugenmerk auf anderes richten. Andere wieder, die ſelbſterſchloſſen und reich genug ſind, um in der Liebe niemals auf Eroberungen auszugehen, mögen ſich mehreren Frauen ergeben und offen ſolcher Mehrweiberei huldigen. Auch ihnen erbrachte die Liebe

nicht, was die Tiefe ihrer Luſt ſuchte; ſie ſpüren vielleicht öfter, daß ihr Sichabfinden ein unvollkommener Behelf iſt, ihr Stranden zu einem Landen zu machen. Aber ſie bleiben ganze Männer, ſie ſtehen auf feſtem natürlichem Grunde mit ihrem Lieben. (Manchen beſſeren Mann rechne ich zu ihnen.)

Ich muß hier geſtehen, daß ſich Mehrweiberei mit meiner Sinnesart wohl vertrüge; daß mir ſolches Lieben wohl eine Luſt wäre, aber ſicher nicht die höchſte. Und daß ich derartiges vielleicht immer weniger begehre. Denn daß man mehrerer Frauen bedarf, entſpränge wohl keinem Vorzug, ſondern dem Mangel: die rechte nicht gefunden zu haben; das nicht gefunden zu haben, was einem unerſetzbar iſt. Durch Quantität iſt eine Qualität als ſolche nie zu erſetzen, und wo die Tiefe der Luſt an einem Weibe nicht das findet, was ſie ſucht, dort wird ſie auch an noch ſo vielen Weibern der gleichen Art nicht finden, was ſie ſucht. Und wenn ſie ſich dennoch zufrieden gibt, ſo iſt es wohl nur, weil ſie vom Nichtfinden immer ermüdeter wird und folglich immer weniger ſucht.

Aber nicht Luſt und Liebe (die immer verzweigter und dickichtartiger werden, je mehr man ihnen nachſinnt), will ich hier dartun, ſondern meine Artung als Bewerber um ein Weibliches für meine Luſt und meine Liebe: Daß ich da *eine* Beſchaffenheit vor Augen habe und nicht viele; daß ich auf die Gunſt der vielen verzichte für die volle Gunſt der einen, die mir völlig zuſagt — daß ich Qualität, nicht Quantität ſuche. Daß ich nicht nach den Reizen Verſchiedener frage, ſondern danach, ob ſich alles, was ich begehre, in einer fände; daß ich unter ſolchen Umſtänden ſogar für ein Weib auf Lebenszeit zu haben wäre (wenn auch niemals für eine Inſtitution, die ſolches vorſchreibt). Schon dadurch, daß ich arm bin und weder Neigung noch Geſchick habe, Reichtümer zu ſammeln, bin ich genötigt, einfachſt

zu ſein in allem, auch im Lieben. Und Beſtändigkeit wäre hier das Einfachſte. Unbeſtändigkeit an mir entſpränge wohl nur dem Umſtande, daß mir die Lage der Dinge nicht zuſagt. Ein Weib iſt wie ein Klima, nicht immer wirkt es wohltuend, und manchmal iſt ein Klimawechſel notwendig. An ſich aber iſt mein Weſen eher Beſtändigkeit. Ich ermeſſe das immer mehr an meinem Verhältnis zur Landſchaft. Wie ich an ihr hänge, wo ſie mir zuſagt, wie ich ſie nicht laſſen kann und immer Schöneres finde, je mehr ich in ihr verweile! Wie ich ihr immer anhänglicher werde! Wie ich die ihr eigenen Veränderungen liebe: ihre aufknoſpende Jugend, ihre Sommerreife, die Herbſtzeit und ihr Alter, den Winter. Immer hat ſie Schönes und Anziehendes, und je länger ich ſie kenne und mit ihr verkehre, zu deſto mehr Vertrautheit und Verſtändigungen komme ich. Könnte es ſo nicht auch mit dem Weibe ſein, das ſich als Landſchaft wie als Klima zuſagend erwieſe?

Aber es iſt noch anderes da, was mich für nur ein Weib einnimmt. Man möchte ſich dem ſchwächeren Geſchlechte gegenüber keine Begünſtigung vorausnehmen. Und es wäre vielleicht eine Begünſtigung, die man ſich zuwendet, wenn man dem Weibe, das man allein beſitzen will, ſich ſelber als Alleinbeſitz vorenthält. Ein Weib aber, das einem völlig zuſagt, will man immer auch allein beſitzen. Dieſe Ungeteiltheit iſt heute auch das Nötigſte, wo das Stehen auf ſich ſelber das Nötigſte iſt. Denn jeder Umgang ſchwächt, verwiſcht, ja verlöſcht zuletzt noch die Umriſſe der Eigenart. Und der geſchlechtliche Umgang iſt der intimſte, folgenreichſte, tiefſtgehende. Wer weiß, wie weit ſeine Wirkung reicht?

Sicher ſcheint mir: daß die Erhaltung einer Eigenart von einem möglichſt ungeteilt gehaltenen Geſchlechtsverkehr abhängig iſt. Daß niemand dort mitbeſitze, wo man ein Weib beſitzt, wird hier ein Entſcheidendes. Ein Weib,

dem ein wahrhaft bedeutender Mensch ergeben ist, verfällt auch schwerlich zur selben Zeit einem anderen. Denn solche Menschen sind zwar keine Herzenbrecher, aber sie besetzen dort zumeist dauernd, wo sie sich hingeben. Und sofern sich solche Menschen an Dirnen halten, wissen sie am Weibe auch anderes als den Geschlechtsakt zu genießen. Größe geht gern mit dem Verruf. Sie schützt vielleicht Geschlechtslust vor und geht zu Rast und Erholung für ihre Geistigkeit. Ihre Art erhält sich ein Ungeteiltes in jeder Umhüllung. (So bedeutet auch der Umgang mit der Dirne, den ein solcher Mensch aufsucht, immer noch ein Ungeteiltes, im Gegensatz zu jenem anderen Vorgang, der weiß Gott was für geistige und erhabene Interessen vorschützt, wo es den Geschlechtsakt gilt. Der geistige Betrug nimmt hier dem Geschlechtsgenuß alle seine Reinheit und macht daraus eine allgemeinste Beschmutzung.) Wird man nun gewahr: was hier alles vermischt und verwischt wird, während dort eine Eigenart noch gestärkt hervorgehen kann?

*

Wie die Gedanken mit mir umspringen! Sie sehen wenig einer Werbung gleich, die sich an ein Weibliches richten will. Und doch lebt in meiner Vorstellung dieses Weibliche, dem ich mich ganz erschließen — dem ich meine Worte zutragen möchte.

Aber dieses Weibliche ist noch nicht Fleisch geworden. Und mein einsames Sinnen gerät immer wieder auf Abwege. Ja, auf solchen gedanklichen Wegen ist mein Fleisch beinahe zu Wort geworden. Und erst, wenn ich mich wieder in der Stunde umsehe, fühle ich, daß das Lustbegehren in mir wirklich groß ist.

Der Tag ist zur Reife angewachsen und heiß geworden. Die durch und durch versonnte Luft rührt verführerisch an alle Poren der Haut, und den ganzen Körper gelüstet nach Freiheit. Das weiche lichtgrüne Laub der ausgedehnten

Weinberge zittert im Sonnenlicht. Aus dichtem Strauchwerk dringt schwüles Vogelgezwitscher. Nur vom Schatten der wenigen Bäume geht eine laue Kühlung aus. Und wie die Hitze den ganzen Raum füllt und die Lust weckt, indem sie das Blut in taumelnde Wallung bringt und so das Begehren aufhämmert! In solchen Stunden ist das Geschlecht überaus einsam. An der eigenen Kraft krankt seine Freiheit, die nach höchster Intimität der Tat ringt. Intim sein können: danach lechzt das Geschlecht, wo es völlig zu sich erwacht ist. Keine Worte und keine Küsse vermögen es zu stillen. Derlei ist nur tastender Behelf, von einem Drang, der mehr will, als Fühler ausgesandt. Das Geschlecht will den ganzen Leib als Blöße, Nacktheit genügt ihm nicht, es will die Scham mit, dieses geschlechtliche Ereignis, das den Leib in die Seele hinein fortsetzt und sein Wesen der ganzen Nacktheit aufdrückt. Es will diese Scham, um in ihrem Sichpreisgeben sein Tun zu höchster Intimität zu bringen. Wie wird so die Lust das Intimste!

Hier zeigt sich, daß auch der Lust Gesetzlichkeit und Begrenzung eignen müssen, und zwar umsomehr, je mehr sie als Intimes gefühlt wird. Denn die Fähigkeit, intim zu sein, fällt immer schwerer, je mehr man in sich hineinwächst. Und solches Wachstum bringt es mit sich, daß man auch immer mehr zu geben hat, wo man sich abgibt — daß man sich selber immer mehr abzugeben hat. Wenn man sich nun durch Zeit und Oertlichkeit hindurch an ein Weibliches herangepirscht hat, wie ein Jäger an scheues Wild, so kann es sein, daß die Lust, die oft scheuer ist als das Wild, zurückscheut, wenn ihre Witterung nicht das Rechte vorfindet. Denn vor Beschaffenheiten, die eine Lust, die nur Gier ist, noch gar nicht wahrnimmt, kann eine Lust, die als Intimstes auftritt, plötzlich stocken und flüchtig werden. Doch auch das gilt nicht immer. Denn die Lust ist Schöpferin, und als solche formt sie sich Beschaffenheiten. Und wenn sie nur Lust genug

ist, wird sie übermächtig, und macht sich das Fremdeste zum Intimsten.

Aber Gedanken allein sollen nicht weiter mit mir ihr Spiel treiben. Alles Wissen erreicht ja auch hier keine Gewißheit. Und wo die Lust wach ist, besetzt sie alle Lebensgeister. Dann ist man aufgewühlt bis ins Tiefste, wie ein See von einem Gewittersturm. Was da wogt, ist Bedrängnis vor Fülle.

Der ganze Sommertag muß in mich gekommen sein, daß es jetzt so in mir aussieht. Alles dünstet. Die Steinblöcke um mich, der Rasen, darauf ich ruhe, das zitternde Gezweig der Sträucher, die Luft, der Himmel. Und man schlürft alles dieses Glutausdünstende in sich und dünstet mit. Und fühlt die eigene dampfende Glut und das Begehren, das sie ausströmt. Mögen andere da noch anderes suchen, ich suche das andere Geschlecht und nichts anderes. Ich will mich geschlechtsfrei machen, indem ich mein Geschlecht am anderen Geschlechte frei mache. Es scheint mir die natürlichste Lösung dieser ewigen Frage, die nie gestillt ist, die immer brennender wird, je mehr man ihr diese Lösung vorenthält. Ich will mich dort hingeben, wo meine Lust sich mit Wohlgefallen niederläßt. Und ich vertraue der Gesetzlichkeit dieser Lust und glaube, daß sie nichts Uebles anrichtet. Leid wäre noch nicht Uebles. Und besser ist es sicher, nach genossener Lust leiden, als Lust erleiden. Dieses macht wild und ruhelos, jenes begünstigt vielleicht die Einkehr in sich.

Aber, wohin ich auch horche, wohin ich sehe, ich vernehme und wahrnehme nichts, was sich mir ganz zu eigen geben möchte und das zugleich mein ganzes Wohlgefallen hätte. Intellektische Art dürfte es nicht sein, was sich mir darböte, auch nicht Bildung oder nur Wertschätzung. Es müßte irgendwo ein Weibliches sein, das durch mich erst seiner Reife bewußt wird, das durch mein

Da-ſein alle Wertung der Sitte ſowie den geſchlechtlichen Sündenbegriff ganz aus ſich verlöre. Und das dennoch bei meinem Anblick über und über erglühte, einzig weil es in ſich entdeckt hat, wie völlig es mir angehören will. — Allein ſchon die Vorſtellung, daß es ſolches gebe, läßt mich aufzitternd das Daſein preiſen . . .

Dann gewahre ich mich wieder mutterſeelenallein in ſteinigem Tal. Wildnis um und um. Aber es iſt ein Bergſee da, einſam der Talſohle eingefügt. Das grünliche Waſſer peitſcht der Sommerwind. Schilf ſchwankt haufenweiſe am Ufer. Doch eine kleine Strecke entlang iſt das Schilf völlig verdrängt von einem ſteilen Berghang, der ſein Geröll in den See ſchiebt. Dort lagere ich, völlig nackt hingeſtreckt, ausgeſetzt den Blicken des Sees, der Berge, des Himmels, durchwühlt vom Sonnendunſt wie das Geröll, das ſpärliche dürre Gras und die Staudenbüſchel um mich. Und nun erhebe ich mich und gehe langſam zum Ufer hin. Schon beſpült meine Füße die laue Flut. Ich wate immer tiefer. Wie ſie ſich öffnet und mich aufnimmt und den Durſt meiner Glieder ſänftigt. Wie ſie ſich wunderwillig meinen Formen anpaßt und überall um mich eindringt und mich umſchlingt. Wie ſie zugleich doch wieder jede Regung und Bewegung in mir frei werden und mich mein Wachstum fühlen läßt. Wie ſie ſo mich völlig beruhigt und mein Begehren löſcht. Und dann, auf dem glatten Waſſerſpiegel dahintreibend, ſtaune ich über das unerſchöpfliche Geben der Natur, die überall der Geſchlechtlichkeit hold iſt und ſelbſt für das Weibliche Erſatz ſtellt, wo eines Mannes Geſchlecht in Not iſt. Wie ich nun völlig begründet mir wiederhole: weil ich kein Weib habe, gehe ich zur Landſchaft.

*

Flüchtige Sommernacht. Schon verblaßt ihr Dunkel und draußen orgelt der Frühwind von den Bergen her. Bei

seinem Spiel wächst sich alles in mir wieder voller, wird heißer und begehrlicher, das Schauen tiefer, glühender. Und Formen werden draußen frei; und rascher als von Stunde zu Stunde entblößen sich alle die Gipfel, die Grate und Almen. Wenn nun mein Bett auch einsam ist, die Höhen reifen, und dann warten meiner die Wiesenleiber der Almen. Welch ein Tummelplatz für meine Gluten — für meine Seele voll Wollust und Willigkeit!

Alpensteig / von Fritz Lampl

Verachtung über mir und unter mir Beginn.
Von dorther komm ich, doch wo steig ich hin?
Ist schon der Aether meine nächste Stufe?
Das Ewige schallt mächtig, wenn ich rufe,
Und jedes Hindernis wird Licht und klingt.

Dem Uebermut begegnet ein Gewölk:
In weiße Ferne bin ich eingeschlossen.
Nur Gräser, die um meine Füße sprossen,
Beruhigen das ängstliche Gefühl.
Die Hand am Felsen zittert feucht und kühl,

Ein Horn ertönt aus einer andern Welt;
Mein Sinn wird freier und die Wolke fällt.
Der Gletscher, eine lichte Trauerwiese,
Schwebt auf und wie ein eingeschlafner Riese
Hebt sich der Gipfel traumhaft in die Welt.

Das Jugendbildnis /
von Robert Zellermayer

Der Kranke richtete sich im Bette auf mit einem rührenden Gefühl beginnender Genesung. Ihm war, als hörte er aus einer heimlichen Tiefe in sich ein Rauschen wie das Murmeln eines unterirdischen Baches, der ans Licht will. Er holte tief Atem, fühlte Tränen in den Augen und sog begierig einen Strom von Kraft in sich, der süß und machtvoll in sein Bewußtsein drang. Und so erhob er sich, umfing alle Gegenstände seines Zimmers mit Blicken einer wunderlich gütigen Liebe und verließ das Bett in einer freundlichen Verwirrung, die er wie einen leichten Schwindel bald überwand.

Als er auf die Straße kam, fand er alles von dem warmen, rötlichbraunen Licht des späten Nachmittags übergossen, das jede Härte weich umfing und alle Tiefen schattenlos in eine farbige Ebene löste. Nur hie und da brannte in einer Fensterscheibe eine blutige, wilde Glut. Er ging ein wenig taumelnd, leicht verzückt von dem sanften Licht des Tages.

Nach einer Weile fühlte er, wie das Gehen ihm schwer fiel. Es wurde um einen Schatten dunkler. Die Freundlichkeit, mit der er Häuser, Leute, Wagen und Straße angeblickt hatte, wich einer trüben Müdigkeit, die alle Farben matt, jede Entfernung verzweifelt erscheinen ließ.

Er begab sich in ein Kaffeehaus, nahm atemlos Platz und fühlte bald ein wohliges Schwinden der Erschöpfung. Er hörte das schlürfende Eilen der Kellner, ihr diskretes, halblautes Fragen und sah mit einem plötzlichen Ruck, der ihn aus einem lässigen Träumen aufscheuchte, eine Tasse schwarzen Kaffees vor sich hingestellt. Die tiefe Farbe und der starke Duft entzückten ihn augenblicklich, und er trank, ermattend von dem Feuer, das durch seine Kehle rann.

Nun ſah er auch Menſchen mit roten Köpfen und einen Lichtſtrom, der von der Türe her eindrang. Vor ihm wurde Billard geſpielt. Er zündete eine Zigarette an und ſtellte wohlwollend feſt, daß die drei Kugeln auf dem freundlich erhellten grünen Brett verſchiedene Farben hatten. Zwei waren weiß, die dritte aber rot. Oho!

Der eine Spieler ſetzte den Queue auf den Boden und blieb mit geſpreizten Beinen ſtehen. Die Art, wie er ſeine Zigarre zwiſchen den Lippen hielt, bewies einwandfrei, daß ihm alle Tiefen und Rätſel der Welt nichts anhaben konnten. Ein braver Mann. Nun richtete ſich der andere auf und blickte vor ſich hin. Der Kranke wandte ſich ihm zu.

Eine ſeltſame Ruhe überfiel ihn plötzlich. Er kannte dieſes jugendliche Antlitz mit dem beſcheidenen Ernſt in den ruhigen Augen, dem kurzen lockigen Haar und dem leidenſchaftsloſen Mund, und er empfand verwirrt, daß es ihm gänzlich unwirklich erſchien. Nun beſann er ſich, daß in ſeinem Zimmer das Jugendbildnis eines Angehörigen ſeiner Mietsfrau hing, der vor kurzem im hohen Alter geſtorben war, und er ſtellte, leicht erſchreckend, eine verblüffende Aehnlichkeit feſt.

Während er etwas vorgeneigt in das weſenloſe ruhige Antlitz des Fremden ſtarrte, fühlte er, wie in ihm die Nüchternheit des realen Bildes mit dem Gedanken kämpfte, die Wirklichkeit dieſes Menſchen in eine Zeit nach vielen Jahren zu verſetzen, und vor ſeinen Augen eine dem Träger unbewußte Jugend, die vergangen ſein ſollte, ihr Schickſal ablaufen zu ſehen: ein Spiel, das in die Bewegungen des jungen Mannes eine marionettenhafte Beſtimmtheit brachte, den Betrachter ſelbſt aber mit einem hohnvollen Machtbewußtſein des Gedankens erfüllte.

Er lehnte ſich im Seſſel zurück und beobachtete lauernd das Gebahren ſeines Opfers, das durch eine natürliche Ungelenkigkeit den puppenhaft unwahrſcheinlichen Eindruck eines

fernen, verlorenen Geſchehens verſtärkte und dem Beſchauer eine fieberhafte Suggeſtion feſthalten half. Mit überheller Klarheit empfand er, daß dieſer junge Menſch da ahnungslos an ſeiner Jugend vorüberging, um ſich im Alter ein verlogenes, ſentimentales Bild von ihr zu erdichten, daß er eine Schönheit preiſen würde, an der er mit geſchloſſenen Augen vorübergegangen war, und ſo ſchrumpfte in Gedanken ein ganzes fremdes Leben zuſammen, das wie ein Schatten an ihm vorüberzog. Er ſchloß die Augen, ſah die jugendlichen Züge leicht hinüberſpielen in männliche Härte und greiſenhafte Verquollenheit, die hochaufgerichtete Geſtalt unter einem unſichtbaren, ehernen Druck ſich beugen und jede kraftvolle Bewegung in Eckigkeit und Zittern erſtarren.

Er blickte wieder auf.

War das Licht nicht dämmeriger geworden? Ah! Wie wurde ihm zu Mute. Er fühlte ſein Blut wie wahnſinnig gegen die Schläfen ſchlagen und er erſchrak vor dem Geſpenſte, das vor ihm unbekümmert durch den Tag ging. Lächerlich, dachte er und erkannte bebend, wie er ſich zur Vorſtellung einer Wirklichkeit, die in einem fernen, dunkeln Begriffe lag, nicht mehr aufraffen konnte, obwohl er doch genau wußte, wie alles ſich verhielt. Entſetzt, hypnotiſiert ſtarrte er hin. Warum ſpricht der Menſch nicht, dachte er und wünſchte angſtvoll, ihn reden zu hören. Endlich rief der Fremde dem Kellner mit einer guten, wohllautenden Stimme, und der Kranke lächelte. Doch bald verfiel er wieder in ein furchtſames Starren und horchte, gelähmt von einer Zwangsvorſtellung, wieder auf ein Wort. Schließlich, als der Fremde nochmals geſprochen hatte, ſtand er haſtig auf, eine halbe Ernüchterung zitternd feſthaltend, zahlte und ging. An der Türe aber drehte er ſich noch einmal um. Ruhig und lautlos bewegte ſich dort das Jugendbildnis auf den Schultern eines Mannes, den er als wirklich nicht erfaſſen konnte. Verwirrt rannte er davon.

Auf der Straße wurden eben die Laternen angezündet. Er lief, fühlte das Fieber in seinem Körper glühen und hörte es in sich flüstern: Dieser Tag ist nicht, das ist ein ferner, gestorbener Tag, durch den Kristall der Vergangenheit gehst du, ein Lebender, gehst auf dem Grunde eines Meeres durch eine gewesene Welt.

Im Hinterkopf begann ein ziehender Schmerz, der über den Scheitel nach vorne ausstrahlte und an der linken Schädelhälfte in ein Brennen überging. Er empfand deutlich, daß sich sein Blut auflehnte wie gegen einen Fremdkörper und daß die Vorstellung jenes Jünglings als eines Nichtseienden in seinem Hirne brannte wie ein Pfahl. Umso seltsamer erschien ihm die träge Gelassenheit, mit der er, während ihm das Fieber in Sturzwellen über den Rücken strömte, auf das Raunen in sich hörte, das, ihm unbewußt, jene Vorstellung aufnahm, breitquetschte, mit einer flaumigen Eiterbeule von Phantasien umhüllte und auflöste. Er aber dachte, eine stumpfe Betäubung gewaltsam abschüttelnd, ist dies nicht größerer Wahnsinn: dieser ganze Tag ist nicht? Wie diesen Gedanken fassen?

Oh, wisperte es, und er glaubte ein leises, schmerzliches Lachen zu hören, sieh doch dieses ganz unwahrscheinliche Licht und das schattenhafte Vorüberschweben der Menschen. Sahst du jemals diese Straße, glaubst du, verirrt zu sein, und erkennst sie nicht — träumtest du nie von ihr?

Ja, fieberte er, so ist's in meinen Träumen, wenn ich durch die ungewisse Dämmerung niegesehener und doch heimlich vertrauter Straßen laufe. Ich gehe in ein fremdes Haus, zu einer fremden Türe und öffne. Da sitzt sie und wartet auf mich. O Jammer!

Er lief schneller.

Oder mir träumt, ich renne des Nachts durch Babylon. Vor vielen tausend Jahren war ich dort. Der Himmel ist ganz schwarz, gewaltige dunkle Gebäude verschwinden in

ihm. Tropfende Fackeln erzeugen ungeheure Schatten. An Paläſten und Tempeln laufe ich vorbei, an deren Toren ſteinerne Löwen mit Menſchenköpfen Wache halten. Ich laufe, der Schrecken lähmt meine Glieder. Aber am Ende der Stadt, an dem Strom, da ſteht ſie in einem langen, faltigen Gewand, einen Krug auf dem Kopf. Sie weint. An den Waſſern Babylons.

Er blieb atemlos ſtehen und ſtarrte in die Luft, ein deutliches Bild vor ſich.

Die Straße, in der er ſtand, war lang und frei. Nun blickte er auf, nach ihrem Ende. Da ſah er plötzlich in den Mond, der als eine ungeheure rote Scheibe aufgegangen war. Von einem wunderſam verlorenen Gefühl gebannt blickte er hinein und flüſterte: An den Waſſern Babylons. An den Waſſern. An den Waſſern.

Ein paar Schritte neben ihm ſtand auch ein Mann und ſtarrte in den Mond. Der Kranke blinzelte nur hin, entſetzte ſich jäh an dem ſtieren Blick des Menſchen und rannte zurück.

In einem Park blieb er ermattet ſtehen, blickte irr um ſich und ſetzte ſich zuſammengekauert auf eine Bank. Ein müdes Grauen war in ihm. Er hatte die ungewiſſe Vorſtellung, er ſelbſt ſei jener Narr geweſen, der neben ihm in den Mond geblickt hatte. Doch das erſchien ihm nebenſächlich. Wenn er nur nicht ſo müde geweſen wäre. Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne.

Allmählich fühlte er ſein Herz ruhiger ſchlagen. Er trocknete die Stirne, ſeufzte tief und erkannte mit einem Male lächelnd, wie die Vorſtellung, die ihn geängſtigt hatte, ſchon in weiter Ferne war. Aber ſein Träumen wallte noch in ihm wie eine trübe Wolke. Wo bin ich, dachte er, ſtand beſtürzt auf und machte ſich auf den Heimweg.

Der Mond ſtand noch tief. Mächtige Schatten lagen wie dunkle Tücher in den Straßen. Ueber jeder Laterne ſtieg

eine ſchwarze Säule in die Luft. Kinder lachten, aber die Großen gingen raſch und ſtumm vorbei.

Die Wände einer Häuſerreihe wurden rötlich hell. Ein leiſes Singen kam näher. Nun bog ein Zug von Menſchen um die Straßenecke. Viele trugen Fackeln, in der Mitte aber ging unter einem Baldachin ein Mann, der trug ein Heiligtum in den Händen, das in koſtbare Tücher gehüllt war. Edles Metall glänzte an ihnen. Vorne ſpielten ein paar Leute auf dunkeln, weinenden Geigen und eine Baßgeige brummte wie ein humpelnder Bär. Ihr Hals lag auf der Schulter des Mannes, der ſie ſtrich, aber ihr unteres Ende trug ein kleiner Junge. Und alle ſangen, grelle Lichter und Schatten im Antlitz, leiſen Jubel in den gedämpften, eintönigen Stimmen. Ein zwitſcherndes Gewimmel von Volk drängte hinterher.

Der Kranke war ſtehen geblieben und betrachtete verſtört den ſeltſamen Zug. War das Mittelalter lebendig geworden und äffte ihn, der eben mühſam aus dunkeln Träumen in die Wirklichkeit zurücktaſtete? Welche Geſtalten traten aus dem Schatten zu ihm, warfen ihn zurück in ein uferloſes Meer verlorener Phantaſie?

Mit weitgeöffneten Augen ſtarrte er in das Bild, das langſam am Straßenende verſchwand. Ein Mädchen blieb neben ihm ſtehen und ſah ihn verwundert an. Er hob den Arm zu einer hilfloſen, fragenden Gebärde, da ſagte ſie lächelnd, es ſeien Juden geweſen, die eine neue Rolle der heiligen Schrift auf dieſe Weiſe in den Tempel zu tragen pflegten.

Er ſah ſie an, und ihr Lächeln drang ihm wie ein ſüßer, heimlicher Troſt ins Herz. Er nickte ihr freundlich zu, ging weiter und erinnerte ſich in unendlicher Dankbarkeit des ganzen Bildes, an deſſen fremder, vergangener Stille er freudig ſein erwachendes Gefühl für die Wirklichkeit ermaß. Eine herzliche Wärme durchdrang ihn und er blickte raſch um ſich.

In wundervoller Lebendigkeit leuchtete die Straße, wie ein schimmerndes Band; eine donnernde Musik von Wagen und Pferden dröhnte in das heitre Gemurmel von Menschenschritten. Und jetzt hörte er auch seinen eigenen Tritt, der ihn, in der Erinnerung nachhallend, wie aus weiter Ferne begleitet hatte und nun munter, dicht bei ihm erklang.

Als er in das Haus trat, war es noch nicht erleuchtet, und so ging er die Stiegen im Dunkeln hinauf. Bald fühlte er unendliche Müdigkeit und Schwere in den Gliedern. Er blieb stehen.

Mit einem Male flammte das Licht auf. In einem Strahlenmeer flogen die Schatten des Geländers an die Wand, und die Stiege lag plötzlich da wie eine breite Perlenschnur, die von oben bis unten durch das Haus ging. Da empfand er, wie mit dem Eindringen der flirrenden Reihen von Gitterstäben und Stufen Gedanken in Scharen in seinem Hirne niederstürzten, fallende Schranken, die wie Kegel durcheinander polterten. Und mit süßem Schauer durchdrang ihn die Erkenntnis, wie dieser Tag, durch nichts verschieden im Werte seines Seins von allen vergangenen und kommenden, ruhevoll durch die Ewigkeit schwebte. Die Welt war ihm ein törichtes Wunder, in das er sich mit einer staunenden Wehmut versetzt fühlte, die zurückzublicken schien in eine ewige Heimat. Und zum erstenmal begriff er das Leben als ein Spiel, als eines Andern außer uns geahntes Gleichnis. Alle Leidenschaft fiel von ihm ab vor der dieses Erkennens, und ihm war, als schwebte er, ein selig wissender Gedanke, durch das All.

Schon fühlte er, wie alle Kräfte ihn verließen, und er empfand es mit Wonne. Ein leises Zittern lief durch seine Glieder. Nun hatte er das deutliche Bewußtsein seiner Körperlichkeit und die Vorstellung, daß er wie ein schräger Strich an der Wand lehne. Dann lag er ohnmächtig auf den Stufen, ein verzücktes Lächeln in dem blassen Antlitz.

Sebaſtian im Traum / von Georg Trakl

für Adolf Loos

Mutter trug das Kindlein im weißen Mond,
Im Schatten des Nußbaums, uralten Hollunders,
Trunken vom Safte des Mohns, der Klage der Droſſel;
Und ſtille
Neigte in Mitleid ſich über jene ein bärtiges Antlitz

Leiſe im Dunkel des Fenſters; und altes Hausgerät
Der Väter
Lag im Verfall; Liebe und herbſtliche Träumerei.

Alſo dunkel der Tag des Jahrs, traurige Kindheit,
Da der Knabe leiſe zu kühlen Waſſern, ſilbernen Fiſchen
Ruh und Antlitz; [hinabſtieg,
Da er ſteinern ſich vor raſende Rappen warf,
In grauer Nacht ſein Stern über ihn kam;

Oder wenn er an der frierenden Hand der Mutter
Abends über Sankt Peters herbſtlichen Friedhof ging,
Ein zarter Leichnam ſtille im Dunkel der Kammer lag
Und jener die kalten Lider über ihn aufhob.

Er aber war ein kleiner Vogel in kahlem Geäſt,
Die Glocke lang im Abendnovember,
Des Vaters Stille, da er im Schlaf die dämmernde Wendel-
treppe hinabſtieg.

Frieden der Seele. Einſamer Winterabend,
Die dunklen Geſtalten der Hirten am alten Weiher;
Kindlein in der Hütte von Stroh; o wie leiſe
Sank in ſchwarzem Fieber das Antlitz hin.
Heilige Nacht.

Oder wenn er an der harten Hand des Vaters
Stille den finſtern Kalvarienberg hinanſtieg
Und in dämmernden Felſenniſchen
Die blaue Geſtalt des Menſchen durch ſeine Legende ging,
Aus der Wunde unter dem Herzen purpurn das Blut rann.
O wie leiſe ſtand in dunkler Seele das Kreuz auf.

Liebe; da in ſchwarzen Winkeln der Schnee ſchmolz,
Ein blaues Lüftchen ſich heiter im alten Hollunder fing;
In dem Schattengewölbe des Nußbaums;
Und dem Knaben leiſe ſein roſiger Engel erſchien.

Freude; da in kühlen Zimmern eine Abendſonate erklang,
Im braunen Holzgebälk
Ein blauer Falter aus der ſilbernen Puppe kroch.

O die Nähe des Todes. In ſteinerner Mauer
Neigte ſich ein gelbes Haupt, ſchweigend das Kind,
Da in jenem März der Mond verfiel.

Roſige Oſterglocke im Grabgewölbe der Nacht
Und die Silberſtimmen der Sterne,
Daß in Schauern ein dunkler Wahnſinn von der Stirne
des Schläfers ſank.

O wie ſtille ein Gang den blauen Fluß hinab
Vergeſſenes ſinnend, da im grünen Geäſt
Die Droſſel ein Fremdes in den Untergang rief.

Oder wenn er an der knöchernen Hand des Greiſen
Abends vor die verfallene Mauer der Stadt ging
Und jener in ſchwarzem Mantel ein roſiges Kindlein trug,
Im Schatten des Nußbaums der Geiſt des Böſen erſchien.

Taſten über die grünen Stufen des Sommers. O wie leiſe
Verfiel der Garten in der braunen Stille des Herbſtes,
Duft und Schwermut des alten Hollunders,
Da in Sebaſtians Schatten die Silberſtimme des Engels
erſtarb.

Eigenwilliger Spaziergang / von Theodor Däubler

Des tätgen Manns Behagen ſei Parteilichkeit.
Goethe.

Einſtmals erwachte ich, obſchon ich wachwanderte. Ich war ſchon lange, lange auf Mondpfaden gegangen: Der Mond hatte mich abgeholt, mit Silber geſchmückt, als ich mein Hemdchen überzog, und gelächelt, während ich in Stücklein Nacht, meine Kleider ſchlüpfte. Mitgenommen hatte er mich lange begleitet: Und daß ich nunmehr alles das ſo genau wußte, war ja gerade mein Wachwerden. Ich ſollte mich alſo an allerhand erinnern! Nun mußte ich lachen, denn der Mond hüpfte eben in ein Wolkenhöschen: Weg war er..... Auf Augenblicke..... aber Niemand führte mich weiter, und ich wußte, wo ich war. In den Karſttälern. Der Mond hatte mich hergeführt: Er ſelbſt iſt ja Karſt: Der höchſte Karſt, der himmliſche Karſt! Und da er ſich verbarg, ſah ich unter mir den Karſt auf Erden. Nun warf er wieder ſeinen Nebelmantel ab und zum Schluß auch eine ſchwarze Larve. Nun kam er mir aber erſt maskenhaft vor. Die Larve hatte ihn verraten. Er, der Mond, iſt auch ohne Wolke eine Larve! Was iſt der Mond? Der volle, aufgedunſene Tod? Eine Doppelmaske: Der Tod und Falſtaff in Einem! Jedenfalls ein Spaßmacher! Ich wußte es, denn ich war ſchon oftmals mit dem Monde davongelaufen. Auch weiter als bis hierher: Nun konnte ich alle die Orte angeben, bis zu denen ſich meine Nachtwanderungen hinausgezogen hatten. Wohl war ich jedesmal angekleidet; ich entſann mich ſogar genau der Röckchen, die ich alle, ſeit Jahren, jedesmal wenn ich mit meinem Himmelskameraden davonbummelte, angehabt hatte: Aber ich war dennoch ein Geſpenſt! — Mir graute, denn nun eben war ich keines! Ueberall konnte, mußte eins lauern. Der

Mond war aber noch da: Ich guckte ihm grade, unverschämt in die Augen. Da nahm er mich an der Hand und führte mich nach Hause. Ich war ganz artig. Ich wußte überhaupt erst damals, was ein artiges Kind ist. Der Mond sorgte dafür, daß ich über den Zaun konnte, leise durch das Fenster schlüpfte: er half mir beim Auskleiden, den Traum, der auf mich gewartet hatte, nahm er aber mit. So schlief ich allein in meinem Bettchen. Und seitdem holte mich kein Mond mehr ab. Ich kannte mich schon zu gut aus!

Henri Bergsons Metaphysik / von S. Friedlaender

Bekanntlich gibt es eine Menge relativer Wahrheiten, darunter welche von solcher Massivität, daß sie für absolut festgehalten werden, z. B. $2 \times 2 = 4$. Die skeptische Frage, was ist Wahrheit? geht auf die absolute Wahrheit, und das Wissen um diese wäre Metaphysik. Aber was hat es mit diesem Unterschied von „relativ" und „absolut" eigentlich auf sich? — Imaginiere man versuchsweise den völligen Wegfall, die Absurdität des Absoluten, so wird im selben Momente das Relative seine Garantie einbüßen. Und trotzdem ist keine Imagination imstande, das Absolute recht eigentlich, ohne die symbolischen Hilfsmittel des Relativen, auszudrücken. Offenbar bleibt hier für auch nur halbwegs gewissenhafte Denker bloß die kritisch-skeptische Eventualität offen. Angesichts der Ungeheuerlichkeit „Welt" hat man oft gespottet über die riesenhafte Anmaßung des winzigen Zufalls „Mensch", sich irgend welcher absolut gültigen Aussagen fähig zu dünken. Als ob die ganze Lächerlichkeit dieser Relation von Mensch zu Welt nicht immer noch beträchtlich anthropomorph bliebe! Als ob nicht „Mensch" selbst auf eine sehr ironische Weise der gelungenste An-

thropomorphismus wäre. Die vorkritiſche naive Philoſophie wähnte entweder, mit einem einzigen Griff das Abſolute in die Hand zu bekommen; oder, es plötzlich fallen laſſen zu können. Die moderne kritiſche Skepſis treibt, in vorſichtigſter Abſtraktion vom Abſoluten, Empirie des Relativen. Man iſt noch viel vorſichtiger geworden als Kant, der ja immerhin abſolute praktiſche Gewißheiten kannte und auf die theoretiſchen relativen indirekt einwirken ließ. —

Jetzt iſt ein moderner Denker, Henri Bergſon, mit einem ſehr intereſſanten Vorſchlage gekommen, wie der „Menſch", ſeine Bedingungen abſtreifend, alſo gleichſam übermenſchlich, durch Intuition ſich des Abſoluten verſichern könne. Bergſon ſetzt als das Merkmal des Relativen die Diskretion, Quantität, ins Unendliche teilbare Raumzeitlichkeit, Differenzierung, Gradation, Zuſammengeſetztheit, Gebrochenheit aller Art. Im Gegenſatz dazu ſei das Abſolute durchaus einfach, qualitativ, dauerhaft, unteilbar, ungraduirbar, integriert, unbrechbar innig: Spannung deſſen, deſſen Löſung jenes iſt. Bis hierher geht Bergſon den gemeinſamen Weg des tiefen Denkens aller Zeiten. Aber von hier an verläßt er ihn in einer ſehr kühnen, abenteuerlichen, originalen Weiſe und bricht ſich zum Abſoluten ſeiner Intuition geniehaft ſelber die Bahn.

Während nämlich ſonſt, und vor Allem noch bei Kant, Erkennbarkeit gleichbedeutend mit der oben charakteriſierten Relativität geweſen, und das Abſolute „Ding an ſich", Rätſel, Myſterium geblieben war: iſt für Bergſon nichts ſo hell, ſo erlebt, ſo wahr und wirklich, ſo ſinnlich draſtiſch, ſo blutig real, ſo intuitiv evident wie das Abſolute; dagegen iſt die Relativität eine ſchablonenhaft tötlich fixierte Abſtraktion zu lediglich praktiſchen Zwecken, ein mühſelig erkünſtelter Notbehelf zur dürftigſten Erfaſſung jenes reichen Lebens — ja, nur ſo Etwas wie deſſen armſelige Erinnerung. Alſo nicht wie vorher die helle Erſcheinung des

finstren Wesens; sondern die kaum noch dämmernde, schattenhafte Erscheinung eines nur allzu klaren Wesens, das man ihr kaum eben noch abmerkt. So verstanden, bietet Bergson die Umkehrung der Kantischen Kritik. Auch beim besten Willen hatte Kant das Leben der Sinne „wohl dressiert in spanische Stiefel eingeschnürt", er hatte das absolute Leben in die enge Gummizelle der Logik gesperrt, um das rasende vor sich selber zu schützen. Denn ganz gewiß hatte Kant ebenso wie Bergson das Erlebnis des Absoluten. Allein Kant erlag theoretisch so sehr der Relativität, als der brutalen Tatsache menschlicher Beschränktheit, daß er sein absolutes Wunder-Erlebnis, näher besehen: „Gott Freiheit Unsterblichkeit", in das Praktisch-Sittliche flüchtete. Für Kant war die Relativität unsres Wissens eine Tatsache, die er konstatierte, ohne zu verkennen, wie sehr diese Fatalität einer lebendigen Sublimierung bedürftig blieb; doch konnte ihm diese nicht sinnlich ausfallen, sondern wurde zur praktischen Gewißheit des Glaubens. Bereits Goethe hatte in seiner graziösen Manier, Wichtigstes leichthin zu betonen, die Lebendigkeit der Sinne gegen Kant verteidigt. Und Bergson macht jetzt aus dieser Verteidigung seinen Angriff, den Krieg der natürlichen Intuition gegen die konstruierte Abstraktion, als die er alles Logisch-Mathematische entlarvt. In dieser scharfsinnigen Demaskierung, in diesem in flagranti Ertappen des echten Lebens der Sinne hinter den starren, schwer drehbaren Kulissen des Logisch-Mathematischen liegt die geistreiche Eigenart Bergson's. Es ist nicht sowohl irgend eine Umkehrung des Kantischen Tatbestandes als vielmehr die umgekehrte Schätzung seiner Bestandteile, die hier so bedeutend einwirkt und von den Kantianern selbst mindestens so befreiend empfunden werden sollte: wie der Umbau einer halb noch mittelalterlichen Zwingburg in eine moderne Festung. Ueberhaupt wird Kant

nur dann mit Recht weiterregieren, wenn seine Verfassung nach Nietzsche's Maßregeln revidiert worden ist, und wir begrüßen in Bergson einen der ersten Vollstrecker dieses Willens zur Umwertung der traditionellen Werte. Bergson fühlt allem Logisch-Mathematischen, allem solid Konstruierten, der Kant zufolge allein echten Wissenschaft, *die gefrorene Struktur* an und erweist sich an ihr als entschlossener Auftauer ihrer Geronnenheiten, Integrator ihrer Differenzen. So faßt er das intrikate Prinzip, dessen Auswickelung alle Wissenschaft ist, die gespannte Feder, deren Entspannung alle Räder des intellektualen Betriebes andreht, glücklich an rechter Stelle, so intuiert er die ewig bewegliche, lebendige Gottheit ohne die Begriffsspinnewe-ben, die ihren Tanz verschleiern. Bergson ist Musiker, wo Kant Architekt ist; beide haben dasselbe Thema. Gerade, wo Kant verhüllt, muß Bergson offenbaren; wo Kant fünf Sinne gibt, gibt Bergson deren Quintessenz.

Hierin liegt seine scheinbare Paradoxie: gewiß ist das starre Punkt- und Liniensystem, durch das wir Bewegungen darstellen, faßbar, plausibel machen, *anschaulicher* als die Bewegung selbst; aber nicht — *intuitiver*. Dies ist strikt auseinanderzuhalten! Die Blitzlinie ist bloß eine Oberflächen-Anschauung der intuitiv zu erfassenden eigentlich wirksamen Blitzkraft. Unsre Lebenspraxis, meint Bergson, muß das Flüssig-Flüchtige ruhig und fest formen, um sich seiner bequemer zu bedienen. Aber die Theorie habe dies nicht mehr nötig, sie solle lebendig das Lebendige intuierend verstehen lernen. Denn so wenig man Ruhe zur Bewegung, so sehr könne man diese (durch Retardation) zu jener wandeln. Von der Qualität aus gelange man (durch Verdünnung) leicht zur Quantität; aber nie vice versa. Kurzum, verstehe man alles Feste, Quantitative, Räumliche, Geteilte, Ruhende als das *Minimum* der sinnlichen Wahrnehmung seines andren Extrems, so verstehe man es intuitiv; sonst

ſei (alſo z. B. für Kant) etwas nicht räumlich Teilbares eo ipso unſinnlich, höchſtens „intelligibel“. Die Bergſon'ſche metaphyſiſche Intuition iſt alſo deswegen ſo geeignet, alle ohne ſie unlösbar vorhandenen Widerſprüche, Antinomien zu enträtſeln, weil ſie die Intervalle der vulgären Anſchauung kultiviert: ſie bewegt ſich einſchaltend zwiſchen allen ſonſt getrennten Dingen und Zuſtänden, die nur durch dieſe abſtrakte Trennung „Dinge“ und „Zuſtände“ ſind. Sie iſt folglich als ein lebendig Mittleres zu kennzeichnen zwiſchen Extremen ihrer Beweglichkeit; wobei aber Bergſon natürlich Bewegung vor Ruhe bevorzugt; Werdendes vor Fertigem. Die ungeheuerſte Labilität des intuirend erlebenden Geiſtes iſt der prinzipielle Ausgangspunkt der Bergſon'ſchen Methode: von hier aus kann ſie Stabiliſierungen ſo vornehmen, daß ſie mit keiner Lebendigkeit jemals ſtreiten. —

Die Kritik dieſer Methode möchte nicht ſo ſehr deren Prinzip wie deſſen Handhabung beanſtanden. Man muß von einem Weltauge, das ſich dermaßen inmitten weiß, die ſcharfe Rückbeſinnung von aller Exkurſion auf dieſe Zentralität ihrer Ausſtrahlung verlangen. Wenn Bergſon ſo intenſiv das Extrem der Strebſamkeit und Beweglichkeit ins Auge faßt, ſo muß er ſich klar ſein darüber, daß ein ſolches Extrem ſeinen wahren Gegenſatz keineswegs in der Stabilität, ſondern nur in der entgegengeſetzt gerichteten Bewegung haben kann. Das andre Extrem der Bewegung iſt nie und nimmer die Ruhe: ihr zéro! Sondern die umgekehrte Bewegung. Seitdem Kant in die Philoſophie den ſo enorm epochemachenden und intereſſanten Begriff der negativen Größen eingeführt hat, kann das Verhängnis der Aufſtellung falſcher Gegenſätze leichter verhütet werden. Aber viel verhängnisvoller noch wäre eine Verkennung des allerſchwierigſten Begriffs einer zwiſchen

den Gegenſätzen labilen Mitte. Ohne das Verſtändnis des *Indifferenzpunktes* erliſcht das Verſtändnis der Skala zwiſchen Extremen. Shakeſpeare wundert ſich einmal (in „Troilus und Kreſſida“), „of this strange nature, that a thing inseparate divides more wider than the sky and earth.“ Wer mit Bergſon im Konkreten etwas ätheriſch beweglich Flüſſig-Flüchtiges ſieht und allen metaphyſiſchen Begriffen die elaſtiſchſte Anſchmiegung und Schmeidigung zu geben wünſcht — und hierin ſind wir Alle Bergſonianer — der müßte mit beſonnenſter Präziſion *das neutrale mediale Grau* charakteriſieren — er ſelbſt bedient ſich dieſes Bildes! —, aus dem der Gegenſatz von Weiß und Schwarz *und* ſeine Einheit erſt intuitiv einleuchtet. Bergſons Labilität iſt ja *gar kein Extrem*, ſo wenig wie die traditionelle Stabilität: ſondern, wiſſentlich oder nicht, *eine mittlere Verfaſſung* des (gleichſam chemiſch identiſchen) Geiſtes. Deſſen Stabilität labiliſieren heißt alſo nicht, aus einem Extrem das andere machen; ſondern a thing inseparate in ſeiner wahren außerordentlich lebendigen, wenn auch anſcheinend ſtarren Natur intuitiver offenbaren. Denn das Stabile, die Ruhe, iſt nimmermehr das *Nein* der Bewegung, ihr negatives Extrem: *ſondern ihr Nichts*, d. h. das mediale Neutrum oppoſitiver Bewegung: ihr „*Grau*“ und nicht, wofür man ſie hält, ihr Schwarz. Und Bergſon ſollte, anſtatt „grau“ für „ſchwarz“ einzuſetzen, ſich mit dem Ruhm begnügen, *das Grau lebendiger zu intuiren als ſeine Vorgänger*, (die es eben für „ſchwarz“ hielten). Es ſtellt ſich alſo mehr und mehr heraus, daß das, was man als bloße Miſchung („Grad“) von einfachen Elementen anzuſehen gewohnt iſt, wie z. B. *Grau*, urſprünglich und sui generis iſt, ſo daß *ohnedies* die vermeintlichen Elemente in aller Ewigkeit niemals das Grau erzeugen könnten. Da nun Bergſon in jeder Beziehung darauf aus iſt,

dieſer chemiſchen Neutraliſation den Primat, die Abſolutität zu erteilen, und in der Tat von einer ſolchen fliegenden Inſel aus, an der immer neue Lenk- und Schwebekräfte zu entdecken ſind, weſentlich nichts unbeherrſchbar bleiben kann, ſo ſollte man dieſe wunderbar labile Poſition durchaus nicht und keinesfalls mit dem Superlativ des poſitiven Extrems verwechſeln, und Bergſon müßte dieſes Mißverſtändnis, *das er zu nahe legt*, viel weiter entfernen! Das Prinzip der geſpannten Feder leiſtet gar nichts, wenn es nicht ſo angelegt wird, daß es Retardation wie Akzeleration *in gleicher Gewalt* hat. Mit abſoluter Labilität eines Prinzips läßt ſich ſo wenig ausrichten, wie mit ſeiner Stabilität: wohl aber alles mit ſeiner *labil verſtandenen* Stabilität! Wer ein koloſſales Vermögen beſäße, müßte, ohne die berechnete Rückſicht auf die Möglichkeit von Schulden, bankrottieren. Das Bergſon'ſche Prinzip darf alſo nicht überangeſtrengt werden, wie es unvermeidlich geſchehen würde, wenn man ſeine neutrale Mittelſtellung *zwiſchen* allen denkbaren Extremen *ſo verkännte, daß man es zum Extrem abſoluter Beweglichkeit machte*; ſondern ſeine Leiſtungsfähigkeit, ſeine unerſchöpfliche Quellkraft liegt *in der medialen Beherrſchung aller denkbaren Extreme*. Perpetuirliche Mobilität gewährt *nur* ein Komparativ; der Superlativ iſt in ſeiner Art ſo leblos wie der Poſitiv. Vom Superlativ aus läßt ſich nicht etwa leichter zum Poſitiv gelangen als umgekehrt. Bergſons „Umkehrung" iſt demnach *nur* ſo zu verſtehen, daß er in dem, was ſeine Vorgänger für ein abgeleitetes Gemengſel hielten, mit intuitivem Blick das original Primäre gewahr wurde, *das wirklich Einfache*! Daraus wird aber klar, daß die von Bergſon ſo genial durchſchaute konſtruktive Abſtraktheit der Kantiſchen Sinnenwelt durch und durch *den polaren Charakter der Selbſtentzweiung eines urſprünglich Selben* an ſich

trägt, aus dem denn auch ihre gesamte antinomische Beschaffenheit herzuleiten wäre. Mit anderen Worten: *alle Relativität ist polare Differenzierung des Selben.* Danach wäre das „*Absolute*“ weder, wie der positivistische Realismus behauptet, chimärisch; noch, wie der (Kantische) Idealismus will, transzendent: sondern *das intrikat implizierte Relative selbst, also Intuition seiner Distuition.* Dieses Absolute ist also eine wahre Zentralsonne aller Sinnlichkeit. Erstaunlicher Weise würde sich in diesem Lichte der *dichterisch* bestimmte Begriff als wissenschaftlich exakter erweisen als irgend ein hergebrachter dürr physikalischer logisch-mathematischer Art. Vom Farbigen, Bunten, Legierten, *vom Neutralen aus*, wenn es lebendig-sinnlich erfaßt wird, läßt sich alles Einzelne ableiten; umgekehrt wird man wesentlich niemals isoliert Einzelnes gradual verflößen können, wenn man nicht zuvor diese Verflößung als die lebendige Einheit aller Isolationen in sich verspürt hat. Uns will es scheinen, als ob Bergson mit diesem Begriff des Absoluten den ungerechterweise viel zu wenig Beachteten sich angeschlossen hätte, welche versuchen, den *Begriff der neutralen Größen* in die Philosophie einzuführen; oder bildlicher gesprochen: der zentralen, medialen. In diesem Sinne ist z. B. *zéro* die durchmischteste, bunteste, satteste aller Zahlen, lebendigste Indifferenz ihrer sonst unaufhebbaren Differenz, das Absolutum ihrer Relativität. Ein Vers des Racine: „Dieu voit comme un néant tout l'univers entier“ zielt hierher. Selbstverständlich sind damit, daß das konkret Absolute die Diskretion von Ja und Nein in seinem Neutrum verschmilzt, die Gegensätze nicht annulliert: *wohl aber ihre Relativität!* Es wird ihnen beigebracht, zu Etwas aufzublicken, was realer ist als jedes von Beiden (als jede positive oder negative Größe); was nicht ihr Produkt, sondern *ihr Produzent* ist. Im Parallelogramm der

Weltkräfte wäre nach Bergſon die Reſultante das Primäre. — Freuen wir uns, mitten in der gelehrten Forſchung einen Geiſt wirken zu ſehen, der das märchenhafte Geheimnis Indiens, dem nordiſche Abſtraktion noch undurchdringlichere Hüllen überwarf, in feuriger Nacktheit allen Sinnen wieder preisgibt!

Heilige Nacht / von Hugo Wolf

Haltet ſtill!
Noch ſteht die rote Sonne überm Wald.
Auf dünnen Strahlen, licht wie Harfenſaiten,
ſpielt ſie das Lied, das alle Freuden malt
und alle Schmerzen durch die Himmelsweiten
von Welt zu Welt.

Schweigt und kniet!
Es jubelt hoch und niedre Kreatur
der Nacht entgegen wie ein Schrei. Da fühlt
ſich Leib an Leib. Die goldgeſtickte Flur
erzittert, weithin ſingt der Wald, verwühlt
in Leidenſchaft.

Bald iſt Nacht.
Das Lied der Sonne flattert in Akkorden
von ſanftem Flügelſchlag durch Blätterkronen.
Die Schwere alles Raums iſt fröhlich worden
und Sterne tanzen, wo die Engel wohnen,
geſchart um heutigen Tages Todesbeute.
Und — da verſtummt die Welt und alles Sein:
denn Gott tritt ein —
und winkt — und küßt die lieblichſte der Bräute.

Nachwort / von Willy Haas

Im „Brenner“ vom 1. Juli 1913 iſt ein Aufſatz erſchienen, in welchem ich über den katholiſchen Dichter Paul Claudel gehandelt habe. Ich habe es im Zuſammenhange verſucht, einige beſonders auffallende Tatſachen aus der Geſchichte der franzöſiſchen Kirche mit gewiſſen Zügen des nationalen Charakters in Verbindung zu bringen. Dazu bemerkt nun der Dichter in einem Schreiben, das er an mich zu richten die Güte hatte: „... Je n'ai pas bien compris ce que vous dites du catholicisme gallican; je suis fort éloigné de cette hérésie. Mon retour à la foi est bien antérieur au „Partage de Midi“, qui n'est que le récit d'une crise passionelle. Il est antérieur même à „Tête d'Or“, bien que mon adhésion définitive ne date que de „La Ville“ . . .“

Hier ſcheint mir ein Einwand erhoben von der Art, daß man befürchten muß, er habe in irgend einem leichtſinnigen Worte, irgend einer ungewollten Wendung, in irgend einer zweideutigen Feſtſtellung meines Eſſays den Schein einer objektiven Berechtigung, und er könne vielleicht auch von anderen Leſern im Stillen erhoben worden ſein.

Es wird ſich mir daher im Folgenden nicht ſo ſehr darum handeln, die Richtigkeit meiner Behauptungen zu ſtützen; vielmehr darum, meiner Geſinnung Ausdruck zu geben, was in jenem erſten Artikel nicht ſo deutlich geſchehen zu ſein ſcheint, wie ich es gewünſcht habe.

* * *

Ich möchte am Anfang ein kleines Bild entwerfen. Weiß Gott, warum ich es um jeden Preis erzählen muß, und wie es eigentlich zu dieſem Thema gehört. Aber es will ſich nicht anders anlaſſen, und da es in mir ſo feſt zuſammenhängt, wird ſich wohl auch ein äußerer Zuſammenhang finden.

Auf dem Weihnachtsmarkt am dunklen Spätnachmittag ſtehen Buden, hell erleuchtet, drinnen ſind kleine bunte Marzipanherzen, glänzende Kettchen, kupferne und goldne Marienhaare, angezündete Bäumchen, ungeſchickte Papierengel, Weihrauch, gedruckte Heiligenbilder, färbige Kerzen, Leierkaſtenmuſik, dieſes ganze rührende Inventar unſäglicher Erinnerungen. — Obgleich es gerade ſchneit, iſt der Markt ziemlich voll, und ich komme nicht gut vorwärts inmitten dieſes Lärmens und Gedränges. Ich will in's kunſthiſtoriſche Inſtitut, irgendeinem befreundeten Menſchen bei einer Arbeit helfen.

Richtig, nun ſitze ich auch ſchon in der heißen Stube vor dem Eiſenofen mit meiner kleinen Pfeife, neben mir mein Freund. Da ſind die Mappen, da ſind die Bücher, die wir brauchen. Ich gehe herum, rate, ſo gut es gehen will. Da fällt mein Blick beiläufig auf ein Buch. „Oeuvres de Jehan Foucquet", ein rieſiger roter Maroquinband mit den Emblemen der Orléans. Ich nehme ihn heraus. „Liste des Souscripteurs": Der Kaiſer Napoleon, der Papſt, der Kaiſer Alexander von Rußland, die Königin von Spanien, S. M. François d'Aſſiſe de Bourbon, S. M. La Reine Chriſtine de Bourbon, Le Duc D'Aumale, Le Duc De Montpenſier, Der Graf Aguado in Sarragoſſa, Fernando Alvarez in Madrid. Dann kommt ein Blatt für das Wappen des Eigentümers, dann ein Breve des Vatikans mit dem Imprimatur.

Und nun betrachte ich die Werke des Miniaturmalers Jehan Foucquet. Dieſe vergoldeten, blutenden Figürchen. Dieſes Marienleben mit den winzigen Möbeln in flandriſchen Wohnſtuben. Dieſen Saint Pierre, Saint Nicolas, Saint Hilaire und vor allem dieſe ſchreckliche kleine Saint Apolline, der man die bronzenen Haare aus dem hübſchen Kopf herausdreht. Daneben die Geſänge und Méditations,

die „Oraisons à Seigneur Jésus“, die Leçons und Responsen.

Damals habe ich den Katholizismus *gefühlt*, und ich werde es niemals vergessen. Draußen gingen die Bürger mit ihren Frauen herum, die kleinen Comptoirmädchen, die Grisetten, die Schreiber und die Kommis und kauften Bonbons ein, gebrannte Mandeln, Feigen, Kerzchen, Wollschuhe, unter dem Vorwande Jesus zu dienen. Und hier darinnen ist ein Denkmal, in Maroquin gebunden, wie eine endlose Schar von Herrschern und Adeligen sich nach dem Willen der Kirche durch Kunst ergötzen läßt.

Claudel und seine „Annonce, fait à Marie“ habe ich viele Jahre später gelesen. Aber jetzt, indem ich dieses schreibe, wahrhaftig, jetzt ist es mir unverständlich, warum ich nicht einfach diese Geschichte hierhergesetzt habe, als ich in den „Brenner“ über die „Verkündigung“ schrieb. Sie hätte vielleicht mehr über dieses Werk und über diesen Dichter gesagt, als alle historischen Tatsachen, die ich so mühsam zusammengetragen habe, mehr, als alle persönlichen Merkmale, die ich aus den Dichtungen herauslesen wollte, mehr als alle Konflikte, alle Vorzüge, alle Einwände . . . . .

Es ist ja so wenig ersprießlich, einen Menschen sich aufzubauen, indem man durch Zusammenhänge und Gegensätze um eine zentrale, psychische Konstitution herum Eigenschaften, Neigungen, Anschauungen, Werke gruppiert. Was herauskommt, beweist vielleicht etwas für die Seele des Beschreibenden selbst, allerhöchstens spricht es für seine praktische Menschenkenntnis oder Lebenserfahrung; aber die Anmaßung, als Mensch in's Innere von Menschen vorzudringen, reflektierend, bewußt, rationell, dieser Mangel an Ehrfurcht vor dem *Gottgeschaffenen* kann nicht von der Natur durch ein befriedigendes Resultat noch aufgemuntert werden. Der bildende Künstler geht um die Menschen

herum und ahnt und deutet an das Innerſte aus dem Aeußerſten. Das iſt der wahre Weg; derjenige des Verſtandes iſt der falſche.

Ich hätte vielleicht aus den Werken Claudels zumindeſt dieſes eine lernen können, daß man von den Menſchen ſelbſt erzählen darf, wie ſie tätig ſind, nichts weiter; vom Bauer, wie er am Felde arbeitet, vom chineſiſchen Kaiſer, wie er herrſcht, vom Papſte, wie er ſegnet und verdammt, vom Teufel, wie er verführt, vom Frommen, wie er fromm lebt, und vom Gottloſen, wie er gottlos iſt; und daß man in Demut abwarten ſoll, ob nicht der Schöpfer alles Seelenhaften ein weniges von der Seele dazutut.

Und wieder muß ich an den Abend denken. Um wie viel mehr, um wie unendlich viel mehr hätte ich über Claudel ſagen können, wenn es mir eingefallen wäre, einiges von dem zu erzählen, was ich damals gefühlt habe. Ich hätte es verſuchen müſſen; — und ich hätte nicht ein Wort hinzufügen ſollen, nicht ein Wort; — vielleicht hätte ſich plötzlich ein Antlitz gezeigt zwiſchen den gedruckten Buchſtaben; vielleicht, in eines Augenblickes Dauer, hätte ſich ein Herz zutiefſt aufgetan. Denn der Menſch — hat er wirklich Eigenſchaften? Hat er Beſonderheiten, hat er Konflikte, oder ſind es Aeußerungen ſeines Körpers, Aeußerungen ſeiner Umgebung, Aeußerungen der notwendigen Weltordnung? Will man ihn zuſammenſetzen wie eine Moſaik, indem man Tatſachen und Beziehungen wie bunte Steinchen anhäuft, eines zum andern, hunderte, tauſende, — und er iſt doch ein Ganzes zugleich und ein Nichts, ein undeutliches Etwas von Reaktionen, und wiederum ein Unteilbares, ein Individuum?

Dennoch habe ich es verſucht. Ich habe eine eckige Moſaik hergeſtellt, als ein Menſch, den der Verſtand plagt.

Aber indem ich nun alle Nachteile der analytiſchen Be-

handlung aufgezählt habe, habe ich mir das Recht erworben, auch ein Weniges zu ihrer Verteidigung hinzuzufügen.

Wenn der Analytiker von einer Neigung ſpricht, wird er eine Eigenſchaft meinen. Wenn er von einem Konflikt oder von einem Werke ſpricht, wird er eine Eigenſchaft meinen. Und wenn er die Geſchichte eines Volkes behandelt, wird er eine Eigenſchaft, oder eine Reihe von Eigenſchaften meinen. Niemals aber wird er dieſe Neigung, dieſen Konflikt, dieſe Vorgänge in der Geſchichte für etwas Letztes anſehen, zu dem er nun Stellung nehmen müßte. Deshalb wird es nicht in Ordnung ſein, von Häreſie zu ſprechen, wenn ich über die galliſche Kirche rede.

Ich habe in meinem Aufſatze die „Mittagswende" Claudels „katholiſche Kriſe" genannt. Ich halte, als Analytiker auch den Glauben für eine Frage der pſychiſchen Konſtitution, die von Natur aus die unſere iſt, und die wir der Gnade des Himmels verdanken. Aber ich meine, es gibt einen Augenblick unſeres Lebens, in welchem wir dieſer Gnade beſonders teilhaftig werden, einen Tag, an welchem uns die Weisheit des Himmels zerreißt, durch unſeren eigenen Intellekt, unſere eigenen Ideale, durch unſere Selbſtliebe und unſere lächerlichen „Kenntniſſe", durch alles, worin wir unſere Größe und Bedeutung ſahen und was uns teuer war, damit wir mit unſerer jämmerlichen Vernunft ſchließen und unſer Schickſal der höheren Macht in die Hand legen. Da iſt der Morgen, an welchem wir auf unſerem Lager erwachen, jammervoll, und Gott anrufen in den Qualen unſerer Reflexion. Und wir haben geſündigt, denn wir haben vom Baume der Selbſterkenntnis und des Stolzes gegeſſen und wir wollten uns ſehen, „wie wir nackt ſind" Da iſt der Fluch über uns, daß wir raſtlos umherſchweifen und raſtlos dem Tode entgegenſterben, daß wir uns „mit Kummer nähren", wie im I. Buche Moſis ſteht, und niemals ſatt werden.

Unſere verdammten Pſychiater nennen es „eine Neuroſe“, und einer von ihnen, ich meine den Wiener Arzt Alfred Adler, iſt nahe am Ziel geweſen, indem er dieſe „Krankheit“ auf ein Gefühl der Minderwertigkeit und auf die Prüfungen des Himmels zurückführte; aber ich wollte, er hätte den richtigen Namen dafür gewählt; ich wollte, er hätte die Geſinnung gehabt, daß er hätte fühlen können, wie ſehr poſitiv das iſt, was er negativ nennt; ich wollte, er hätte einen kleinen Vorteil vor Gott genannt, was er einen großen Nachteil vor der Welt nannte. Sie wollen heilen, dieſe Pſychiater? Eine Krankheit, an welcher der Patient ſelbſt ſterben will? Da es doch nur eines Aufblickes bedarf, um zu geſunden?

Nun wohl: wenn es ein Fehler iſt, die Welt analytiſch zu ſehen, und wenn es unvollkommen iſt und alles das, was ich am Eingange dieſes Briefes bekannt habe: ſo wird es uns doch gegeben ſein, Zuſammenhänge zu ſehen zwiſchen Seelenzuſtänden und „logiſchen“ Gedankengängen, zwiſchen Seelenzuſtänden und Meinungen, zwiſchen Seelenzuſtänden und dieſer unverrückbaren Tatſache, die wir „Glauben“ nennen, deutlicher zu ſehen, als andere, ja ſogar deutlicher vielleicht als jene ſelbſt, von denen es ein Teil iſt. Und wenn ich ſagte, „Die Mittagswende“ ſei eine „katholiſche Kriſe“ — Claudel möge es mir verzeihen, ich liebe und verehre ihn mehr als alle anderen lebenden Dichter —, ſo werde ich dabei bleiben.

Niemand wird das ſo verſtehen können, als ſei Claudel erſt damals Katholik geworden. Clemens Brentano ſoll zur Kirche übergetreten ſein, nachdem er mit ſeinen eigenen Ohren gehört hatte, wie Sophie Mereau ſchreiend und in Todesagonie die Leiche ſeines Kindes zur Welt brachte. Ich weiß nicht, ob es wirklich eines ſo deutlichen Winkes bei feinfühligen Menſchen bedarf; aber er hat, wenn ich nicht irre, die „Romanzen vom Roſenkranz“ viel früher geſchrieben,

und sich zu den rührenden Marienliedern der deutschen Volksdichtung sicherlich seit seiner Kindheit hingezogen gefühlt.

Ich habe gesagt, was ich in dieser Sache sagen mußte, und ich habe es sehr ungeschickt und sehr umständlich gesagt. Aber es handelt sich hier nicht um die Schönheit von Wendungen, sondern um die Gesinnung des Herzens.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Man kann etwas auch mißverstehen, um ihm Besseres abgewinnen zu können. So habe ich vielleicht „Die drei Stufen der Erotik" von Emil Lucka mißverstanden*). Der Verfasser hält die Beweisführung seiner Entwicklungstheorien für die Hauptsache; mir erscheinen diese Theorien und daß man derlei beweisen will, als das Unbedeutende, die vereinzelten frommen Züge und Gefühlskundgebungen hingegen als das Bedeutendere im Werke, über das noch zu sagen wäre:

Sein Inhalt wurzelt zu wenig im Wesen des Verfassers, oder dieses Wesen selbst hat zu wenig Wurzelung. Auch sehe ich keinen Hauptgedanken Bestand haben. Weiters, wenn gesagt wird (nachdem man den „Liebestod" als metaphysische Form der Liebe erörtert und Percival Lowell gelesen hat): „Es wäre ein Irrtum, wollte man in dem Gedanken des Liebestodes eine Abkehr von der Weltanschauung Europas, vom Weltgefühl der Persönlichkeit sehen, und einen Sieg der kraftlosen Lehren des Ostens, die das Nichtsein über das Sein (d. h. über das gestaltete Sein) stellen", so wäre zu fragen: ob hier nicht bedenklich fehlgegangen ist? Ob nicht zuletzt jenes Nichtsein sich noch kraftvoller erweist als alles gestaltete Sein — auch hinauf bis zum Liebestod? — Und schließlich muß noch bemerkt werden: daß

*) Vgl. Heft 20, III. Jahrg.

ein Freund und Anhänger Weininger's ſich niemals, ſei es in welcher Weiſe immer, auf einen Ernſt Haeckel berufen darf. (Das Ergebnis eines ſchöpferiſchen Geiſtes, und mag er noch ſo verneinend ſein, ſteht immer unvergleichlich höher als alles, was die Kriecharbeit eines derartigen Forſchers zutage fördert.)

*

Hermann Bahr hat nun fünfzig. Daß es Jahre ſind, möchte man bei ſeinem Mangel an Selbſtkritik kaum glauben. So rühmt er ſich vieldeutig als „niemals und immer Derſelbe", anſtatt eindeutig zu bekennen, daß er „niemals und immer derſelbe" Vortäuſcher geweſen — ſich und anderen. In der letzten Zeit empfindet er ſich gar als Landſchafter, dem weite Ausſicht „Lebensbedürfnis" iſt, und meint: „Irgendwie muß dieſes Bedürfnis mein Grundverhältnis zum Leben enthalten". Noch ärger iſt ſein Geflunker in der „Selbſtinventur". Hier erkennt er: „daß Taten und Werke, um des Geldes willen getan, nichtswürdig ſind", und es gruppieren ſich ihm die Menſchen in „Geldesdiener" und „Gottesdiener". Dann erzählt er, wie er einmal in eine ernſte Stunde kam: „. . . ich hatte zwei Nächte lang den Tod an meinem Bette ſtehen . . . Aber ich war noch nicht in Ordnung, ich erſchrak, wie wenn einer ſein Werk abliefern ſoll und hat es noch nicht fertig . . . und ich bat den Tod, mir noch Zeit zu laſſen, und er hatte Geduld mit mir". Der Gottesdiener Bahr aber ging hin und brachte ſein 7000 Kronen-Geſchäft mit einem Varieté-Direktor in Ordnung. Doch Bahr iſt auch voller Feindesliebe und ſagt das ſo: „Ich habe ſtets meine Feinde geliebt. Ich brauche meine Feinde . . . Das Blau braucht jenes Rot, an jenem Rot erſt leuchtet das Blau völlig auf. Gebt mir Feinde, damit ich an ihnen aufleuchte! In meines Herzens Herzen will ich ſie hegen."

Das wäre freilich bequem; nur kann es eben nicht ſein. Hier muß man jedoch Herrn Bahr, der das Glück hatte „Olbrich, Klimt und Mahler zu erleben“, ein gewiß bedeutenderes Erlebnis in Erinnerung bringen: Karl Kraus. Und man ſtaunt, wie es ſich fügte: wie von einem, der vorgibt, es ſei ihm „von je tief eingeprägt, Gott nicht eitel zu nennen“, Gott ſich auch wahrhaft nicht eitel nennen ließ und ſeine Schildwache ſtellte, die ſolchem Worteunfug Grenzen ſetzend den ganzen blauen Humbug rot herausſtrich.

*

Das Hermann Bahr-Buch — ſo ſehr es einen erſchreckt durch die Vorrede des Verlegers und dadurch, daß den Bahr, der von ſich behauptet: „in mir findet jeder mehr als ſich ſelbſt“, auch noch der „hübſche und ſchmeichelhafte“ Gedanke tröſtet, „daß zwiſchen Wolga und Loire, von der Themſe zum Quadalquivir heute nichts empfunden wird, das er nicht verſtehen, teilen und geſtalten könnte, und daß die europäiſche Seele keine Geheimniſſe vor ihm hat“ — dieſes Buch hat doch ſein Gutes. Man merkt: Frühere Arbeiten ſind redlicher geſchrieben. „Ein Sonderling“ könnte vielleicht ſogar in der Geſinnung beſtehen, und die unbedeutende Plauderei „Die Kaiſerin“ bringt als Zitat einen Satz von Alexander von Warsberg, der gewiß bedeutender iſt als alles, was Bahr je aus Eigenem aufgebracht hat. Er lautet: „Denn das Naturgeſetz, welches überall die Waſſer ins Gleichgewicht ſtellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moraliſchen Dinge, ſo daß ſich fortwährend und in allem ein ſicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz ſchuldlos iſt, wenn man Ahnen hat.“

Regeln für den, der in den Bergen baut / von Adolf Loos*)

Baue nicht maleriſch. Ueberlaſſe ſolche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Menſch, der ſich maleriſch kleidet, iſt nicht maleriſch, ſondern ein Hanswurſt. Der Bauer kleidet ſich nicht maleriſch. Aber er iſt es.

*

Baue ſo gut als du kannſt. Nicht beſſer. Ueberhebe dich nicht. Und nicht ſchlechter. Drücke dich nicht abſichtlich auf ein niedrigeres Niveau herab, als auf das du durch deine Geburt und Erziehung geſtellt wurdeſt. Auch wenn du in die Berge gehſt. Sprich mit den Bauern in deiner Sprache. Der Wiener Advokat, der im Steinklopferhans-Dialekt mit dem Bauer ſpricht, hat vertilgt zu werden.

*

Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn ſie ſind Urväterweisheit geronnene Subſtanz. Aber ſuche den Grund der Form auf. Haben die Fortſchritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbeſſern, ſo iſt immer dieſe Verbeſſerung zu verwenden. Der Dreſchflegel wird von der Dreſchmaſchine abgelöſt.

*

Die Ebene verlangt eine vertikale Baugliederung; das Gebirge eine horizontale. Menſchenwerk darf nicht mit Gotteswerk in Wettbewerb treten. Die Habsburgwarte ſtört die Kette des Wienerwaldes, aber der Huſarentempel fügt ſich harmoniſch ein.

*

Denke nicht an das Dach, ſondern an den Regen und Schnee. So denkt der Bauer und baut daher in den Ber-

*) Aus dem Jahrbuch der Schwarzwald'ſchen Schulanſtalten in Wien.

gen das flachſte Dach, das ſeinen techniſchen Erfahrungen nach noch möglich iſt. In den Bergen darf der Schnee nicht abrutſchen, wann *er* will, ſondern wann der Bauer will. Er muß daher ohne Lebensgefahr das Dach beſteigen können, um den Schnee wegzuſchaffen. Auch wir haben das flachſte Dach zu ſchaffen, das *unſeren* techniſchen Erfahrungen nach möglich iſt.

*

Sei wahr! Die Natur hält es nur mit der Wahrheit. Mit eiſernen Gitterbrücken verträgt ſie ſich gut, aber gotiſche Bogen mit Brückentürmen und Schießſcharten weiſt ſie von ſich.

*

Fürchte nicht unmodern geſcholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweiſe ſind nur dann erlaubt, wenn ſie eine Verbeſſerung bedeuten. Sonſt aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und ſei ſie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr innere Zuſammenhänge als die Lüge, die neben uns ſchreitet.

Max Brod (II)

„Jeder Neue stellt sein Artistentum wie einen transportablen Apparat vor sich hin. Ist einer dahinter? Ist keiner dahinter?"

Meier-Graefe, 1913.

In Nr. 32 der Berliner „Aktion" hat Max Brod auf meinen Artikel im vorigen Heft des „Brenner" erwidert; es war sein gutes Recht und ich bin der Letzte, der ihm das streitig machen wollte, aber ich verwahre mich dagegen, daß er meine lauteren Absichten verdächtigt und mir Unehrlichkeit vorwirft. Er bezeichnet meine Kritik als eine „pseudonyme Verfälschung" seiner Bücher. Das ist ein raffinierter Ausdruck, denn er kokettiert mit der Vorstellung der Anonymität und läßt durch ein Hintertürchen den Vorwurf der Feigheit sich einschleichen. Dagegen erkläre ich, daß bloß die Rücksicht auf Verhältnisse, die weitab vom literarischen Gebiete liegen, allerpersönlichster Natur sind und auch Herrn Brod nichts kümmern, mich einst bewog, ein Pseudonym zu wählen; diesen meinen Autornamen aber, unter dem ich bisher publizierte, mußte ich natürlich auch in diesem Falle beibehalten, wollte ich nicht in Wahrheit hinterhältig erscheinen, und ich konnte es mit umso ruhigerem Gewissen tun, als Herr Brod jederzeit die Möglichkeit hatte, sich durch einen Blick in den „Kürschner" über mich zu orientieren; doch diese Ueberlegung paßte ihm, wie es scheint, nicht ins Konzept, und so zog er es eben vor, mit dem Begriff Pseudonym Schindluder zu treiben. Im Uebrigen nimmt er zu der altbewährten faulen Ausrede seine Zuflucht, ich hätte die Zitate aus dem Zusammenhang gerissen. Leider kann ich keine ganzen Romankapitel zitieren, aber selbst wenn dies möglich wäre, so hätten meine Ansichten über die Produktion Brods keine Erschütterung zu besorgen, denn ich muß gestehen, daß die Romane, als Ganzes betrachtet, viel eher als die Teile, daß die Stickluft zwischen den Baugliedern viel eher als diese selbst in mir den Widerwillen erzeugten. Damit ich aber von dem Vorwurf, nur Bruchstücke gegeben zu haben, freikomme, will ich hier zwei unverkürzte Gedichte folgen lassen, welche mein Urteil Lügen strafen mögen, wenn sie's imstande sind:

Vertrauter ist mir als das krause Band der Welt
Das rosa Band, das deines Hemdes Krause hält,
Und heilender als Balsamhauch an Meeresküsten
Kommt mir der Duft, der aus dem Luftschacht zwischen deinen Brüsten,
Als hätte man ein noch nicht aufgeräumtes Zimmer aufgeklinkt,
Zähe und wärmefächelnd wie aus trägzerschlafenen Betten dringt.

Diese Verse sind nicht wie die im vorigen Heft zitierten „grell, wild-erotisch", aber sicherlich „seltsam-wahr". Seltsam, weil Intimitäten ohne allgemein menschlichen Bekenntniswert nicht anders wirken können, und wahr deshalb, weil ein penetranter Schweißgeruch der Anwalt ihrer Lebensechtheit ist. Aber lassen wir das Erotische und damit das Inhaltliche, beachten wir nur das Technisch-Formale und die Konsequenz in der Durchführung der Metapher im folgenden Gedicht:

Erwartung

Hier wohnt das Mädchen. Aus dem Tor
Zieh ich mit Blicken sie hervor.
Ich sauge an dem ganzen Haus.
Nun Mädchen, komm heraus!

Sie kommt nicht! —
Da mag ich lange warten und rasen.
Und von meinen Blicken,
Die wie Pflaster ziehn und picken,
Bekam die Fassade weiße Blasen.

Worin besteht hier die dichterische Leistung? Wähnt sie sich schon damit am Ziel, daß sie einen winzigen Einfall zu einer unappetitlichen Metapher zu entwickeln versteht und ihn dann solange zu hetzen weiß, bis er unter Gestank verendet? Ich habe diesmal nichts gekürzt und doch reagiert mein Magen. Auch fand ich trotz allem Bemühen noch immer nicht den Gemütsanteil, den ich dem Brod'schen Werke unterschlagen haben soll. Ich muß vielmehr in allen Punkten auf meiner Ueberzeugung beharren und kann nicht einmal zugeben, ich hätte Dialektausdrücke wie etwa „darüber bin ich heraus" nicht als solche erkannt; ich habe sie gewiß erkannt, nur mußte ich sie meistens dem Autor zur Last legen, weil z. B. das oben angeführte Zitat in einer Novelle vorkommt, deren Dialog sich wohl in einem lässigen Deutsch, aber nie im Dialekt bewegt. Und das von mir beanständete Wort:

„Erziehen ist: in das Leben jemandes hereintreten", wird sogar von einem Herzog von Thrazien ausgesprochen; ich muß also in diesem Falle annehmen, daß es sich um den thrakischen Dialekt handelt, dann allerdings ist der Autor entlastet und der Jargon agnosziert.

Daß Brod ferner der Meinung ist, ich hätte die technische Kritik nicht in seinem Sinn gehandhabt, ficht mich weiter nicht an, weil ich die technische Kritik zur Beurteilung eines Schriftstellers für unzulänglich halte und dies in meinem Aufsatz deutlich genug gesagt zu haben glaube. So kompliziert ist Brod nicht, daß er in seinen Gedankengängen mißverstanden werden könnte; seine Bemühungen um das Antiromantische, das Gewöhnliche, ja das Banale habe ich nie übersehen; auch was an künstlerischen Absichten um seine „Jüdinnen" und seinen „Arnold Beer" kreist, ist mir sonnenklar, aber das Reportertum der Banalität scheint mir eben zu wenig zu sein, denn für mein Empfinden ist der Künstler mehr als ein Notizen- und Impressionenjäger. Fixigkeit wird nie die Persönlichkeit ersetzen können und Beweglichkeit nie jenes Feuer erzeugen, in dem man ein individuelles Erlebnis glühen und härten und in ewige Formen schmieden kann. Der Streit ging bei mir viel weniger um das Können als um das Sein, und damit liegt die technische Kritik, weil es sich um die allerletzten künstlerischen Fragen handelt, weit hinter mir. Wieviel Welt einer in sich hat, das ist mein Maßstab für Künstlerschaft. Bei Brod aber habe ich immer nur die Kleinseite entdeckt. Er hat bloß drei gute Gedichte geschrieben („Die Grube", „Eisenbahnfahrt" und „Steine; nicht Menschen"); alle anderen muten einen an „als hätte man ein noch nicht aufgeräumtes Zimmer aufgeklinkt", und zwar ein Zimmer, das nie aufgeräumt sein wird. Dort wohnt ein Talent, das sich einbildete, es könne die Welt umfassen, und nun erfahren muß, es sei nie über die menschliche Notdürftigkeit hinausgekommen, ein Lyriker, dem die Andacht fehlt und die heilige Mania, die aus der Zeit den Sprung ins Zeitlose wagte. Es geht ein unnatürlicher Riß durch sein Schaffen, wenn er sich in das Bekenntnis verrennt „Werk und Theorie des Dichters bestehen von einander unabhängig"; denn eben damit ist ja das Unorga-

niſche und Wurzelloſe, das Akzidentelle ſeiner Kunſt gekennzeichnet (das Sportliche, wie ich es genannt habe). In dieſem Punkte iſt er ſich durch alle Wandlungen hindurch gleichgeblieben, hat immer über die Welt bald mehr bald minder appetitlich räſoniert und ſie damit zu deuten geglaubt. Aber vor dem Richterſtuhl der Kunſt gilt die Ausrede nicht: „Unſere Kultur iſt an einem ſo troſtloſen Punkt angelangt, daß dem fühlenden Herzen alles Aeußere füglich einerlei ſein kann. Ob geſchmacklos oder nicht, ob grell oder fein: die auf mich heute eindringende, induſtrielle, Welt kann ſich nimmermehr zu einem Ganzen geſtalten.“ Gewiß nicht, wenn ein ſaft- und kraftloſer Indifferentismus, eine Gallertphiloſophie, uns voranſchreiten möchte und in der peinlichen Aufzeichnung aller Geſchmackloſigkeiten eine neue Geſchmackloſigkeit begeht. Ich glaube auch nicht an die „Ekſtaſen“, die „nach innen gekehrt“ eine beſſere Zeit erwarten möchten, denn es gibt eine Grenze, wo man das Recht, Ekſtaſen zu haben, fürs ganze Leben verwirkt, und dieſe Grenze hat Brod in den folgenden Verſen, die hier für ſein geradezu pantheiſtiſches Naturgefühl Zeugnis ablegen mögen, weit überſchritten; denn er ſingt:

„Früh, die Milch in warmer Flaſche,
Sieht man uns zum Walde ſchreiten.
Der Briefträger lacht vom Weiten,
Gräbt unſre Poſt aus der großen Taſche.

Wie gut nimmt ſich auf Moos gelegt,
Ein Geſchäfts- oder Redaktionsbrief aus.
Gegrüßt, wer treu uns Liebe hegt,
Und wie lacht man den Kritiker aus.

Wer da lachen kann, den bemitleide ich! Hier iſt die Stelle, wo eine Kloake wie ein Schleimfaden ſich durch die Natur zieht, wo Mutter Erde die Hände ringt, aber nicht mehr zu uns kann, weil Gras und Moos unter Geſchäfts- und Redaktionsbriefen begraben ſind. Und der das geſchrieben hat — ein Antipoet —, wagt es, mich einen unehrlichen Fälſcher zu nennen und meinem gerechten Zorn mit gemeinen Verdächtigungen nahezutreten. Derſelbe Menſch, der mein Pſeudonym beanſtändete, um meine Arbeit in Mißkredit zu bringen, ſchreibt augenzwinkernd, ich dürfe nicht „ſtatt von rechtlichem Schönheitstrieb von der Inſpiration

eines gewissen Wiener Kaffeehaustisches beflügelt sein". Was soll diese Verdächtigung? Warum erstirbt dem Pseudonymenhasser im entscheidenden Moment ein Name auf den Lippen? Sollte er sich erinnert haben, daß ich mich einmal im Gefühl tiefinnerster Dankbarkeit zu Karl Kraus bekannte, und hat ihn diese Tatsache etwa auf die Spur eines gewissen Wiener Kaffeehaustisches geleitet? Nun, so sei es gesagt, daß allerdings derselbe Imperativ, der mich zu jenem Bekenntnis trieb, auch meinen Willen beflügelte, auszusprechen, was ich gegen die Werke Max Brods auf dem Herzen hatte. Das war aber nichts anderes als eine zweifache Anerkennung des einen absoluten künstlerischen Wertes. Wer es wagt, zwischen diesen beiden Tatsachen einen anderen Konnex herzustellen, verdient umso eher ein Verleumder genannt zu werden, als ich Karl Kraus persönlich gar nicht kenne, nie mit ihm gesprochen habe und auch sonst in keinerlei Verbindung mit ihm stehe. Max Brod, der diese Verdächtigung zum Angelpunkt seiner Entgegnung machte, hat sich damit selbst gerichtet. Ich aber bin enttäuscht und schäme mich, einen so kleinen Gegner bekämpft zu haben, der von seinen eigenen Argumenten aus dem Weg geräumt wird und mir so gar nichts mehr zu tun übrig läßt. Es kann mich nur der eine Gedanke trösten, daß es künftig niemand mehr nötig haben wird, die zahlreichen Romane, Gedichte, Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze Brods zu lesen, um seine Individualität kennen zu lernen, sondern daß es genügen dürfte, durch jene Löcher zu blicken, die wir Beide — Brod nicht minder als ich — in das Bild eines wohlakkreditierten Dichters gemacht haben.

Ulrik Brendel.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 381 / 382 / 383:

Glossen / Notizen / Der Dank des Rudolf Hans Bartsch
Ein gut erhaltener Fünfziger / Erfahrung
Glossen / Nachts

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

HELLERAUER VERLAG

PAUL CLAUDEL
VERKÜNDIGUNG

Deutsch von J. Hegner

2. Auflage, geheftet Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.—

THOMAS MANN: Ich beendige in tiefer Bewegung die Lektüre von Claudels „Verkündigung". Das ist wundervoll — das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das mir seit Jahren beschieden war.

EMIL STRAUSS: Er hat seiner Zeit sein Drama wie ein Gebirge in den Weg gestellt, das sie muß ersteigen können, wenn sie weiter will.

MARTIN BUBER: „Sieben Tage", sagt Hamann von den Urahnen, „im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen". Wir haben einen solchen Menschen in unserer Mitte: Claudel. Er ist wie jener Mönch zu Afflighem, der 16 Jahre schwieg; aber als in seinem Kloster ein Brand ausbrach, rief er die Flamme an — und sie hielt inne.

DER BRENNER (W. HAAS): Kein Deutscher, seit den christlichen Liedern des Novalis, hat diesen innigen Ausdruck im Herzen . . .

HELLERAU BEI DRESDEN

ZUR BEACHTUNG

Die Hefte 18, 19 und 20 des dritten Jahrgangs, enthaltend die „Rundfrage über Karl Kraus", sind bis auf einen ganz geringen Restbestand vergriffen; sie können daher nicht mehr einzeln, sondern nur bei Nachbezug des ganzen Jahrgangs abgegeben werden.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 2

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die beiden Mütter / Isidor Quartner: Andacht / Hugo Neugebauer: Wallfahrten / Georg Trakl: Verwandlung des Bösen / Georg Trakl: Ruh und Schweigen D. Kosztolányi: Morgen im Stadtwäldchen / Theod. Däubler: Sang an Neapel / August Strindberg: Über die Materie als lebendes Wesen / Benedikt: Kunstkritikenschau / Max Esterle: Karikaturenfolge 67 (Prof. Pommer)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 heivorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Oktober 1913 Heft 2

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

VIII. Die beiden Mütter.

Wiederum ein Sommertag in der Niederung mit verſchleierten Höhenhängen. Morgendliche Stille, in die der Frühwind hineinſpielt. Das Zittern zarter Baumzweige, das Raſcheln von niederem Geſträuch. Der Himmel voller Wolkenfahnen, die Sonne zurückhaltend und den Raum mit abgetöntem Licht füllend. Die Landſchaft wie regungslos in der Umflorung des Lichtes —: Traumland.

Ich einſam auf ſommerlichem Raſenhang, rings Strauchwerk. Unweit das Dorf, in der Ferne der See. Auf den nahen ſteinigen Wegen vereinzelte Menſchen und Tiere, ihre Arbeit aufſuchend. Mein Sinnen müde bei mir ſelber weilend, bei meinen Erlebniſſen und Kämpfen, bei meinem Errungenen, das mich vereinſamt. Schon habe ich vieles, was mein war, eingebüßt und fühle mein Einſamſein noch überhand nehmen. Aber daß ich müde bin alles Anhangs, der immer nur getragen und befolgt ſein will und nie geneigt iſt ſelbſt mitzutragen und zu folgen, läßt mich mein Einſamſein nur als ein Freiſein fühlen.

So ſinne ich meiner Herkunft nach, als einer, der nach Anſchluß ausſpäht, weil er wie verwaiſt daſteht. Was zunächſt ihn zeugte, iſt nicht mehr; diejenigen, mit denen er zeugte, ſind ihm entfremdet; und was er zeugte, halten die Umſtände oft von ihm ab. So begehrt man, erlebnis-

müde, nach Raſt und Anſchluß. Und ſpäht danach aus. Um ſich und in ſich.

In ſolcher Verfaſſung verlebendigt ſich einem manchmal der Begriff Mutter wie einem Kinde. Und man taſtet nach ihm, man langt nach ihm. Die Kindheit erwacht, und was man als Kind lernte und einſog. Alte Glaubensdinge quellen hervor, wie Waſſer aus verſchüttetem Brunnen. Man erinnert ſich auch ſeiner Kirche; erinnert ſich, wie gerne ſie ſich verlorenen Söhnen als Mutter aufſchließt. Doch es bleibt eine mattmüde Erinnerung. Man gewahrt keine Mutterbruſt, die neue Lebenskraft ſpendet. Auch hat man ſeine Verlorenheit ſchon lieb gewonnen; man ſpürt, wie ſie einen fortführt, einer Zugehörigkeit entgegen, die älter iſt, als eine Kirche ſie gewähren kann. Einer anderen Mutter entgegen: der Urmutter Natur.

Und mit einemmal ſtehen ſich in meiner Vorſtellung die beiden Mütter gegenüber: Mutter Natur und Mutter Kirche. Und ſcheinen ſich zu meſſen an den Gefühlen, die ſie in mir auslöſen. Mein ganzes Sinnen geht nun zu ihnen und ſucht ſich zu ſammeln und auszuhorchen, um die Beſchaffenheiten dieſer beiden, ſo verſchiedenen Mutterſchaften zu erkunden.

*

Es iſt ſtiller geworden um mich, trotzdem der Tag ſchon vorgerückt iſt. Ich bin einer Wildnis näher gekommen. Das Dorf liegt entfernter. Dichtere Wolkenſchleier verdecken die Sonne. Der Raum iſt wie eine laue, lauſchende Helle, darin vereinzelte Bäume mit Felsblöcken zuſammenwohnen. Hoch wallen die Bergzüge. Darüber das ſchleierhaft verhangene Gewölbe des Himmels.

In ſolcher Anweſenheit, den Tönen lebendiger Stille überlaſſen, überkommt einen Andacht. Das Einſamſein verliert ſich, je mehr man zu ſich ſelber erwacht. Man erwacht ſo zugleich zur Seele der Dinge. Das Gefühl einer Zuſam-

mengehörigkeit kommt immer mehr auf, wurzelnd in der Gemeinſamkeit eines Unwiſſens, dem Urſprung und Mündung des Daſeins Rätſel bleiben. Je mehr man nun das Daſein in ſich läßt, um ſo rätſelvoller wird es. Umſo weiter, umſo tiefer, umſo unfaßbarer. Alles Diesſeits der Wahrnehmung ſetzt ſich in ein Jenſeits der Wahrnehmung fort. Das Gefühl treibt alle Wirklichkeiten in Verhangenheiten hinein und wird myſtiſch. Der Sinn erhebt ſich, wird Gebet; die ihn einſchließende Umgebung zur Kirche. Endlich frägt man ſich: Welche Kirche könnte mehr vollbringen? Und, indem ſolches gefühlt wird, zeigt ſich: daß die Natur überall ein Gotteshaus — daß aller Gottesdienſt aus der Natur gewachſen iſt.

Hier ſtellt ſich mir ein Erkennen ein, das vor alle kirchlichen Bauwerke ein Fragezeichen ſetzt. Ich glaube als den urſprünglichen Zweck ſolcher Bauwerke den zu erkennen: die Abhaltung des Gottesdienſtes vor den Unbilden der Witterung zu ſchützen. Niemals aber ſind ſie unmittelbar das, wofür ſie ſich ausgeben: religiöſe Kundgebungen. Das waren ſie höchſtens für den jeweiligen Erbauer — vorausgeſetzt, daß er Menſch und Künſtler genug war —, inſoferne er die frommen Gedanken ſeines Herzens ſammelte und Form werden ließ. Darum genießt wohl der tiefere Beſchauer in ſolchen Bauwerken noch immer die fromme und hohe Sinnesart ihrer Schöpfer, die freilich in ihm wiederum Frömmigkeit und Hoheit auslöſen mag. Von dieſer Deutung aber abgeſehen, ſtellt ſich das Entſtehen von Kirchen als eine Verflachung, ja zumeiſt als ein Mißverſtehen des Religiöſen dar, welch letzteres, um ſich zu betätigen, keiner Kirche bedarf. Soweit man in das Daſein der Menſchen ſieht, iſt es ſo. Sogar im Bereich des Chriſtlich-Religiöſen zeigt ſich: daß immer erſt nachher an der Stelle, wo ein wahrhaft Frommer ſeinem Gotte in Verborgenheit und in völliger Losgelöſtheit von der Welt diente,

eine Kirche errichtet wurde, die dann freilich jenes ursprüngliche Gottesdienen nicht mehr aufkommen ließ. (Christus selber erkannte die öffentlichen Bethäuser seines Volkes als Verkaufsstellen und lehrte durch Wort und Beispiel die Ausübung des Religiösen in Verborgenheit.) Hier wie überall gilt: daß, wo sich die Allgemeinheit eines vereinzelten Hohen bemächtigt, dieses gemein gemacht wird. So auch das Religiöse, das dort verfällt, wo es aus dem Alleinsein und der Stille in das Laute und Allgemeine gezerrt wird. Viele und prunkvolle Kirchen sprechen demnach eher für einen Mangel an religiösem Gefühl. Denn wo eine Kirche prunkt und auf Bereicherung ausgeht, ist das Religiöse in Wahrheit verarmt. Die Kirchen erweisen sich dann nur mehr als öffentliche Gebäude, wo die Religion in Ermangelung jedes tieferen religiösen Gefühls wie eine Sitte ausgeübt wird. Es deckt auf, daß man Kirchen auch *meiden* kann aus Religiosität.

Immer wieder kommen Stunden, da man Kind sein möchte. Sie rühren wohl daher, daß man immer wieder seines Unvermögens inne wird, die Dinge zu lenken. So möchte man selber gelenkt werden, möchte sich einem Kinde gleich einer gütigen Fürsorge anvertrauen können. Und welche Fürsorge wäre größer als die einer guten Mutter? Aber aus wie vielen Dingen ich auch in solchen Stunden schon Mütterliches herausholte, aus einer Kirche gelang es mir immer weniger. Der dumpfe Geruch, das Treiben der Gläubigen, der Kirchenbediensteten, der Priesterschaft im allgemeinen, alles dies scheint meinem heutigen Empfinden nur geeignet, ein kindliches Ausruhen zu verwehren. Jeder Wald, jede Wiese, jede Au, das kümmerlichste Gehölz, der nackteste Felsblock kommen meinem Ausruhebedürfnis in dieser Hinsicht heimischer entgegen. Es muß in der Kirche als Machthaberin ein Unrechtliches da sein, das der Natur feindselig ist — das die Natur zu verleumden sucht, um

deren Ueberlegenheit sich unterzuordnen. Und von solcher Feindseligkeit hat wohl schon der Raum einer jeden Kirche etwas abbekommen. Was mich noch anziehen könnte an diesen Stätten, wäre allenfalls das lautere Gebahren eines wahrhaft Gläubigen, der einen Winkel des ihm heiligen Raumes aufsucht, um seine Andacht zu verrichten. Alles Uebrige verläuft mir wirkungslos.

Kirche und Kind — das Verhältnis ist wohl überhaupt ein gewaltsames. Denn die Kirche ist keine gute Mutter. Eine solche will, daß ihr Kind gedeihe; die Kirche aber will ihr eigenes Gedeihen auf Kosten des Kindes und verlegt das Hauptgedeihen ihrer Kinder, der Gläubigen, in eine Sphäre, die nicht überprüfbar ist. So erweisen sich diese Gläubigen im Grunde als betörte Kinder; betört vielleicht im Zustand einer Not, einer Verkümmerung, einer Gebrochenheit und nur in Hinsicht auf solchen Zustand noch begnadet. Die Kirche bedarf demnach, um sich als Mutter geltend zu machen, des Verfallszustandes des Menschen. Und diese Mutter bleibt so geartet, daß sie ihre Kinder, die Gläubigen, zeitlebens beherrschen will. Eine bedenkliche Artung für eine Mutter! Denn der Mutterbegriff schließt eher eine Neigung in sich, die das Kind zu größter Selbständigkeit, zum Selbstherrscher erhoben sehen möchte. So kann es nur ein Ziel sein, das die herrschsüchtig geartete Mutterschaft der Kirche heiligen soll. Dieses Ziel jedoch ist reine Glaubenssache, ohne alle Gewißheit, und die Kirche hat durch ihr Tun nicht selten selber dazu beigetragen, solchen Glauben zu zerstören.

Je mehr ich diesen Dingen nachsinne, umsomehr gewahre ich, daß es der Kirche an Weiblichkeit mangelt. Sie enthüllt überall ihre Mängel, als Mutter wie als Braut. Und erhebt doch Anspruch, beides zu sein: Braut Christi und Mutter für die Gläubigen. Aber mit der eigenen Menschwerdung kommt man zur Ueberzeugung, daß Christus, wenn

er noch auf Erden wandelte, sein Verlöbnis (falls Gründe da sind, derlei anzunehmen) mit solcher Braut gelöst hätte. Denn es gibt keine Untaten Christi, aber es gibt unwiderrufliche Untaten der Kirche als Machthaberin.

*

Die Kirche als Machthaberin: sie ersteht erst dort, wo das Ursprünglich-Religiöse eingeht. Dieses Religiöse ist Weiblichkeit, ist das seelische Hingebungsbedürfnis an das große Unbekannte — an Gott. Je tiefer eine solche Weiblichkeit, desto hingebungsfähiger ist sie. Es läßt sich vielleicht so andeuten:

Vor der Großheit des All, das uns Gott verbirgt, zerschmilzt alle Männlichkeit, wird das Geschlecht zu Geistigkeit und Seele. Das Wissen wird auch hier Hemmnis, das Unwissen schöpferisch und triumphierend. Wo die Kirche sich zur Inhaberin des Religiösen aufwirft, ist das Unwissen um seine schöpferische Kraft gebracht und ein Wissen wird zur Macht erhoben: das Wissen um ein Jenseits. Es ist ein intellektischer Eingriff und bekundet einen Verfall der reinen Gefühlswelt des Religiösen. So enthüllt sich, daß die Religion als Kirche Verfall ist.

Als solche nimmt sie im Innenleben des Menschen eine ähnliche Stelle ein wie die Gesellschaft als Institution in seinem Außenleben. Sie drängt sich als Vermittlerin auf zwischen Gott und dem Menschen und entzieht diesem dadurch die ursprunghafte Kraft unvermittelter Beziehungen zu Gott. Und insoferne man noch das Christentum als Kirche mit Christus in Zusammenhang bringt, bedeutet die Kirche als institutierte Machthaberin eine völlige Verweltlichung des Christentums. Auch die Schöpfung des Jenseits ist eine Verweltlichung des mystischen Ursprungs des Menschen, der in ein Dasein gestellt ist, das ewig voller Jenseits ist — voller Rätsel, deren Lösung jenseits unsrer

Wahrnehmung liegt. Das Wiſſen um die Beſchaffenheit eines Jenſeits wird hier zur Aufſtellung einer wahrnehmbaren Welt auch für das Jenſeits und geſtaltet dieſes allzu diesſeitig. Aber das Reich des Jenſeits „iſt nicht von dieſer Welt". Es beſagt hier: Die myſtiſch verhangene Kraft des Religiöſen läßt ſich nicht in eine weltliche Macht verkehren. Demnach erwieſe ſich der Verfall des Kirchlichen als ein Aufleben des Religiöſen.

Wiſſen mag Macht ſein; doch was bedeutet Macht einer Kraft gegenüber, vor der ſich alles Machthabertum als machtlos erweiſt? Unwiſſen iſt eine ſolche Kraft, und das Religiöſe iſt höchſte Offenbarung ſolches Unwiſſens. Und wenn Welt und Kirche herrſchen durch ein Wiſſen, das ſich ſogar ein Jenſeits errichtet, — das Religiöſe herrſcht einzig durch ſein Unwiſſen. Womit ſonſt auch könnte Etwas herrſchen, deſſen ganze Stärke aus Verhangenheiten hervorquillt? Wagt wer zu wiſſen: womit ſonſt? —

*

Wie die Gedanken aus mir herausſpringen gleich Funken aus einem Feuerherd. Es iſt vielleicht auch meine Vereinſamung im Geſchlechtlichen, was ſie entzündet. Denn das Geſchlechtliche wie das Religiöſe haben in den Verhangenheiten unſerer Herkunft ihren Urſprung. Und in der letzten Zeit wirft der heiße Strom der Luſt durch mein ganzes Sein ſeine wilden Wellen.

Sich zurückbeſinnen bis zum Urſprung: durch welch eine Kette von Zeugungen hindurch bis zum Urdunkel der Luſt, von dem der Menſch mit der Form wohl auch die erſte Helle empfing! Aber dieſes Sichbeſinnen, das wie verlorenes Tagen iſt, bleibt der einzige Widerſchein jener Helle und eröffnet ein Dunkel, darin alles völlig verhangen iſt. Und doch genügt dieſer Widerſchein, um den Menſchen allem Dunkel zu verbinden, das jenſeits ſeiner Wahrnehmung iſt.

So ist dieser ursprüngliche, sich zurückbesinnende Mensch allem Dunkel verbunden und hat so mehr Jenseits in sich als alle Jenseitsverkünder aufbringen können. Denn sein Wissen ist das Unwissen und dieses Unwissen der Träger alles verhangenen Jenseits. Das Wissen zerstört dieses, indem es ein bestimmtes Jenseits aufrichtet. Die Kirche als Wissende ist demnach auch Zerstörerin, und als solche wiederum keine gute Mutter. Und wäre zwischen Mutter Natur und Mutter Kirche (die beiden den Menschen als ihr Kind beanspruchen) zu richten, und müßte man wie Salomon urteilen, um die wahre Mutter zu erheben, es wäre Mutter Natur, die sich in wahrer Mutterliebe dem Urteilspruch entgegenstellen würde und ihr Kind, den Menschen, (wohl vertrauend auf seine Herkunft), lieber als getötet, selbst den Händen einer falschen Mutter anvertraut sähe.

Die Kirche würde das nicht tun. Als die sich brüstende ewige Braut erkennt sie doch an Mutter Natur die Kraft der Fruchtbarkeit. Und unfruchtbar, wie sie ist, strebt sie wohl danach, diese Fruchtbarkeit in ihre Macht zu bekommen. Es gelingt ihr, indem sie die Lust zur Sünde und die sündlose Ausübung der Lust von sich abhängig macht. So gründet sich die Herrschaft der Kirche auf Verleumdung der Natur. Die Natur als Mutter der Lust wird selber sündig; und mit ihr ihre Schöpfung, der Mensch, der erst durch die Kirche wieder der Entsühnung zugeführt wird.

Aber die Natur ist unvergleichlich älter als die Kirche; sie ist das Ewige, diese ein Zeitliches. Und die Natur ist nicht aus Menschen hervorgegangen, wohl aber der Mensch aus der Natur. Also ist der Mensch auch Natur. Wie soll nun eine Einrichtung der Menschen eine Schöpfung der Natur verdrängen dürfen? Der Mensch als Natur müßte sich dabei ja selber aus dem Dasein verdrängen.

Die Kirche versucht nun wirklich diesen Menschen aus dem Dasein zu verdrängen, indem sie seine Natur als sündig

erklärt. Es ist die Sünde der Kirche gegen die Natur, es ist die Sünde der kirchlichen Menschheit. Dieser kirchliche Sündenbegriff wird auch nur von zwei Seiten erlebt: von den Uebersättigten der Lust und von den Enterbten der Lust. Es ist also nur Mißratenheit, die ihn in sich aufgenommen hat; sonst ist er überall nur angenommen als ein Herkommen. Und er zeitigte die Prostitution der Lust, ohne der Lust im geringsten gebieten zu können. Hier tritt einem das Beispiel Christi vor Augen: Er hat Tempel von Händlern und Wechslern gesäubert. Das wirkt hier wie symbolisch. Denn man möchte oft genug den Tempel der Natur von kirchlichem Tun säubern, das mit dem Freigeben der Lust Handel und Wechsel treibt. (Das Geistliche an sich wird dadurch nicht geschmälert; es erhält vielmehr dort seinen höheren Rang zugeteilt, wo die Lust nicht mehr als Sünde gilt.)

Denn dem Menschen zeigt jeder Augenaufschlag: Die Natur gedeiht ohne seine Fürsorge, auch die Natur der Lust; sie lebt ihre eigene Gesetzlichkeit. Es bedarf nur des Insichgehens, um sie sich zu erschließen. Die Kirche aber ordnet am Menschen durch Verbot von außen her wie eine profane weltliche Macht und gerät so immer mehr mit der Gesetzlichkeit der Menschennatur in Widerspruch, bis ihr schließlich diese ganze Natur ein Uebles wird. Und solches lehrt sie den Menschen. Für den Menschen jedoch ist es das größte Uebel, wenn ihm die Natur ein Uebles wird.

*

Natur und Kirche, die feindlichen Mütter! Aber eigentlich ist es nur die Kirche, die der Natur feind ist; die Natur ziert der Gleichmut. Als Verfallsform des Religiösen (das in der ewigen Rätselhaftigkeit des Daseins seinen Quell hat), gestaltet sich eine Kirche immer mehr der religiösen Auflösung entgegen, je mehr sie sich äußerlich zu festigen glaubt, je bestimmender und dogmatischer sie auf-

tritt. Denn nochmals: das Religiöse wurzelt im Undogmatischen und Unbestimmbaren. So zeigt sich auch: daß wer Mensch wird, religiös ist. Und ein solcher Mensch empfindet jede Kirche als Verseichtung, ja als Verebbung des Religiösen. Dieses wird gleichsam trocken gelegt. Nur in wahrhaft frommen Herzen quillt noch immer seine ewige Flut. Aber wie sehr das Wesen solcher Herzen vom Gebahren der Kirche absticht: hier ein Feilschen und Fordern, um seine Herrschaft auszubreiten, dort ein Abgeben bis zum völligen Versinken in Hingabe! Solche Hingabe schafft auch den Heiligen; er hat mit Kirche und Kirchentum nichts zu tun.

Je mehr ich diese Dinge betrachte, umso mehr erkenne ich auch den Abstand zwischen einem Aufgehen in Gott und der Weltlichkeit der Kirche, und finde, daß diese nach jener Richtung kein Wegweiser ist. Sie mag die geistlichste machthabende Institution sein, aber eine machthabende Institution ist eigentlich schon nicht mehr ein Geistliches. Dieses entläßt nach außenhin infolge eines Anschlusses, der Einkehr ist; jene sammelt an und pfercht zusammen infolge eines Anschlusses, der ein Sichzusammenrotten ist. Hier Hirt und Herde, dort der Mensch.

Die Verbandelung durch die Kirche als machthabende Institution zieht sich wie die Verbandelung der Gesellschaft vorteilheischend durch die ganze Welt. So ist es nicht selten, daß bessere Schelme Priestertracht wählen, um besser zu ihrem Vorteil zu kommen. Auch staunt man zunächst darüber, wie die Kirche so manchen wahrhaft Frommen, der abseits von Institution und Machthabertum sein Leben in einfältigem Gottdienen verbrachte, für sich als Heiligen in Beschlag nimmt. Und denkt sich: es wird so ähnlich sein, wie wenn sich die Gesellschaft eines großen Schaffenden bemächtigt, der ihr zeitlebens völlig ferne stand. Und wie solche Menschen von der Gesellschaft und ihrem Anhang allmählich

verfärbt und im Weſen verformt werden, ſo mag es auch ſein, daß die Kirche und ihr Anhang die Heiligen in ihrem Sinne färben und ausrufen. Im Weſensgrunde aber iſt vielleicht mehr Verwandtſchaft da zwiſchen dem Heiligen und dem großen ſchöpferiſchen Menſchen, als zwiſchen dieſem und der Geſellſchaft oder jenem und der Kirche. Denn das Heilige wie das Schöpferiſche bedeutet Einkehr, zuletzt bis zum diesſeitigen Aufgehen in ein Ewig-Verhangenes — in ein Jenſeitiges. Und auch das Aufgehen in Gott wäre noch ein ſolches *diesſeitiges* Erleben, das eben nur ein *Jenſeits* von „dieſer Welt" iſt.

*

Ich bin wieder in meinem Bergdorf angekommen. Ueber mir der Auguſthimmel, gewitterbewegt. Zuweilen kurze heftige Regengüſſe und feucht ſchimmernde Wieſen und Wälder. Kühle Lüfte ſtreichen durch das ganze Tal. Die Bergzüge mit ihren vielen Sonnenfeldern glänzen mir überall entgegen und ſtehen hintereinander da, immer duftiger, immer heller, immer ferner.

Ich habe den Wald aufgeſucht — meinen Wald. Rings die rieſigen Lärchen Stamm an Stamm, Zweigwerk über Zweigwerk ſich türmend bis hinauf zu den ſchwanken Wipfeln. Und zwiſchen den Zweigen der lichte Himmel. Dann wieder wellige Waldblößen, durchrieſelt vom Geläute einer weidenden Herde. Nun ſchon da und dort vereinzelte Kühe erſcheinend am Waldrand, die weißen Leiber vom leuchtenden Grün und dem Graubraun der Stämme ſcharf ſich abhebend. Ich ruhend inmitten einer Blöße. Wie die Tiere ſtehen bleiben und ſchauen, und die hohen Stämme wie Pfeiler einer Halle ragen, die in die wunderblaue Wölbung des Himmels ausläuft! Und überall der Atem der Natur und eine göttliche Stille.

Je länger ich lauſchend verweile, umſo tiefer wird mir die Stille. Es iſt ein Mütterliches da, das alles Leben

in Ruhe wiegt: Baum, Tier und Menſch; ſie alle müſſen ein Geborgenſein fühlen. Es muß das Nichtendende des Raumes ſein, das Raum gewährt für alles, was im Daſein rege wird. Alle Lüſte finden ſo ihren Ausgleich, alle Fruchtbarkeiten ſo ihre Erfüllung. Und die Natur ſelber iſt es, die Luſt und Fruchtbarkeit austeilt, — die überall von ſich ſelber abgibt, wo Luſt und Fruchtbarkeit aufkommen: Mutter Natur, die von der Gottheit ſchwanger geht.

Mit einemmal begreife ich des Raumes Stille. Sie zeigt mir das Mütterliche der Natur, das immer wieder verebben läßt, was die Hochflut des Daſeins aufwirft. Das Mütterliche, das immer wieder empfängt, trägt und gebiert und ſo mit jeder Kreatur, die wird, lebt und wieder vergehen muß, verbunden iſt. Daher dieſe Stille des Raumes, wo jedes Daſein aus der Mütterlichkeit der Natur hervorgeht und wieder in ſie zurückkehrt, daher dieſe Klagloſigkeit aller Kreatur, als Sproß der Natur, der willig empfängt und abgibt und in ſein Geſchick aufzugehen weiß. Wie anders das alles bei den Menſchen!

Und wieder zeigt ſich die Kirche als keine gute Mutter. Sie iſt es, die ſich zur Natur als Gegenmutter aufſtellt, ohne daß ſie das Mütterliche der Natur irgendwie aufzubringen imſtande wäre. Und was iſt das für eine Mutter, der die Vorbedingung für Mutterſchaft Befleckung iſt! Auch nehmen die Menſchen ihren Eintritt ins Daſein nicht durch die Kirche. Und es iſt wie von außen her gedrängt und geſchoben, wenn die Vielen vor ihrem Lebensaustritt noch zu ihr flüchten. Wer aber Menſch genug iſt, wird ſeinem Gotte durch keine Kirche mehr näher kommen. Der ſchaut ihre Prieſter als unzulängliche Vermittler, und er iſt es längſt gewohnt aus ſeinem Verkehr mit der Natur, auch ſeinem Gotte unvermittelt zu nahen. Er fühlt auch, daß das Religiöſe ein Intimes iſt, das die Verborgenheit liebt und aufſucht und das durch öffentliche Ausübung nur

Einbuße erleidet; fühlt, daß es damit so wie mit dem Geschlechtlichen ist. Und er schaut immer mehr Zusammenhang zwischen Beidem. Und findet, daß das Religiöse auch eine Notdurft ist, die tiefste Notdurft der Seele, und daß diese Notdurft wohl auch mit der letzten Lebensnot zum Ausdruck kommt. Daß daher bei einem Menschen mit der Austragung dieser letzten und intimsten Dinge keine weltliche Standesperson zu tun haben solle (und auch die Priester der Kirche sind Standespersonen einer verweltlichten Religion), daß dabei nur zu tun habe, wer zu intimsten Verrichtungen zulässig ist. — Wer aber wäre zum Intimsten mehr zulässig als die Liebe?

Darum soll die Liebe, die in Willigkeit einem Menschen lebte, auch um den Menschen sein, der aus dem Leben scheidet. Die Willigkeit solcher Liebe geht mit der Wandlung der Dinge. Nun wird sie Priester und Wegzehrung.

Und je mehr ein solcher Scheidender zum Kinde wird vor tiefer Müdigkeit (die immer mehr vom Leben abläßt aus Lebensnöten), umso mehr wird ihm wohl die Liebe, die ihm letzter Beistand ist, ein Mütterliches, ein Stillendes, ein in Schlummer Wiegendes: ein Abbild der Mutter Natur, in die alles Vergehende hineinsinkt, — und die doch immer wieder von der Gottheit schwanger geht. Die darum auch Gott nahe steht und es so gewiß vermag, bei diesem dunklen Gotte für den Verscheidenden einen lichten Platz zu erflehen.

*

Es ist Abend geworden. Andächtig schweigt die Natur, während das Licht scheidet. Stille ragen die Bäume, ihre Wipfel umschwirrt eine Schwalbenschar. Nur leise, ferneher, das Getön heimkehrender Herden. In der Höhe ein immer tiefer flutender Abendhimmel.

Ich fühle mich freier, erdenfester, raumverwandter. Ich habe eine allzu unmütterliche Mutter von mir getan, aus

meinem Gedenken entfernt. Ich bin um ein Weggeben reicher. Denn ſolches Unmütterliches macht ein Menſchenkind nur ärmer. Nun bleiben mir von der Kirche nur noch die Glocken. Aber das ſind Erdentöne, Klänge aus Daſeinstiefen. Und ſo hat die alte Erde ihre ganze Mutterſchaft wieder ungeteilt. Wie ewig neu und jung ſie doch iſt!

Und ſiehe: Schon rückt die Dämmerung an und umwickelt dichter und dichter die Regſamkeit alles Lebens und wiegt es langſam in Schlummer, neue Kräfte vorbereitend für den neuen Tag, der immer wieder heraufkommt, und den als ein Wunder, als ein Unbegreifliches, als ein Geſchenk der Allmutter Natur hinzunehmen es ſich ziemt für mich Unwiſſenden.

Andacht / von Iſidor Quartner

Im verſonnten Gold, das den Abend beginnt,
Wenn mein Leben entzückt ſich leiſe verbreitet
Und in den braunen Boden des Bergwaldes ſinkt, —
O du ureinfache Schönheit: die Kraft in den Wurzeln zu ſein.

Langſam ſteigt mein Herz im Marke der Bäume empor.
Mündend in jeden Zweig, bin ich der Gottheit nah,
Wenn meine Seele, ſchönfach verwirrt, ſich wie Segen erteilt.

Die ſich zum Daſein ſenkt, kühle Güte der Nacht
Formt mich in jedem Blatt zu geſchloſſener Weſenheit.
Ganz in mich ſelbſt gehüllt, bin ich die Tiefe,
Die im Gebete ruht.

Wallfahrten / von Hugo Neugebauer

Seefeld

Tritt ehrfurchtsvoll herein durchs Felsentor,
ergib dich in die dreimal heilge Runde
von hohen Bergen, tiefem Wald und Moor,

wo Himmels mit der Erde Macht im Bunde
in Gott versunkne Herzen auferbaut,
auf schwankem fest und schwank auf festem Grunde.

In Stein und Zungen wird mein Wunder laut:
die Wurzel hieb ich durch dem grünen Stolze,
wo tief im Tal das alte Kloster graut,

und oben treib ich in dem trocknen Holze.

Mariä Waldrast

Oft hab im Dunkeln dunkel ich berührt
die Herzen, die ein grenzenloses Wehe
von ihresgleichen her zu mir geführt;

doch daß ein Augenwunderwerk geschähe,
verlangt' des Volkes Drängen nach Getast,
denn nimmermehr erfühlt es meine Nähe.

Vom Himmel stieg ich, hielt auf Erden Rast.
Erbarmungsvoll den Schwachen mich zu zeigen,
erwuchs ich menschlich zwischen Mark und Bast

und leide still an meines Wipfels Schweigen.

Georg Trakl / Verwandlung des Bösen

Herbst: schwarzes Schreiten am Waldsaum; Minute stummer Zerstörung und die Stirne des Aussätzigen unter dem kahlen Baum. Langvergangener Abend, der nun über die Stufen von Moos sinkt; November. Eine Glocke läutet und der Hirt führt eine Herde von schwarzen und roten Pferden ins Dorf. Unter dem Haselgebüsch weidet der grüne Jäger ein Wild aus. Seine Hände rauchen von Blut und der Schatten des Tiers seufzt im Laub über den Augen des Mannes, braun und schweigsam; der Wald. Krähen, die sich zerstreuen; drei. Ihr Flug gleicht einer Sonate, voll verblichener Akkorde und männlicher Schwermut; manchmal tönt ein grollender Ton darin. Bei der Mühle zünden Knaben ein Feuer an. Flamme ist des Bleichsten Bruder und jener lacht vergraben in sein purpurnes Haar; oder es ist ein Ort des Mordes, an dem ein steiniger Weg vorbeiführt. Die Verberitzen sind verschwunden, jahrlang träumt es in bleierner Luft unter den Föhren; Angst, grünes Dunkel, das Gurgeln eines Ertrinkenden: aus dem Sternenweiher zieht der Fischer einen großen, schwarzen Fisch, Antlitz voll Grausamkeit und Irrsinn. Die Stimmen des Rohrs, hadernder Männer im Rücken schaukelt jener auf rotem Kahn über frierende Herbstwasser, lebend in dunklen Sagen seines Geschlechts und die Augen steinern über Nächte und jungfräuliche Schrecken aufgetan. Böse.

Was zwingt dich still zu stehen auf der verfallenen Stiege, im Haus deiner Väter. Bleierne Schwärze. Was hebst du mit silberner Hand an die Augen; und die Lider sinken wie trunken von Mohn. Aber durch die Mauer von Stein siehst du den Sternenhimmel, die Milchstraße, den Saturn; rot. Rasend an die Mauer von Stein klopft der kahle Baum. Du auf verfallenen Stufen:

Baum, Stern, Stein! Du, ein blaues Tier, das leiſe zittert; du, der bleiche Prieſter, der es hinſchlachtet am ſchwarzen Altar. O dein Lächeln im Dunkel, traurig und böſe, daß ein Kind im Schlaf erbleicht. Eine rote Flamme ſprang aus deiner Hand und ein Nachtfalter verbrannte daran. O die Flöte des Lichts; o die Flöte des Tods. Was zwang dich ſtill zu ſtehen auf verfallener Stiege, im Haus deiner Väter. Drunten ans Tor klopft ein Engel mit kriſtallnem Finger.

O die Hölle des Schlafs; dunkle Gaſſe, braunes Gärtchen. Leiſe läutet im blauen Abend Sonjas Geſtalt. Grüne Blümchen umgaukeln ſie und ihr Antlitz hat ſie verlaſſen. Oder es neigt ſich verblichen über die kalte Stirne des Mörders im Dunkel des Hausflurs; Anbetung, purpurne Flamme der Wolluſt und der ſchwarze Wahnſinn des Meſſers.

Jemand verließ dich am Kreuzweg und du ſchauſt lange zurück. Silberner Schritt im Schatten verkrüppelter Apfelbäumchen. Purpurn leuchtet die Frucht im ſchwarzen Geäſt und im Gras häutet ſich die Schlange. O! das Dunkel; der Schweiß, der auf die eiſige Stirne tritt und die traurigen Träume im Wein, in der Dorfſchenke unter ſchwarzverrauchtem Gebälk. Du, noch Wildnis, die roſige Inſeln zaubert aus dem braunen Tabaksgewölk und aus dem Innern den wilden Schrei eines Greifen holt, wenn er um ſchwarze Klippen jagt in Meer, Sturm und Eis. Du ein grünes Metall und innen ein feuriges Geſicht, das hingehen will und ſingen vom Beinhügel verſtörte Zeiten und die goldene Stille der Seele. O! Verzweiflung, die mit ſtummem Schrei ins Knie bricht.

Ein Toter beſucht dich. Aus dem Herzen rinnt das ſelbſtvergoſſene Blut und in ſchwarzer Braue niſtet unſäglicher Augenblick; dunkle Begegnung. Du — ein purpurner Mond, da jener im grünen Schatten des Oelbaums erſcheint.

Georg Trakl / Ruh und Schweigen

Hirten begruben die Sonne im kahlen Wald.
Ein Fiſcher zog
In härenem Netz den Mond aus frierendem Weiher.

In blauem Kriſtall
Wohnt der bleiche Menſch, die Wang' an ſeine Sterne gelehnt;
Oder er neigt das Haupt in purpurnem Schlaf.

Doch immer rührt der ſchwarze Flug der Vögel
Den Schauenden, das Heilige blauer Blumen,
Denkt die nahe Stille Vergeſſenes, erloſchene Engel.

Wieder nachtet die Stirne in mondenem Geſtein;
Ein ſtrahlender Jüngling
Erſcheint die Schweſter in Herbſt und ſchwarzer Verweſung.

Morgen im Stadtwäldchen / von Deſider Koſztolányi

Zwiſchen jungen Bäumen irrte träumeriſch liederliche und liebliche Muſik des Stadtwäldchens.

Auf einer weißgeſtrichenen Bank ſchlief ein junger Mann. An die Lehne geſtützt, todmüde, gab er ſich dem tiefen Frühlingsſchlaf hin. Auf ſeinem gelben und hungrigen Geſicht ſaß fahl der Ekel, und man ſah, er wäre ſehr glücklich geweſen, niemals wieder zu erwachen. Die reine, vom Laube filtrierte Luft ſtrömte mit Haſt durch ſeinen dünnen Hals in die ſchwindſüchtige Lunge, um rotes geſundes Blut in die abgemagerten Glieder zu treiben. Die kleinen Pulsadern tickten luſtig. Nur das Geſicht war fahl und ſehnte ſich traurig ins Grab. Sein Mund öffnete ſich und ſah in dem lichtblauen Schatten wie ein tiefes ſchwarzes Loch aus.

Dieſer abgezehrte arme Schläfer war ein demütiger und ſehr trauriger Vagabund. Er konnte ſo ſchmerzlich ſchauen, daß er ſchier um Verzeihung bat, weil er auf die Welt gekommen war. Und offen geſtanden, er ſelbſt wäre auch ſchon lieber in einem billigen und ſchlichten Holzſarg gelegen, als auf dem Mietbett in der engen armſeligen Seitengaſſe. Denn der Vagabund wollte auf dieſer Welt nichts mehr. Nur ruhen. Es ekelte ihm ſogar vor ſeiner Schlafſtelle, wo ihn morgens eine magere und ſchäbige Katze mit erbärmlichem Raunzen begrüßte, und deshalb ſchlief er oft im Stadtwäldchen, auf der Bank, zwiſchen grünem atmendem Laub.

Auch jetzt weckte ihn die liederliche und liebliche Stadtwäldchenmuſik aus dem Schlaf. Er öffnete die Augen, doch dieſe blickten ſo wirr, als hätte ihn die viele, viele Frühlingsluft trunken gemacht. Er betrachtete den Frühling, der ſich auf dem kiesbeſtreuten, geſchotterten Wege, bei träumeriſcher Muſik vor ihm im Reigen drehte, ohne ſich darum zu kümmern, daß einem Manne, der zufällig da iſt, in ein paar Monaten am Armenfriedhof eine wohlig-weiche ſchwarze Lagerſtätte gebettet werden wird. Der arme Vagabund empfand nicht einmal den Prunk des Frühlings. Er ließ den Kopf hängen und glaubte, es ſei trauriger Spätherbſt. Und vergebens lachte ringsum der grüne ſprühende Morgen. Der Vagabund ſtarrte vor ſich hin, als ſei müde, ſeptemberliche Abenddämmerung.

Allmählich wurde er wach. Zuerſt ſeine Augen, dann die Hände, dann der an die Lehne geſtützte ſteifgewordene Rücken. Er richtete ſich auf, als der nüchtern machende Strom des Erwachens ſeinen ganzen Körper durchrieſelt hatte, ſtreckte ſich und blickte in die Höhe.

Eine Trauerweide beugte ſich über ihn.

Der Vagabund ſtarrte mit weitaufgeriſſenem Mund und weinerlicher Miene in die Höhe:

Eine Trauerweide!

Nirgends sonst, soweit auch das Auge reichen mochte, war in dem Hain eine Trauerweide zu erblicken. Staubige zarte Akazien, elegante Pappeln, selbstbewußte Buchen reihten sich aneinander, aber nirgends waren Trauerweiden. Nur über ihm trauerte eine, mit schwerer, schmerzlicher Melancholie, wie eine taubenetzte Frühlingsfee, welche die langen grünen Locken tröstend über seine Schultern fallen läßt, als wollte sie heimlich sein Gesicht berühren und von diesem die Schatten der Nacht sehr sanft und graziös wischen.

Den Vagabunden schmerzte auch dies. Kalter Schauer überlief seinen Rücken bei dem Gedanken, er habe die ganze Nacht unter diesem Grabesbaum verbracht, gleich einem Toten, und er begann zu grübeln. Warum hatte er sich unter eine Trauerweide gesetzt? Warum mußte er sich gerade zu dieser Bank herschleppen, wo doch so viele kühle liebkosende Bäume der Au ein Laubzelt für die armseligen Wanderer der Nacht bilden? Der Vagabund blinzelte und brummte etwas vor sich hin: es ist alles so am besten, wie es der reine Zufall ordnet. Dann begannen langsam und bescheiden seine Tränen zu fließen.

Die Musik des Stadtwäldchens aber tönte melodisch, leichtsinnig weiter. Auch die Au begann schon zu erwachen. Junge Frauen in roten Morgenhüllen huschten vorbei, dem Teiche zu, zum Morgenbad. Noble blasse Bürschchen kamen mit keckem Pfeifen. Auf den bespritzten Wegen frühstückte eine laute Gesellschaft. Parfümierte Damen kamen sehr elegant vorbei, und vornehm ein auffallend junger General. In der blauen Luft kräuselte sich der Rauch teuerer Zigarren.

Der Vagabund hatte sich jetzt schon mit dem Schatten befreundet und trauerte gemeinsam mit der Zypresse. Träge schaute er dem Leben zu und lauschte der Musik.

Die berauschend leichte Frühlingsmusik stieg ihm all-

mählich zu Kopfe. Seine Muskeln strafften sich stählern. In seinen Augen erglühte Feuer. Die viele laute Luft begann ihn zu schmerzen. Grinsende Sonnenflecke tanzten vor ihm. Spitzes jauchzendes Lachen bohrte sich in sein Gehirn. Seine Kehle schnürte sich zusammen.

Auf dem Platze erscholl plötzlich lautes Kindergeschrei. Etwa zehn Kinder kamen aus den Villen, gekämmt, rein gewaschen, mit elastischen tapferen Schritten. Zehn kleine Eisenfresser. Alle feist und gesund. Mancher schien schon einen leichten kleinen Schmerbauch zu haben. Und es war beinahe, als ob auch schon goldene Ketten auf den Westen wären. Das sind die Knaben jener Väter, die jährlich ein kleines Vermögen verbrauchen. Deshalb blicken sie so kühn und wild. Deshalb sehen sie ihn so scheel an. Sie haben die Nase des Sperbers, das Gesicht des hungrigen Turmfalken. Die werden einst seine bleichen kranken Bankerte erwürgen.

Es schwindelt den Vagabunden:

Wenn sie jetzt herkämen . . .

Sie kamen auch. Alle zehn. Unter hölliſchem Lärm, mit tollem Radschlagen, mutwillig herumspringend kamen sie unter die schattige Trauerweide. Der eine sprang geradewegs auf die Bank. Die anderen versammelten sich hinter dem Rücken des Vagabunden. Die Musik lärmte mit höhnischem Klang, und jetzt war jeder Takt schon fieberhafte Gotteslästerung und Wahn. Und die feisten, dicken Herrschaftskinder klammerten sich an ihn wie Blutegel.

Es schwindelte ihn. An seiner Stirn schwollen die Adern und er schrie die Kinder aus voller Kehle an:

„Packt euch von hier!“

Die Kinder blickten einander an. Die Hälfte der Schar flüchtete erschrocken, doch die anderen begannen ihn, in einem Trupp versammelt, zu necken. Einer warf ihm den Stock seines Reifenspiels nach. Ein anderer schleuderte einen

Stein auf die Bank. Ein blonder, dicker, ruderhemdbekleideter aber streckte ganz in seiner Nähe, kaum zwei Schritte entfernt, die Zunge heraus.

Der Junge mochte im ganzen vier Jahre alt sein. Sein weißes, in Milch gewaschenes, dummes kleines Gesicht grinste. Der Vagabund erhob sich taumelnd. Die Schar begann zu laufen. Doch er jagte ihnen nach und erreichte sie auch am Saume der Lichtung.

Seine magere Hand griff in die blonden flatternden Locken des Knaben und begann an diesen zu zausen. Dann gab er dem Jungen eine Ohrfeige. Kräftig, als schlage er einen abgehärteten, sehnigen, erwachsenen Menschen.

Wildes Geheul durchzitterte den Hain.

Die Ohren des Vagabunden gellten und seine Augen sprühten. Die leichten Akkorde der Musik des Stadtwäldchens und das betäubende Kindergeschrei verschmolzen zu einer tollen Einheit. Er fühlte bloß, er habe sich gerächt, für viele, viele Leiden, für das gräßliche Elend vieler Jahre. Und sein Herz schlug in stolzer Freude. Er keuchte wonnig müde.

Dann bemerkte er, daß er in der Mitte einer aufgeregten Menge stehe. Empörte Väter umsprangen ihn, im Hemd, in nachlässiger Morgentoilette, zorngerötet. Erzürnt geifernde Mäuler spuckten auf ihn Schimpf, das Spülicht der Worte, den Schmutz.

Er aber lächelte bloß.

Schließlich kam ein Polizist.

Der Vagabund schritt traurig, langsam unter den frühlingsprunkenden Bäumen dahin.

Begleitet von der liederlichen und lieblichen Musik des Stadtwäldchens.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Sang an Neapel / von Theodor Däubler

Die hüpfenden Wellen im sonnigen Glücke
Verhüllen mir Bäume mit tanzenden Früchten.
Ich will, daß der Wind eine Lichtbirne pflücke,
Doch kann sich das Schwebeobst immer noch flüchten.
Metallisches Flackern und Rascheln der Blätter
Begleitet als Zufallstakt Flammen beim Tanz.
Die Glanztarantella, das strahlende Wetter
Erobern den Mittag mit Jubelgeschmetter:
Die Sonne verschenkt alle Wonne zur Feier:
Auf Ischia entwallen die flatternden Schleier,
Und Capri behält seinen fliegenden Kranz.
Lateinische Segel, geschmeidig und sicher,
Entschweben den Buchten mit Wellengekicher:
Schon tanzen die Barken im Lachen der Wellen,
Die klatschen voll Uebermut flach an die Planken,
Das Wasser zerkraust sich in Springtamburellen,
Mit schimmernden Bändern und Tropfen als Schellen.
Den Wind überschäumen zerglühende Ranken,
Den Mittag durchflimmern ein Luster aus Tau:
Opalblasse Flammenverglasungen schwanken
Behutsam gefächelt durch perlendes Blau.
Die Seehauche lockern die wolkigen Kronen
Der blauen Gebirge in Silbervollendung,
Die rings die Verzückung Neapels betonen:
Es reicht der Vesuv seine Lockenverschwendung
Mit goldener Wonne dem sorglosen Tag,
Der leicht seinen Einfall zu dichten vermag.

Voll Jugendkühnheit blaut der Silbermorgen:
Die Luft, der Duft erschimmern um die Wette.
Da strahlt ein weißes Schiff aus Wolkensorgen,
Ein Schulschiff, eine blinkende Korvette!

Sie bringt den Blitz im ſchlanken Leib verborgen:
Sie ſteht: ſchon raſſelt ihre Ankerkette.
Die Segel ſinken und es wolkt ein Schuß:
Nach blauer Fahrt ein weißer Heimatgruß.

Ein großes Schiff entdampft zwiſchen den Molen:
Es wird der Hafen ſcheinbar mitgedreht.
Der weiße Rumpf ragt hoch über die Kohlen,
In deren Mitte rot ein Leuchtturm ſteht.
Die Wogen wollen ſich den Rieſen holen
Und ſchleudern Möven, wo ihr Giſcht zergeht!
Der blanke Dampfer wird kaum merkbar ſchwanken,
Wenn Silberſchäume ſeinen Stahl beranken.

Die Fiſcherboote ſollen wiederkommen:
Ein weißer Flügel bringt ſie wippend her.
Dort kommt ein Schwarm wie Schwäne angeſchwommen;
Der letzte Wind verquert ſie immermehr.
Ein weißer Stern iſt plötzlich groß erglommen:
Es ſpiegelt ſich ein Segelpaar im Meer.
Wie wunderbar iſt ſo ein naher Friede.
Nun ſei er ganz bei mir: im eignen Liede. —

Des Meeres Einfalt heiligt meine Straßen.
Mit Wäſche weiß beflaggt ſind alle Gaſſen.
Das gibt ein Grüßen und vergnügtes Spaſſen,
Im Augenblick den Lebensraub erfaſſen!
Die Ware ruft nach altbekannten Maßen
Faſt ſingend wer ſie feilhält in die Maſſen.
Du kannſt an Hebungen das Obſt erkennen
Und dich auf Senkung hin von Plunder trennen.

Die Fiſche kribbeln noch im Korbbehälter.
Ein Junge trägt ſie aus mit hellem Schreien.
Der Maid, die eine Alte ſträhnt, gefällt er!
(Denn in Neapel kämmt man ſich im Freien.)

Sie denkt ſich, wäre er ein wenig älter,
So drängt' ich mich in ſeine Feilſchereien:
Ich würde raſch in das Gezappel langen
Und hätte meinen Biſſen ſamt dem Rangen.

Zur frömmſten Witwe ſpricht ein Pfäffchen
Von Lottoausſicht und von Schickſalsrädchen.
Ein eitler Langer ſtreicht und prüft die Beffchen:
Er ſpiegelt ſich vor einem Brillenlädchen.
Nun ſpielt der Leiermann. Es ſpringt ſein Aeffchen:
Und gleich begaffen es erſtaunte Mädchen.
Wie bunt und freudig ſind die vollen Gaſſen:
Und oben blühen Kinder auf Teraſſen.

Die alten Kneipen wimmeln von Matroſen:
Und bunte Kugeln leuchten durch die Scheiben.
Die hochgekämmten Frauen tragen Roſen
Und fangen früh ſchon an, ſich zu beleiben.
Ein Buckliger hat Backwerk zum Verloſen:
Er kann für Geld auch Liebesbriefe ſchreiben!
Faſt ſtets enttäuſcht, doch auch enttäuſcht, verpackt er
Die Düten, Doſen, — ſchweigend, — voll Charakter.

Wie holprig fährt es ſich in der Kaleſche,
Und doch wie fröhlich durch die laute Menge!
Wie ſehr er auch auf ſeine Mähre dreſche,
Der Kutſcher zerrt dich ſchwer nur durch die Enge.
Doch plötzlich knallt es raſch durch eine Breſche,
Du glaubſt, daß man die Häuſer mitverſprenge!
Am Ziel erfahr ich ſchnell von einer Schönen:
Die könnte deinen Tag mit Freuden krönen.

Ein Greis erzählt von Kriegen oder Reiſen.
Soldaten, Lungerer, verſchiedne Leute
Umhocken ihn erſtaunt in weiten Kreiſen.
Dann kommen Wüſte, Jagd und Löwenbeute,

Dabei beginnt das Fiſchervolk zu ſpeiſen:
Der große Nudelkeſſel dampft auch heute.
Und der Veſuv hört gar nicht auf zu rauchen:
Aus Pfeifen fängt man auch ſchon an zu pfauchen!

Das Puppenſpiel hat mit Gekreiſch begonnen!
Wie ſind die Masken alt und ſchrill geworden:
Doch ſchwelgt das Volk noch immer hoch in Wonnen!
Es lacht ſich heiſer bei Kaninchenmorden,
Iſt gleich für einen Pflock in Leid zerronnen:
Erkennt und bändigt mit Geſchmack die Horden!
Der Skeptiker kann an Applauſen lernen,
Ein Schwärmer bloß im Ruhm die Kunſt entfernen.

Die Uferſtunden von Neapel ſind geſchwunden!
Wie ferne zuckt das Nebelband der Zufallskunden!
Und doch: ich habe dort in Volksgeheimniſſe gewittert,
Daß ſchon ein ferner Wurf nach meinem Ausdruck zittert!
Der Menſch kriegt den Geſchmack, was Willkür ausprägt zu bezähmen!
Es hat im Ich die Weltidee ſich ſelber übertrieben:
Nun kommen wir zur Welt, um die Zurückhaltung zu lieben:
Wir wurden unſer Bild, der Eigenheit uns tief zu ſchämen.
Der Leib iſt ſchwer: er kann die Selbſtbeſänftigung erleichtern,
Drum horchen wir zu Mißerfolgen, unſern Schleichern, unſern Beichtern!
Wie viel haſt du gelernt: biſt du auch ſtark, nicht mehr zu fragen!
Hinweg die Leidenſchaft: ich ſoll nicht mehr geboren werden!
Wir laſten auf der Welt, wir ſind der ſchwerſte Alb auf Erden!
So werde Welt und leicht! Sag, kannſt du ſelbſt dich noch ertragen?

Wie viele wirre Wünſche hat der Leib uns ſchon verweigert!
Seitdem du dich im holden Erdenfrieden ſonnteſt,
Was dich gebar, erhalten muß, als Ich erfaſſen konnteſt,
Verſchwand die eitle Gier: dein Anſpruch aber ward
geſteigert!

* * *

Mit vollen Segeln fliege ich ins Blaue!
Es wird mein ſcharfer Sinn zu neuer Einheit an-
geſpannt.
Ich habe meinen Nachen ſtark und ganz allein bemannt:
Ich ſelber wurde Steuer, Maſt und Taue. —

Wie wunderbar umkräuſeln mich die Fluten!
Auf einmal ſchlafft das Segel ein, vom Winde hingeſtreckt!
Schon wird das Boot wie angeſchoſſenes Wild voll Wut
beleckt!
Es wirft ſich um, als müßte es verbluten!

War das ein Traum? Ein weißer Traum ins Blaue?
Das Boot erholte ſich, ſtand auf in wunderholder Hut.
Wir fuhren fort: wie ausgeruht, voll Munterkeit und Mut:
Wie gut, wenn ich der Eingebung vertraue!

Das junge Tauwindweib hat uns getragen!
Der grüne Süden überwipfelte den Wiegemaſt.
Ein Augenblick: — Das Segel ward mit blauer Wucht
erfaßt, —
Der Goldwind mächtig über uns geſchlagen!

Wie wahrhaft überragten mich Geſtalten!
Voll Schwermut gab die Frühlingsbraut den bunten
Blütenkranz

Der hohen Fürſtin mit der Krone ganz aus Sonnenglanz:
Doch konnte ſie bloß mein Gedächtnis halten.

Vorbei: ich werde nimmer darnach fragen!
Mit andern Winden ſegle ich hinaus ins volle Meer.
Wie leicht mir wird: ich war noch nie ſo frei und ſorgenleer!
Was hat ſich nur im Herzen zugetragen?

* * *

Nun iſt der Frühlingsſchnee vom Engelsberg gewichen!
Der Sommer kommt: Der Engel iſt emporgeflogen.
Ich wäre gerne durch das Flimmertal geſchlichen:
Die weiße Höhe hat mich lieblich angezogen.

Wie herrlich iſt es ſpähend übers Meer zu ſteigen!
Mit jedem Schritte weiten ſich die Sonnenräume.
Die Fiſcher ſegeln leuchtend ihren ſtillen Reigen,
Die See entſchleiert ihrer Fernen goldne Säume.

Die Oelgelände ſchimmern noch im Taugeglitzer;
Bei jeder Quelle ſilbert ſchlicht ein Aaronſtab.
Auf Moos und Felſen ſprühten Morgenſpritzer:
Ich weiß, daß ich mich nie in ſolchen Glanz begab.

Der Tag iſt klar: der Tau verſpricht uns frohe Dauer.
Wir ſteigen ſorglos leichten Morgenwolken nach.
Doch plötzlich wird es raſch über den Hängen grauer:
Verſagt der Wind, der freies Mittagsgold verſprach?

In alle Schluchten fängt es an, vom Meere her, zu rauchen.
Nur munter fort: noch findeſt Du den ſteilen Pfad.
Wir werden plötzlich wieder in das Blaue tauchen:
Schon ſtürzt ſich ſchweres Gold von hellem Felſengrat.

Wie prachtvoll iſt der Streit der Wolken mit dem Lichte!
Auf einmal alles blau! ein Anemonenfeld!
Vom Nebel frei in vollem Mittag eine Fichte:
Ins Blütenblau Narziſſengiſcht und Duft gewellt! —

Doch ſchon vorbei: jetzt nebelt es von allen Seiten.
Dramatiſch wird der Tag: wir ſteigen dennoch vor.
Wir können ja durch Baumgeſpenſter weiterſchreiten:
Wie oft ergraut und dämmert gar ein Wolkentor.

Ja, dann gerade wittern wir das Sturmtheater.
Das Rieſenſchauſtück und die Bühne wurden eins.
Die Grotte ſamt den Recken wallt empor als Krater:
Wir ſtaunen über die Vernunft dieſes Vereins.

Die Helden werden von Kuliſſen überflügelt.
Wie kommt es, daß kein Blitz zwiſchen die Zänker fuhr?
Der Wahn entwallt ſich windverwegen, ungezügelt:
Wie fabelt und wie ſpielt die ſtumme Dunſtarchitektur!

Nun werde ich ins Drama ſelbſt hineingetragen.
Die Frage wolkt heran: wie findeſt du den Steg?
Sie kommt zu ſchwarz, ſie wird mich anzupacken wagen:
Schon kämpft das Herz, erzwingt ſich friſch den Atemweg.

Ich wurde frei! doch weiter graut es unabwendlich!
Nun faſſe dich, Verwegener im grauſen Sturm!
Ein blauer Blick! ein Sonnenflügel: endlich! endlich!
Mein Engelsberg! ſchon wälzt ſich unter dir der Wurm.

Der Engel kam: doch iſt er überblau verſchwunden:
In beide Meere fiel ſein goldnes Schwingenpaar.
Der eine Flügel reicht Neapel Sonnenſtunden.
Der andre glänzt wo Päſtums voller Hafen war.

* * *

Purpurſchwere, wundervolle Abendruhe
Grüßt die Erde, kommt vom Himmel, liebt das Meer.
Tanzgeſtalten, rotgewandet, ohne Schuhe,
Kamen raſch, doch ſie verſinken mehr und mehr.

Furchtbar rot iſt jetzt die Stunde. Wutentzündet
Drohen Panter. Grauſamfunkelnd. Aufgebracht!
Dieſer bleibt: ein Knabe reitet ihn und kündet
Holder Wunder tollen Jubel in die Nacht.

Nacht! der Abend, aller Scharlach mag verſtrahlen.
Auch der Panter ſchleicht im Augenblick davon.
Aber folgt dem Knaben! Sacht, in ſchmalen Glutſandalen
Tanzt er nackt im alten Takt von Babylon.

Alle Flammen abgeſchüttelt? auf der Füße
Blaßen Spitzen winkt und fiebert jetzt das Kind:
Weltentſchwunden? Sterne ſind die ſichern Grüße
Stiller Keuſchheit überm Meere, vor dem Wind!

* * *

Oben blühen Gottes urverzückte Sterne.
Hier auf Erden blaut und betet unſer Meer.
Städte blinken freundlich leuchtend aus der Ferne,
Zwiſchen Mauern ſchimmern Wege, bleich und leer.
Schluchzt die See? Uferlos verſchluchtet!
Weinen oder ſegnen uns die guten Sterne?
Wunderbar, wie Dunkelheit die Welt befruchtet:
Körner kennen Sterne: ſie entkernen ſich ſo gerne!
Sonne, die als Same abends ſich zerbrennt,
Sieh die Sterne kindlichblühend um Sorrent!
Schaffſt Du nicht die Pracht um Gottes Nacht zu ſchauen?
Eine Nacht der Bienen voll von Duftkometen,
Kinder, die für ihre Mutter ſorgſam beten:

Sternlein, die ſich für die Sonne zart betauen!
Regt euch liebliche Geheimniſſe der Nacht!
Höher führt mich zwiſchen Mauern ſanft der Pfad.
Halten Bäume lichtumzittert traumhaft Wacht?
Bin ich einem Rätſel tiefſter Nacht genaht?
Mondhaft ſteht ein Rieſe ſchwarzummantelt da.
Unter ſeinen Beinen müßte ich nach Haus!
Furchtbar: ſchrie ich nicht, als ſolcher Schreck geſchah?
Unten leuchten Ziegen: — nirgends komm ich aus!
Ringsumſpukt! nun Herz und Atem haltet ſtand.
Heidenangſt, du drückſt mich keuchend an die Wand.
Langſam aber kann ich das Geſpenſt betrachten: —
Rieſenbeine ſpreizt es über meinen Weg.
Muß ich zwiſchen bleichen Geiſtern übernachten?
Plötzlich lief ich dem Zyklopen ins Geheg!
Furchtbar wuchtet ſich der dunkle Rumpf zuſammen.
Groß und zottig ſtarrt der harte Kopf heraus.
Um den nackten Leib erglänzt ein Flimmerſtrauß:
Doch der kann vom Monde hinterm Dickwanſt ſtammen.
Zwiſchen ſeinen Beinen kriecht die Sichel vor!
Grau verwolkt der Gauch: beharrt umhaart das Tor?
Wird der ſteife Mond zur ſchmalen Silberklinke?
Oeffnet er die Nacht mit leichtem Wolkenwinke?
Schon umwimmeln mich geſpenſtigſtumme Ziegen.
Groß wie eine Kuh erſcheint ein Rieſenbock.
Alle überragt er, voll von Glanzgelock.
Doch die Kleinen wollen ihn vertraut umſchmiegen. —
Ueber ſeinen Hörnern blaut ein Viertelmond,
Zart und flaumig, an den Spitzen rot betont.
Jetzt erſteht ein Zwerg, der meine Sprache kennt.
Flüſternd grinſt er: Pan lebt heimlich in Sorrent.

* * *

Nacht verhängt die Bucht, den Berg und alle Städte:
Finſter wie Pompeji jeder neue Hafen!
Ruht die ſchwarze See in ſorgenloſer Glätte?
Faſſe dich, du volles Herz: ich kann nicht ſchlafen.

Geiſter fangen wieder an bei mir zu weilen.
Lieber Friede, ſpukhaft oder Nichts, verbleib!
Zeichen gehen dran, ſich einfach zu verteilen:
Weiße Ahnungen ihr zeigt euch leicht als Weib!

Leiſe! viel zu ſchnell umſpinnt mich dieſe Stille.
Weich und mondblau glänzt der Schwebenden Gewand.
Dunkel bleibt die wunderkundige Pupille.
Rotes Lächeln ſchminkt die Grazie aus der Wand.

Blondes Haar umſtrahlt des Mädchens ſchlanke Haltung.
Jede Regung ungedacht bewußte Kunſt!
Glutentfaltung, meines Schauens Wunſcherkaltung,
Holde Nachtgeburt enthülle deine Gunſt!

Silben, zart und bunt, verſternt ein ſanfter Wille.
Antwort funkeln Blumen ihres goldnen Horns.
Liſple ich oder mein Träumen? Stil iſt Stille!
Leuchtend ſind die Düfte dieſes Blütenborns.

Wird ſogar die leiſe Luft zu bleichen Schleiern?
Jeder Atemzug verklärt der Schönheit Bruſt.
Reinſter Anblick, deine Weihe will ich feiern:
Nichts zu wünſchen iſt des Schöpfens heilge Luſt.

Willſt du wieder friedenſchenkend von uns weichen?
Jungfrau, deines Lachens Roſen ſind verblaßt.
Abſchiedsveilchen konnten mich noch ſchwach erreichen,
Nacht und Unwelt haben langſam dich umfaßt.

Schwarze Gaben wird die Nacht vereinſamt ſpenden.
Nacht, ich komme ohne Toten ſtumm zu dir:
Spuk will ſich begehrlich von der Stille wenden!
Finſternis, verliere ich mich wirklich hier?

* * *

Morgengold! Jugendjubel brauſt an meine Pforten.
Kinder dieſer Fluren brechen mit der Sonne auf.
Sorglos ſpielen ſie und haſchen ſich im Lauf:
Morgens findet man das Volk an allen Orten.

Lachend halten Knaben Larven vor die Augen,
Blaſen oder ſpritzen Waſſer auf Banauſen.
Aeffchen fangen an verdutzt ſich raſch zu lauſen:
Mäuſe klauben Früchte, um ſie auszuſaugen.

Gelbe Felder! drinnen Kinder mit Schalmeien.
Nackte Jäger: Wolf und Eber arg in Nöten.
Hund und Jüngling ſiehſt du fröh die Beute töten,
Pfaue, die im Korne laut ins Blaue ſchreien.

Kukuruz mit goldnen Kolben ſteht beim Tümpel.
Bacchus badet drin mit Thyrſusſtab und Wimpel.
In die Traubenpracht am Ufer picken Gimpel:
Eine Schlange ſchläft im klaſſiſchen Gerümpel.

Ockerwege: Gänſe unter Katzenkrallen!
Friedlich ziehen Hirſche Knaben durch die Landſchaft.
Dort, der Maler, der das alles mit der Hand ſchafft,
Zieht ins Land, wo ſeine Kunſtſtücke gefallen.

Jubelzüge, bunt auf Gelb, in frohen Fresken,
Schädel liegen da: — plötzlich gibt es Weſpen! —
Baut Gerüſte !— Angſt erfaßt bereits die Eſpen! —
Schwingt euch auf! — dem Morgen nach! — zu den Grottesken!

Stapelt Narreteien prachtvoll aufeinander!
Faune würfeln, ob die Luftsprünge gelingen.
Feiste Kinder kriegen bunte Falterschwingen,
Und aus roten Blättern schlüpfen Salamander.

Rückwärts kriechen Riesenkrebs und Kriegerzwitter,
Pfeilesprühende, verrückte Flußgebieter.
Beide rücken ab und jeder höhnt: dort flieht er!
Krustenkörper spüren weder Spieß noch Splitter.

Morgengold! die Tauben nisten hold in Lauben.
Fleischige Polypen ringen mit Delphinen.
Um die Liebespaare schwärmen Bienen:
Adler können Knaben oder Kränze rauben.

Ohne Sorgen! frohe Jugend voller Morgen!
Sollen Maikäfer die Wagenfahrt besorgen?
Wiesen können Heuschrecken zum Reiten borgen!
Heute haben wir das Glück versäumt! auf morgen!

Ueber die Materie als lebendes Wesen / von August Strindberg

(XVI. Kapitel des Romans „Schwarze Fahnen")

Wenn Ihr erlaubt, und der Wintertag ist lang, fuhr Graf Max fort, will ich meinen letzten Dialog über die Materie als lebendes Wesen lesen.

Und er las:

Man hat eine kurze Reise gemacht und kommt nach Hause, um sein vermißtes Zimmer wiederzufinden. Wenn man eintritt, ist es einem fremd. Nichts ist von der Stelle gerückt, es ist nicht reingemacht, nicht gescheuert worden, aber das Zimmer ist verändert. Etwas Kaltes, Leeres schlägt einem

entgegen; es entspricht nicht dem Bild, das man sich in der Abwesenheit davon gemacht hat, und man fühlt sich seiner Umgebung fremd. Doch wechselt diese Wahrnehmung so schnell mit der früheren, daß man nicht weiß, worin die Veränderung besteht; ob sie im Zimmer oder in unserer Person liegt.

Wenn man dagegen keine Reise gemacht, sondern die Nacht auf einem Fest zugebracht hat, und am Morgen bei Tageslicht nach Hause kommt, dann ist der Eindruck ein anderer. Auch wenn man in guter Gesellschaft gewesen, unschuldige Freude gehabt oder etwas Neues gelernt hat, ist das Wiedersehen des Zimmers geradezu unheimlich. Das unberührte Bett mit seinen weißen Leichentüchern steht da wie eine Anklage. Es ist, als sei ein Verbrechen begangen worden, vielleicht ein Verbrechen gegen die Naturgesetze. Der heilige Schlaf, der erneuert und von neuem gebiert, ist in seiner Heiligkeit verletzt. Es ist mehr als eine versäumte Pflicht, die einen bedrückt. Es ist, als habe man einen unersetzlichen Verlust erlitten. Zugleich aber schämt man sich, schämt sich so, daß man vernichtet werden oder sich selbst vernichten möchte. Vielleicht hat man etwas versäumt, wovon man nicht weiß; eine Begegnung im Traum, wo man Weisheit hätte lernen können. Ja, es ist, als habe man jemand vergeblich auf sich warten lassen; und es ist vielleicht der Schmerz dieses Unbekannten, den man jetzt empfindet.

Man trifft seine Dienerin, die ausgeschlafen hat, und sieht deren klare Blicke; deren ruhiges, gesammeltes Wesen nach einer durchschlafenen Nacht und schämt sich noch mehr. Man demütigt sich und beneidet die geringe Arbeiterin, die in diesem Augenblick die Ueberlegene ist.

Und sieht man jetzt in den Spiegel, sieht das blutunterlaufene Auge, dessen Pupille wie Phosphor im Luftzug flattert, so kennt man sein Gesicht nicht wieder. Da sitzen

noch Reflexe von den Personen, mit denen man während der Nacht gesprochen hat; ja, man kann vollständig ummaskiert sein, wenn man mit einer starken Persönlichkeit verkehrt hat, nach dessen Gesicht man sein eigenes während der vielen Stunden eingestellt hat.

Ein unbekanntes Verbrechen ist begangen, und man empfindet die Angst, entdeckt zu werden. Man erwartet einen Tag voller Unglück; und achtet man darauf, wird man sehen, daß der Tag Verdrießlichkeiten bringt. Es steht etwas Aergerliches in der Morgenzeitung; man empfängt einen schlechten Brief, vielleicht die Nachricht von einem Unglück. Das Gefühl von Schuld ist so stark, daß man im Lauf des Tages alles erträgt. Man trinkt schlechten Kaffee, ohne eine Klage zu wagen; man nimmt Demütigungen ohne Einwand hin. Und man tut seine Arbeit mit einem Eifer der Verzweiflung, gleichsam um etwas gutzumachen.

Ich weiß von einem jungen Mann, der bei Sonnenaufgang heimkam und von dem fröhlichen Morgenlied seines Kanarienvogels begrüßt wurde: er zog seinen Revolver und erschoß den Vogel. Nachher, als er seine Eindrücke zu ordnen suchte, erklärte er, er habe zuerst gedacht, sich selbst zu erschießen, ohne jedoch während der Nacht eine schlechte Handlung begangen zu haben. Viel später wollte er sich erinnern, daß der Vogel gleichsam sein böses Gewissen vorstellte, das er töten wollte. Als er aber am Vormittag erwachte, weinte er beim Anblick des toten Vogels; jedoch ohne die Tat zu bereuen. „Etwas mußte sterben!“ Mehr konnte er nicht sagen. (Das erinnert an der Rabbiner Deutung der alttestamentlichen Opfer, besonders des Sühnopfers [Chattat] mit Blutvergießen.)

Man kann auch so lange von seinem Zimmer fort sein und in so häßlichen Geschäften, daß man es mit Entsetzen flieht und nicht dahin zurückkehren kann. Man trifft etwas Unbekanntes, das das Zimmer in Besitz genommen und das

einen hinausdrängt. Es ſitzt in unſerm Sofa jemand, den man nicht ſieht; und dieſer Jemand hat die Geſtalt unſeres Ichs, ſieht aber drohend aus; ein Ausbruch unſeres beſſeren Ichs, das mit Verachtung und Vorwürfen den erniedrigten Zwillingsbruder hinausjagt. Doch man kann auch ein fremdes Weſen treffen, ein ſchlechtes Erzeugnis von unſerer Perſönlichkeit, das in dem verlaſſenen, leeren Zimmer lebensähnliche Form angenommen hat. Und das iſt keine gute Begegnung, denn es ſind die Kinder der Wüſte, der Brandſtätten, der Ruinen, des Schweigens und des leeren Raums.

Wer eine Wohnung mietet und ſie möblieren will, geht umher und dichtet mit ſchaffender Phantaſie. Er projiziert ſein Inneres in Formen und Farben. Und wenn er fertig iſt, kann er ſehen, wie er inwendig ausſieht; und auch andere mit offenen Augen können es ſehen. Wenn er nun eine Gattin heimführt und es wird ein Kind dort geboren, dann wird es ein heiliger Raum. Das nennt man das Heim.

Die drei, Gatte, Gattin und Kind, beſitzen es; nicht zuſammen und nicht ſo, daß ein jeder ein Drittel beſitzt, ſondern ein jeder iſt Beſitzer des Ganzen, ohne es veräußern zu können. Es gibt kein Rechenverfahren, das dieſes Verhältnis klar machen kann; es geht nicht mit Geſellſchaftsrechnung, denn es iſt keine Geſellſchaft. Es iſt das unergründliche Geheimnis der Familie, es iſt ein Problem der Dreieinigkeit. Wenn es darum zerſpringt, dann kommt Unordnung ins Weltall und die ganze Natur ruft: „Wehe!“

Das Heim iſt ein ſolch empfindliches Ding, daß jedes Umſtellen eines Möbels eine Verrückung, eine magnetiſche Störung im Zuſammenhang zur Folge haben kann. Die Möbel ſelbſt bekommen Launen und verlangen die pflegende Hand. Solange Liebe und Ordnung herrſchen, haben ſie einen Schein wie ein Schild, das iſt die Ehre des Hauſes. Wenn aber der erſte Ring von dem nicht abgewiſchten Glas zu ſehen iſt, dann muß man ſich in acht nehmen, denn

bald folgen mehrere. Und eines ſchönen Tages hat man einen Schenktiſch, an dem man ſich verſammelt, um das tägliche Brot, den Lohn der Arbeit und die beſten Stunden der Ruhe zu feiern.

Kommt Zank und Haß ins Heim, dann raucht die Hängelampe, dann brennt das Feuer ungleich, ſo daß man die Ofenklappe nicht ſchließen darf; dann wird das Meſſing dunkel, dann wird das Piano verſtimmt, die Uhr ſchlägt zu unrechten Zeiten.

Die Uhr iſt empfindlich wie ein lebendes Weſen; ſie mißt die Zeit und tickt ihre ſechzig Male in der Minute wie das Menſchenherz; ſie ſtellt ſich ein nach deinem Sinn, und ſie herrſcht über die Ordnung des Hauſes. Sie hat ſich mit kosmiſchen Kräften in Beziehung geſetzt; ihre Räder haben ebenſoviele Zähne, wie die Sterne Stunden brauchen, um ſich um die Erde zu wölben; wie die Sonne Minuten braucht, um einen Grad vorzurücken. Die Uhr ſteht in Verbindung mit dem Weltall und der Ewigkeit, mit dem Menſchenherzen und der Zeitlichkeit.

Kommt Haß ins Haus, dann kann die Uhr drei ſtatt zwei ſchlagen; dann kann ſie mitten in der Woche ſtehen bleiben. Das verkündigt Böſes. Sie kann mitten zwiſchen den Schlägen mucken und lärmen, während ſie ſonſt bloß einen Seufzer fünf Minuten vorher gibt. Sie kann dreizehn ſchlagen. Das bedeutet eine Warnung.

Die Uhr im Eßſaal hängt über dem Piano und liebt Takt, Rhythmus und Harmonie; wenn ſie ſchöne Muſik hört, ſo hütet ſie ſich, zu ſtören: dann ſchlägt ſie ſo diskret, als lege ſie ſich Feſſeln an; wenn ſie aber häßliche, unmuſikaliſche Muſik hört, dann kann ſie mitten in einem Pianiſſimo ſchlagen, und zwar ſo herausfordernd, als beſitze ſie Verſtand. Bekommt ſie Beethoven zu hören, dann kann es geſchehen, daß ihr Schlaghammer mitzuſpielen anfängt,

einen gewiſſen Ton im Baß; ſie kann ſich nicht halten, ſondern will den Jubel und die Trauer mitmachen.

Das Piano iſt der Freund und Verwandte der Uhr, aber das Piano iſt doch empfindlicher und diffiziler. Das Piano nimmt es genau mit den Menſchen, ſowohl mit dem Spieler wie mit dem Zuhörer. Es verträgt keine harten Hände, und es macht ſich taub und ſtumm unter den Fingern des Boshaften. Es wird verſtimmt in der Gegenwart gewiſſer Zuhörer, die es nicht leiden mag, denn es fühlt, wo Antipathien und Sympathien ſind. Unter der weichen und reinen Hand kann es ſingen und weinen, und bei guter Laune ahmt es alle Inſtrumente nach. Eine ſchwache Hand mit einer ſtarken Seele kann es zum Donnern bringen wie ein Gewitter, und nicht die grobe Hand bringt die ſtärkſten Laute hervor.

Es gibt Klavierſtimmer, die das Klavier verſtimmen. Die Saiten ſind wie gewöhnlich in Normalton aufgeſchraubt, keine Veränderung iſt vor ſich gegangen, aber das Inſtrument klingt nicht; es leidet unter Beklemmung; eine fremde Hand hat in alle dieſe Stimmungen, die unter den Händen des Beſitzers oder der Beſitzerin in Luſt und Leid, in guten wie in böſen Tagen aufgeſtapelt ſind, hineingegriffen und ſie durcheinandergebracht. Das Piano hat etwas verloren; man kann es nicht erklären, aber es iſt ſo. Nach einiger Zeit iſt es wieder eingeſpielt, iſt ſein Akkumulator mit pſychiſcher Kraft geladen; das harte Holz, das einmal eine lebendige Pflanze war, hat deine Gefühle geſammelt und gibt ſie jetzt verſtärkt zurück.

Dasſelbe findet man bei alten Geigen. Nicht das Alter des Holzes oder die Konſtruktion des Inſtruments macht die Geige; ſie muß Jahrhunderte hindurch an einem menſchlichen Bruſtkorb, an einem Kehlkopf geruht haben, von einem Arm getragen, von einer Hand geliebkoſt ſein. Sie muß Geiger mit erzogen haben, von der erſten beweinten Ton-

leiter der Kindheit bis zu den vor offenem Vorhang beklatschten Triumphen des Künstlers; sie muß mit in der Kapelle gesessen und Meisterwerke gegeben haben.

Dieselbe Geige unter andern Schicksalen, auf der Tenne des Bauern oder auf dem Jahrmarkt, wird kein ausgezeichnetes Instrument werden. Darum kann man eine Cremoneser nicht machen, man kann sie aber durch Liebe erziehen, ihr eine Geschichte, Tradition geben. Dann wird sie eine Persönlichkeit, bekommt etwas vom lebenden Wesen, wird vermenschlicht, vergeistigt, so daß das Pferdehaar und der Schafdarm ihr Animalisches und die Pflanzenfaser ihr Vegetatives verlieren. Die Zarge wird zu einer Menschenbrust, einer Lunge, einer Kehle; und wenn sie singt, sind Stimmen aus der Tiefe der Jahrhunderte zu hören.

Vielleicht ist das das Geheimnis der großen Kunstwerke aus älteren Zeiten? An sich war das Gemälde vielleicht nicht so viel wert; wenn aber Generationen in Bewunderung vor diesem Bild gestanden haben, so haben sie diesen Embryo befruchtet, vielleicht bebrütet; Zeit und Mensch haben die Patina gegeben.

Wenn man während des Sommeraufentshalts auf dem Lande seine Topfgewächse bei einem Gärtner in Pension gegeben hat, so erwartet man, sie üppiger wiederzufinden, da sie drei Monate unter der pflegenden Hand eines Fachmannes haben wachsen können. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind abgetakelt und sehen heruntergekommen aus, obgleich sie bessere Pflege gehabt haben. Vielleicht haben sie Sehnsucht nach dem Hausherrn oder der Hausfrau erlitten; vielleicht sind sie unter Heimweh nach der alten Wohnung, der pflegenden Hand, den Stimmen der Sprechenden, der Musik des Heims, dem Geplauder der Kinder dahingeschwunden.

Warum nicht, da sie lebende Wesen sind, die geboren werden, lieben, wachsen, sich vermehren und sterben? Sie

ſind ja geſchaffen wie der Tierkörper, haben ähnliche Gewebe. Ihre Baſtfaſern ſind „glatten“ Muskelfaſern ganz gleich; ihre Ringgefäße gleichen Arterien, und ihre Tüpfelgefäße gleichen Venen; die Siebröhren ſind den am höchſten entwickelten Nerven analog; ſie führen zuweilen Lymphgefäße, und an der Wurzel haben ſie Darmwolle; der Schnitt einer Wallnußſchale iſt dem Schnitt eines Knochenſtückes vollſtändig gleich. Der Fruchtknoten iſt ja eine Gebärmutter mit Eierſtöcken, und der Blütenſtaub iſt ja Samen.

Worin beſteht denn die Verſchiedenheit? Darin, daß die Pflanzen langſamer als die Tiere reagieren und deshalb ſchwerer zu beobachten ſind. Eine abgeſchnittene rote Roſe erbleicht nicht aus Harm, und eine weiße errötet nicht vor Zorn; wenn aber Haß im Hauſe iſt, ſo ſchwinden ſie dahin, ehe die Sonne untergeht. Die Roſe lächelt und leuchtet bei Verlobten und Neuvermählten, ſolange die Liebe herrſcht; kann ſogar Tabakrauch und ſchlechtes Waſſer vertragen, wenn nur die Liebe herrſcht; kommt aber Haß, dann wird die rote ſchwarz, dann vergilbt die weiße. Unter der Hand eines böſen Menſchen gedeihen keine Roſen, und andere Blumen auch nicht.

Es gibt Menſchen, die Blumen nicht leiden können, ſondern ſie peinigen, ihnen zu wenig Waſſer geben, ſo daß ſie beinahe ſterben, und ſie erſt im letzten Augenblick retten. Solche Menſchen ſind gewöhnlich Tierfreunde, die den Kindern die beſten Biſſen ſtehlen und ſie vor die Hunde werfen.

Tulpen ſind ein luſtiges Volk, das Licht, Freude und Muſik liebt. Wenn man ihnen vorſpielt, ſo lachen ſie laut und recken ſich über den Rand der Vaſe, als wollten ſie dabei ſein. In einer frohen Geſellſchaft können ſie eine ganze Nacht walzen mit weitgeöffnetem Munde, als wollten ſie Weindämpfe trinken. Wenn aber die Lampen erlöſchen, ſo ſchließen ſie ſich, ziehen ſich zuſammen wie eine Vogelbrut und ſchlafen ſich aus bis in den Vormittag hinein.

Haben sie zuviel Wein und Tabak bekommen, so sind sie den Tag darauf nicht wohl; erholen sich aber, wenn sie nur ausgeschlafen haben.

Sie sind Freunde von Oster- und Pfingstlilien; mit denen gedeihen sie im selben Glas. Die Rose dagegen duldet keine Blume in ihrer Nähe; sie liebt nur den Menschen, und eine abgeschnittene Rose kann sich einen halben Tag am Busen eines liebenden Weibes halten, wo sie sogar zu wachsen und zu blühen fortfährt.

Es gibt eine ziemlich neue und allgemein bekannte Hauspflanze, die Aspidistra heißt. Das ist eine japanische Lilie; düster und häßlich, mit unsichtbaren Blüten, die unten auf der Erdfläche liegen. Sonst kommen die Blüten auf dem obersten Teil des Blattstiels hervor, um zum Licht hinaufzureichen; die Blüten der Aspidistra aber schießen aus der Wurzel hervor und haben etwas Unterirdisches in ihrer Natur. Sie sehen aus wie aus Fleisch geschnitten. Die Pflanze ist unsympathisch, weil sie das Licht haßt. Ein Verdienst aber besitzt sie: sie ist geduldig, verträgt Dunkel, Staub, Rauch und Eßgeruch. Essen scheint sie zu lieben, und darum ist sie in allen Kneipen und auf dem Ladentisch des Eßwarenhändlers zu finden.

Eine Aspidistra stand fünf Jahre lang auf einem Schrank in einem halbdunklen Zimmer. Blüht denn diese Pflanze nie? fragte einmal der Besitzer seinen Diener, der sie besorgte. Doch, sie hat in diesen fünf Jahren fünfmal geblüht.

Dieses Schleichende, Geheimnisvolle, macht die Aspidistra den Kryptogamen ähnlich. Die Blätter aber können sich auch bewegen wie die Reptile, sich in die Luft schrauben, sich schief stellen, sich biegen, Grünspan ansetzen, bald rostenden, bald weißstreifigen. Es ist kein gutes Wesen, aber sie hat, wie gesagt, ein Verdienst: sie verträgt alles, um das Vergnügen des Lebens zu genießen.

Zwei Phönixpalmen kamen in ein Haus, als Sturm dort

war; ſie ſollten nur die Plätze zweier abgehender ausfüllen. Sie ſahen etwas zurückgeblieben aus, waren aber ſonſt kräftig, vielleicht etwas knorrig. Zwei Jahre, ſolange der Sturm dauerte, ſtanden ſie im Wachstum ſtill, trieben kein neues Blatt. Die alten Blätter wurden holzig, ſcharf wie Stacheln, und wenn man ihnen zu nahe kam, ſtach man ſich. Sie hatten eine Fähigkeit, überall im Wege zu ſtehen, und wurden darum hierhin und dorthin geſtoßen. Wohin ſie aber kamen, machten ſie den Eindruck von zwei eiſernen Ruten. Dann fing die eine an, trocken zu werden, wurde von Würmern und Pilzen überfallen und ſtarb.

Als ſchließlich der Sturm vorübergegangen und es ruhig im Haus geworden war, ſah der Beſitzer ein, daß die Ueberlebende einen größeren Topf und neue Erde haben müſſe, wenn ſie gerettet werden ſollte. Als er die arme Gefangene aus dem Topf hob und ſah, wie die weißen Wurzeln zuſammengedrängt waren und ſich um einander geſchlungen hatten, wie bei einer Darmverſchlingung, faſt ohne Erde, da verſtand er, was ſie gelitten hatte und wie die andere totgepeinigt worden. Nun konnte ſie ſich ausſtrecken; und die ſchwarze ſamtweiche Erde ſchloß ſich um die entblößten Eingeweide, wundenheilend, nährend.

Wie der Vogel Phönix ſtieg die Palme aus ihrer Aſche, begann zu wachſen, trieb die Blätter aus dem Herzen, ſtreckte die großen grünen Schwingfedern zum Flug aus. Die Eiſenrute grünte wieder, hell mit weichen Blättchen. Man ſah ihn an, wie ſie ihr Daſein genoß. Und wer genießen kann, kann wohl auch leiden, und darum ſoll man Pflanzen nicht quälen.

Der Beſitzer aber ſah im Kalender nach, fand, daß der Tag den ſchönen Namen eines lieben Menſchen trug. Und er ſagte ſich: ich habe einen Gefangenen an deinem Tag frei gemacht, dir zum Wohlergehen, dir zur Befreiung, Geliebte! Und mir!

Da war aber eine andere Palme, eine kleine Fächerpalme von der Insel Bourbon. Sie bekam ihren Platz in einem sonnenhellen Zimmer auf dem Kleiderschrank am Fuß des Bettes. Und sie streckte ihre Hände abends und morgens segnend aus.

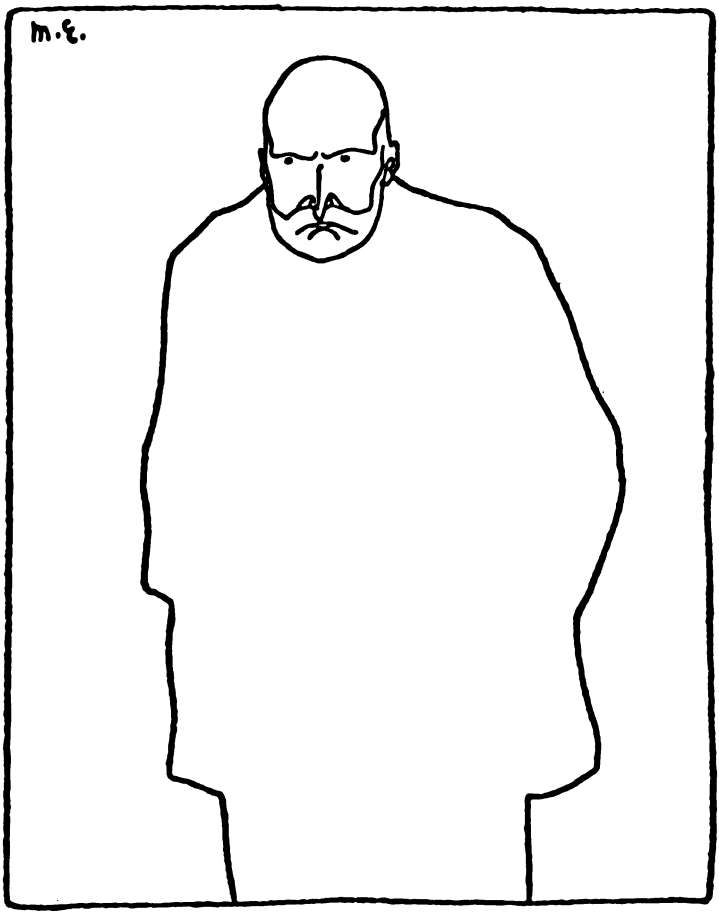
Als das Haus mit einem kleinen Kind gesegnet wurde, trieb die Palme ein neues frisches Blatt. Es kam zur Welt wie ein zusammengelegter Fächer, hatte sich aber bald wie eine Hand ausgebreitet, streckte sich über die Wiege, schützend, Friede winkend.

Das streitsüchtige Leben aber gibt keinen Frieden. Das kleine Kind schien in Unfrieden nicht zu gedeihen, sondern drohte wieder seiner Wege zu gehen.

Die Palme, die das kleine Kind liebte, gedieh nicht mehr im Sonnenzimmer, sondern erhob sich so aus der Erde, daß man die Wurzeln sah; sie kroch aus dem Topf heraus, als wolle sie ihrer Wege gehen, fortfliegen. Es half nicht, daß man ihr Erde um die Füße schob; sie wollte bestimmt aus der Erde empor, fort, weit fort.

Und als das kleine Kind wieder seiner Wege ging, trauerte die Palme, das ganze Trauerjahr über, wurde häßlich und alterte, kam in die Küche und starb, ohne daß wer nach ihren letzten Schicksalen fragte.

(gez. von Max v. Esterle)



Prof. Pommer

Innsbrucker Kunstkritikenschau

Heinrich Hammer (Innsbr. Nachr. 4. IX.), — h — (Allg. Tir. Anz. 7. IX.), anonym (N. Tir. Stimm. 4. IX) über Grimm—Strele—A. Plattner.

Die analytische Methode des Kunsthistorikers in der Kritik hat Pech. Durch Chemie irgend einer Branche wird keine Kunst entschleiert. Sie antwortet auf Reagenzien so ausweichend, daß der Experimentator schließlich so klug ist wie zuvor. Sein Gefühl hat berechtigte Angst vor dem Gegenbeweise des Fachkollegen und drückt sich: seine Worte kommen tot zur Welt. Aber ein Polyhistor der modernen Renaissance könnte wenigstens unterhaltende Arbeit leisten, indem er entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge nachweist. Im vorliegenden Falle wäre dies umso leichter gewesen, als es sich nicht um Genies handelt, die der weitsichtige Historiker nur aus großer Distanz erkennt, sondern um Talente, die ja immer etwas Vorgefundenes irgendwie für sich herrichten. Hammer versucht es zwar bei A. Plattner, jedoch nicht mit gewünschter Gründlichkeit. Plattner maskiert nämlich seine Egger-Lienz-Maske mit einer Imitation Millet's. Da man auch Egger vielleicht als Fortsetzung Millet's auffassen könnte, ist dies eine sehr gute Spekulation. Dies hätte dem Kunsthistoriker nicht entgehen sollen; ja, er hätte durch Entdeckung des neuen Typs: des „simulierenden Eklektikers" Anspruch auf Beachtung erworben.

Ein gütiges Geschick bewahrt Herrn Dr. Alois Böhm vor den üblen Folgen seiner Doppelexistenz als Schulmann und Kunstreferent. Die Rüge vor der Klasse war schon beschlossen, als er in die nächsthöhere Rangsklasse und nach Marburg versetzt wurde. Tieftrauernd steht nun der Hinterbliebene vor der leeren Tribüne, auf welcher der Entrückte, nach Feierabend als journalistischer Saltimbanque verkleidet, so oft und so laut die bessere Einsicht überschrie, damit das hochverehrte Publikum auf einen Sensationsriesenerfolg hereinfalle. Wer wird jetzt ohne Rücksicht auf Titel und Charakter für Plattner die Trommel rühren und „mit elementarer Wucht einem Sehnen, das diesen schon seit Jahren durchdrang und nur durch den schweren Daseinskampf niedergerungen wurde, endlich Bahn brechen". Wem wird es jemals wieder „im ersten Eindruck des ‚Versehganges' sein,

als ob der Tod selbst durch die Reihen der Beter huschte, um dann wieder hinten nach zu schleichen"; wem „in einzelnen Zügen der Komposition, so im Verhältnis von Figuren und Bildgröße, im reliefartigen Zusammendrängen der Figuren auf einen schmalen Streifen im Vordergrund, Rhythmik, Silhouetten der Gedanke an Anlehnung an die großen Vorbilder Eggers sich aufdrängen"; wer trotzdem sagen, „daß es des Künstlers eigenes Bekenntnis ist und in seinem Ausdrucke im Bilde nichts von fremder Art hat"; wer desungeachtet behaupten, daß „sich freilich auch nebenbei Fremdes aufdrängt" — bis der Leser betäubt ist und „wankt und weicht und viel Hoffnung für die Zukunft einer künstlerischen Entwicklung hat, die mit diesem Werk erst einsetzt"?! ... Wenn jetzt Albert Plattner um das zu kurz kommt, um was jene Artikel zu lang waren, dann — o harte Gerechtigkeit!

Bruder W. — ist das nicht jener fromme Mann, der von Zeit zu Zeit die bald in goldgeränderten Purpur, bald in Immergrün gekleidete Muse der Dichtkunst empfängt, der er immerhin bis zur vollen Büste reicht? Die Begeisterung für die Märchen-Heroine Grimm wäre somit verständlich. Aber der feurige Bruder hält es heimlich auch mit einer anderen, von der er sich zu Spaziergängen über das Glatteis der Kunstkritik verlocken läßt. Denn „wer könnte sich schließlich auch für die Länge dem Hauche der Romantik und des Märchens verschließen, der auf den Schöpfungen Grimms; wer dem Stimmungsgehalte entschlagen, der auch vielfach wie ein schwingender, klingender Goldfaden über den Bildern seiner Schülerin Strele liegt?" Da kann kein Mensch anders, als zur Feder greifen. Bei technischen Kraftleistungen schaut man ja auch, aber man bleibt kalt — und geht vorüber. „Das Grimm- und Strelebild bei Wagner schaute man auch an — und ging vorüber; aber man kam wieder zurück — ein-, zweimal und vielleicht öfter; und man strömt in den Rundsaal des Ferdinandeums ..." Wenn es dort nur erlaubt ist! Aber keine Freude bleibt ungetrübt: ein Bild wirkt „zu dunkel, um mit der ganzen Monumentalität seiner Gedanken uns beeinflussen zu können .... Man möchte es ausschöpfen — und kann es nicht." Malheur! Und der Unter-

ſchied zwiſchen Meiſter und Schülerin! „Erſterer konterfeit überhaupt nicht mehr; ihm iſt die Landſchaft nur mehr Mittel zum Zweck. Letztere hängt noch in dem Drum und Dran der Landſchaft, wenn auch nur mehr leiſe und äußerlich“ — eine bedauernswerte und ſchreckliche Situation. „. . . . ein neuer ‚Plattner‘ : der ‚Verſehgang‘ — ein Werk, das auf den erſten Blick an Egger-Lienz erinnert, aber durchaus nicht mit Egger-Lienz verwechſelt werden darf“ — nur keine Angſt, mein Bruder — „denn Plattners Bauern ſind ganz anderen Typen entlehnt . . .“ Endlich ein wahres Wort! „Wucht und Erdgeruch haftet auch dieſen Geſtalten an . . .“, leider nur als Etiquette. „Plattner hat ein religiöſes Meiſterwerk geſchaffen. Wir gratulieren!“ Welch' ein Judaskuß vor dieſer ultramontanen Schwarte! Benedikt.

Berichtigung. In den „Kleinen Sämereien“ von Carl Dallago (Heft 1) ſind bei der Zitierung deſſen, was Hermann Bahr über Feindesliebe ſagt, aus Verſehen zwei Sätze weggeblieben. Sie lauten: „Was wär' ich ohne Feind. Ich liebe meinen Feind . . . als ein Stück von mir“ und: „An meinen Grenzen ſteht der Feind als Schildwache mir von Gott hingeſtellt.“

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 384/385:

Der Löwe oder Die Gefahren der Technik / Glossen
Zeugenschaft gegen die Geschworenen
Notizen / Glossen / Der Neger

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

Sexual-Probleme (Berlin): Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

Interstate Medical Journal (St. Louis): Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)

IV. Jahr Heft 3

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Das große Vielleicht / Georg Trakl: Gedichte / Albert v. Trentini: Funke des Göttlichen / Franz Spunda: Begnadung / Martina Wied: Otto Stoessl, der Erzähler / Fritz Lampl: Gotischer Dom am Abend / L. E. Tesar: Gedanken / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Hermann Broch: Mysterium / Hans Feigl: Fallmerayer / Max v. Esterle: Karikaturenfolge 68 (Dr. Huber-Meran)

Innsbrucker Musikbericht

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. November 1913 Heft 3

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

IX. Das große Vielleicht.

Verhängter Sommertag. Die Waldberge sind voller Nebelflecken. Zerzauste Wolken umwehen Grat und Gipfel. Nah einem Talriß, unter mächtiger Lärche mit weitverzweigtem Wurzelstamm, mein Lagerplatz. Der Rasen ist noch feucht vom Regen der Nacht. Ueberall Lärchenwaldung mit eingesprengtem Weidegrund. Weidende Herden jenseits des Talrisses, weidende Herden diesseits. Und zwischen den tönenden Herden ein Mensch, der mit seinen Sinnen das Dasein abweidet: ich.

Unterm Baum ist der Boden trockener. Hier habe ich mich hingestreckt. Erde und Himmel breiten sich vor mir aus. Unermeßlich und formenreich, mit einer Fülle von Beschaffenheiten. Das Stück Erde, darauf ich ruhe — wie jung macht es sich mir fühlbar; wie ein Weib in der ersten Reife. Ich drücke mich in das kurze Weidegras, um seinen Umgang vertrauter und inniger zu fühlen. Welche Zurückstrahlung bei der Berührung! Welches Abgeben von Kräften denen, die sich ihm hingeben! Wie der Mensch alles aus der Natur herausholt: was er ist, was er wird; aus der eigenen Natur und aus der Natur um sich! Wie sich ihm, indem er sich auftut, auch die Natur um ihn auftut, so daß zwischen Beiden eine immer größere Annäherung statt-

findet; bis zu spüren ist, daß da nur *eines* ist in der Tiefe: ein und derselbe Grund, derselbe Quell, dasselbe Rätsel.

Wer möchte da noch den Menschengeist sondern von der Menschennatur — überhaupt Geist von Natur? Vielmehr drängt sich einem nun die Erkenntnis auf, daß umsomehr Geist vorhanden sein muß, je tiefer die Natur erlebt und zwar so erlebt wird, daß das Greifbare an ihr, die Form, immer weniger als das Entscheidende und Ganze gefühlt wird. So vermöchte vielleicht höchste Geistigkeit durch ihr Naturerleben in die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens so aufzugehen, daß sie dieses vorhersagen könnte, ja daß es schiene, als könne sie ihm gebieten. Niemals aber wird sich eine Geistigkeit dieser Art die Herrschaft über die Natur anmaßen, vielmehr wird sie die Menschennatur überall dort für geschädigt halten, wo sie Menschen sich brüsten sieht mit Errungenschaften, die vermeintlich danach angetan sind, die Natur zu beherrschen.

*

Mein Sinnen rastet. Es ist Feiertag, und die Glocken läuten von überall her und lüften das Dunkel der Erde in ihren Klängen. Daher vielleicht das vertraute Ineinandersinken der Klangflut und der Fluten des Gefühls, die auch ein Dunkel ans Licht bringen: das Dunkel des Menschen. Was das Gefühl dartut, ist gewordene Wirklichkeit, die aus der Verhangenheit heraustritt, ins offene Leben wallt und wieder verebbt. Es zeugt dafür: daß die Wirklichkeit ins völlig Unübersehbare hineinreicht, ja daß die Verhangenheit ihre eigentliche Behausung ist. So wird alles Wissen um die Dinge zu Unwissen, und das Unwissen, das sich erkannt hat, zu höchstem Wissen.

In mein Sinnen kommt Regsamkeit. Ich nehme meine Wühlarbeit auf, um alles Wissen zu unterwühlen. Bedrängt doch nichts so sehr das Wachstum und die Ausbrei-

tung des Menſchen wie das Wiſſen. Darum: wenn andere ihr Wiſſen zu Markt und Menge tragen, ich trage mein Unwiſſen zu den Menſchen. Denn ich nehme meine ganze Stärke aus dieſem Unwiſſen. Das Wiſſen iſt wie eine Mauer, die den Menſchen einſchließt; das Unwiſſen zerſtört dieſe Mauer und gibt dem Menſchen wieder die Freiheit. Das Wiſſen legt Hürden um den Menſchen an und nennt es Sitte, ſchlägt die Menſchennatur in Feſſeln und nennt es Geſetz. So beruhen Sitte und Geſetz auf Täuſchung; denn dieſes Wiſſen erkannte noch nicht ſein Unwiſſen: ſo *tut* es noch. Das Unwiſſen aber, das ſich erkannt hat, *läßt* mit ſich tun und gibt dadurch einer Geſetzlichkeit in ſich Raum, die in ihrem Tun ſittlicher und rechtlicher iſt als alle geſchaffene Sitte und jedes gemachte Geſetz.

So ſtürmt mein Sinnen gegen das Wiſſen an, das tut, und wendet ſich nun gegen das Wiſſen, das weiß. Ueberall ſeine Fragezeichen aufrichtend, wo dieſes Wiſſen ſpekulativ auftritt. Bald hängt mir der ganze Himmel voll von Fragezeichen; doch eigentlich gelten ſie den Himmelskörpern und ihren Beſchaffenheiten (obwohl ich ſie jetzt am Tage nicht ſehe, die Sonne ausgenommen, die ſich zuweilen durch die Wolken drängt.) Aber ich entſinne mich ſo mancher Ankündigung von Planetenkreuzungen, die durch das Gemunkel der Fachgelehrten oft ſpannende Erwartungen hervorriefen, um dann völlig harmlos zu verlaufen — etwa wie Licht- oder Schattenbilder. Zugleich muß ich an verheerende Naturereigniſſe denken, an Orkane, Ueberſchwemmungen, Erdbeben, die kein Fachgelehrter vorherzuſagen vermochte, die jedoch — wenigſtens ſoweit es Erdbebenkataſtrophen betrifft — von unwiſſenden Tieren gewittert, wahrſcheinlich auch von Pflanzen geſpürt und zuletzt noch von der blinden Magnetnadel, die ihre Heimat im Schoß der Erde hat, aufgezeichnet wurden. So erweiſt ſich das unwiſſend Fühleriſche bei Tier, Pflanze (hier fehlt

es wohl nur an Beobachtung) und Mineral als tiefer reichend als das wisserische Wahrnehmen der Menschen. Nicht umsonst sagt alte fernöstliche Weisheit: „Der Schulmann ist eingemauert in seiner Lehre“. Ein lehrendes Wissen dieser Art zum Führenden im Dasein machen, hieße wahrhaft: Dem Menschen die Natur verschließen.

Und so ist es Zeit, daß der Sinn wieder zu Wort kommt, dem das Unwissen das Führende ist; er allein reicht in Tiefen hinein, und in erleuchteten Stunden ertastet er vielleicht den Anschluß an das ruhende Gesetz — an das Walten Gottes.

*

Die Lichtflut eines klaren Sommertages überschwemmt meine lärchwaldumsäumte Alpenweide. Kein Wölkchen am Himmel. Zitternder blauer Ferne enttauchen die duftigen Unwissen, das in die Verhangenheiten des Daseins taucht, meines Unwissens. Denn all das angesammelte, schon nach Moder riechende Wissen verstellt gleich einer Riesenwand von Staub und Qualm dem Menschen die Innenschau.

Wenn das Wissen sich erdreistet, über Dinge auszusagen, in die es nicht hineinreicht, wie sollte das Unwissen, das überall hineinreicht, zu solchen Aussagen schweigen? Das Unwissen, das in die Verhangenheiten des Dasein taucht, vermag über dieses auch mehr auszusagen als das Wissen, das erst dort einsetzt, wo alles Verhangene hinausgesperrt ist. Welche Verarmung der Wirklichkeit muß ein solches Wissen im Gefolge haben! Darum: Wer der Wirklichkeit ihren Reichtum wahren will, entläßt alles Wissen. So erlebt er mit jedem neuen Sichauftun neue Wirklichkeit.

Wer nur weiß, unterbindet sein Sichauftun; dem Nichtwissenden aber entstehen im Sichauftun keine Grenzen. So mag das tiefe Sichauftun bedeutender Menschen Wirklichkeiten auslösen, die Verhangenes wahrnehmen. Aber es ist kein Wissen; es ist das große Vielleicht des Unwissen-

den — ein Vielleicht, das sich gedrängt fühlt, darzutun, was sein Unwissen wahrnimmt. Im Vergleiche zu unseren Wissern aber finde auch ich mich bedeutend durch mein Unwissen, das sich erkannt hat. Und so ergeht sich das Wahrnehmen dieses Unwissens:

Die Wisser sind die Schlächter der Wirklichkeit, an deren Leichnam sie konstatieren, daß es so und so ist. Sie vermeinen dabei, alles ergründet zu haben. Sie erforschen alle Natur zu Tode und meinen dabei, die Natur erforscht zu haben, die immer wieder ewiges schöpferisches Leben ist. Deshalb: wo Wisser schalten, verfällt das Leben dem Tode; wo die Natur waltet, wandelt auch der Tod nur das Leben. Wenn nicht aus Wandlung, woher sonst sollte alles Leben kommen, das immer da ist und da war, das immer wieder vergeht und doch nie abstirbt? In der Wandlung liegt demnach alles Dunkel, alle Vergeltung, aller Ausgleich. Und diese Wandlung berührt alles: Erde und Himmel, jedes Geschöpf, auch den Menschen. Sie birgt und verbirgt wohl auch den uralten Gedanken der ewigen Wiederkunft. Und nur die Form, in der dieser Gedanke verlebendigt wird, nimmt vom Wesen des Menschen an, der ihn vorbringt. Ich höre heute diesen Gedanken schon aus den Worten Christi: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen". Sie verweisen mir auf die diesseitige Fortdauer des Menschen und wollen zugleich Worte gewertet wissen nach dem Werte, den sie für die innere Ausgestaltung dieses fortdauernden diesseitigen Menschen haben, dem sein Jenseits beständig anhängt. Solche Worte sagen wuchtiger aus von Gesetzen, denen Erde und Himmel unterstehen, als alle mühsamen Entdeckungen, die von Forschern gemacht wurden und noch werden gemacht werden. Denn wenn ein wahrhaft schöpferischer Mensch redet, wie zeigt es sich da immer, daß die Wis-

ſenſchaft nur nachhinken und beſtenfalls das Geſagte beſtätigen kann.

Schon jenen Worten Chriſti nach iſt aber anzunehmen, daß Meere und Erdteile ihren Platz im Weltraum ändern, wie auch Eisregionen und Tropen. Doch was hat es dann zum Beiſpiel für einen Wert, von einer Eiszeit zu reden und von ihrem Stand der Dinge aus auf die Entwicklung des Menſchen zu ſchließen, bevor man nicht dort, wo heute Eiszeit iſt, die Spuren der Tropen aufgefunden hat? Wodurch freilich jene Schlüſſe ſich als völlig falſch herausſtellen würden. Die unfühleriſche, undurchläſſige und grobe Aufnahmefähigkeit des wiſſenden Forſchers mag freilich noch ſtärkerer Belege als gefühlter Wundmale (deren ja auch die Erde aufweiſt) bedürfen, um den Eigenlichtmangel ſeines unſchöpferiſchen Geiſtes zum Leuchten zu bringen. Dem Unwiſſenden aber genügt ſchon eine aufgefundene Eiszeit als Beleg für eine gleichzeitige noch nicht aufgefundene Tropenzeit und er richtet danach ſeine Schlüſſe. Denn er ſieht überall die Oertlichkeit gewandelt und dieſe Wandlung hineingreifend in die jeweilige Entwicklung des Menſchen.

Und nun könnte man ſich vorſtellen, daß der höchſt entwickelte Menſch der gemäßigten Zone beiſpielsweiſe zur Eiszeit an einem Irgendwo gelebt habe, wo heute Eis oder unergründliches Meer oder gar der Luftraum umgeht, da doch alles dies ein zuſammenhängendes unergründliches Ganzes iſt, und da auch höchſte Entwicklung dem Vergehen anheim fallen und dem Wandel Raum ſchaffen muß. Ja, wenn „Himmel und Erde vergehen", kann es nicht Verwunderung erregen, wenn ſich mit ihnen auch alles von Menſchen Erreichte als vergänglich erweiſt. So berührt es zuletzt wahrſcheinlicher, daß *alles* unſer Erreichtes irgendwann ſchon da war, als daß dieſes Erreichte ein bis jetzt Unerreichtes wäre.

Welche Bewandtnis es aber mit ſolchem Vergehen eines

Erreichten habe, danach auszuspähen fühle ich mich angespornt durch den Größenwahn unserer Zeit über das von ihr Erreichte.

Vorerst wären auch hier ungeheuer verheerende Naturereignisse in Betracht zu ziehen, die ganze Erdteile der Vernichtung preiszugeben vermögen. So ist vielleicht die biblische Sintflut nur die zuletzt gesichtete Sintflut, wenn man den Ozean Zeit abgeht, der ohne Anfang und Ende ist. Und die Tilgung des Menschengeschlechtes bis auf wenige Exemplare hat gewiß auch die Tilgung des von Menschen Erreichten zur Folge. Solche Annahme ließe bereits folgern: daß alles, was heute da ist, schon dagewesen sein kann. Diese Folgerung wird von der Einsicht unterstützt: daß, wenn man uns alles unser Erreichtes fortnähme, in verhältnismäßig kurzer Zeit der Mensch immer wieder dahinter käme, sich alles herzustellen, was unser Erreichtes ausmacht. Wie anmaßend und kurzsichtig ist es daher, sich mit irgend einem Erreichten als einem Nie-Dagewesenen zu brüsten. Jede Robinsonade gibt Zeugnis davon, wie leicht das Lebenerhaltende im Menschen erfindet, wenns not tut; und unsre Zeit gibt Zeugnis davon, um wie viel leichter noch der Verfall erfindet, wenn's nicht nottut. In dem Erfinder von heute wagt sich der Intellekt an die Beherrschung der Natur, weil er den Begriff Natur aus sich verloren hat. So haben solche Erfinder auch zumeist wenig oder gar kein Innenleben. Und wo sie die Natur zu beherrschen vermeinen, werden sie nur von einem Geiste beherrscht, der sich die Natur verschließt.

Hier atme ich auf. Es ist mir, als wäre ich auf dem Wege, etwas Wichtiges darzutun. Durch das seidenschimmernde Gezweig der Lärchen dunstet der Sonnenhimmel. Die Bäume ragen groß und still. Kein Werk einer Erfindung rührt an das wundersame Dasein der Natur. Und jetzt fühle ich, wie das Erreichte, mit dem sich unsre Zeit brüstet,

klein ist. Doppelt klein dadurch, daß sich diese Zeit für groß hält und der Ueberzeugung lebt: „wie wir es so herrlich weit gebracht!“ Und dies einiger rein äußerlicher Errungenschaften wegen, die, wenn sie allgemein werden, danach angetan sind, die Menschennatur immer mehr zu verarmen.

Und nun denke ich heraus, was sich schon geraume Zeit mit mir herumtrug, was sich immer mehr in mich festsetzte: Daß derartige Errungenschaften auch *mit Bedacht* verloren gingen, nicht erst durch Naturereignisse; daß man sie vorsätzlich ablegte, aus der Einsicht heraus, daß sie für die Menschennatur kein Wachstum, keinen Gewinn bedeuteten. Und solches Denken ist nicht nur aus der Luft gegriffen; obwohl der Unwissende auch aus der Luft, die eine Sache umweht, auf das Wesen der Sache schließen könnte und niemals Beweise anstrebt, um sein Fühlen durchzusetzen. Aber hier ist zu sagen: daß es Weise gegeben hat, die ähnlich dachten — wahrhaft Weise, die *nicht* wußten, deren Worte jedoch heute noch leben, obschon sie selber fast zweieinhalb tausend Jahre tot sind. Die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“ enthalten solche Worte. Im Gleichnis „Der Gärtner“ ist von einem „Triebwerk“ die Rede, das abgelehnt wird und zwar so: „Dieses habe ich von meinem Lehrer gehört: Die listige Hilfsgeräte haben, sind listig in ihren Geschäften, und die listig in ihren Geschäften sind, haben List in ihren Herzen, und die List in ihren Herzen haben, können nicht rein und unverderbt bleiben, und die nicht rein und unverderbt bleiben, sind ruhelos im Geiste, und die ruhelos im Geiste sind, in denen kann Tao nicht wohnen. Nicht daß ich diese Dinge nicht kennte; aber ich würde mich schämen, sie zu benützen.“

Schon diesem Wenigen nach (einem Bruchstück bloß des Werkes eines großen Weisen des Ostens entnommen) ist ersichtlich, daß das Streben solcher Menschen nach Einheit und

nach vollkommenem Leben die Geringschätzung und Nichtanwendung der äußeren Errungenschaften erfinderischen Geistes mit sich brachte. Nun mag es derartige weise Menschen wiederholt gegeben haben. Das chinesische Volk allein hatte deren schon einige: so Tschuang-Tse und seinen Vorgänger Lao-Tse, in deren Schriften bereits wieder von dem „gelben Kaiser" die Rede ist, einem weisesten Herrscher der ältesten Vorzeit. Nun ließe sich schließen: Wo derartige Weisheit bei einem Regenten zur Geltung käme, müsse das vorsätzliche Ablegen erfinderischer Errungenschaften und in der Folge ihr Verlorengehen bei einem Volke bald zur Tat werden. Und wieder ist es China, das dafür zeugt, daß derartige Taten auch vollbracht werden können. Die chinesische Mauer mag eine solche Tat sein; sie ist gewiß das Werk eines einsichtstarken Herrschers. Wer aber sein Volk veranlassen kann, einen ganzen Bergzug zu bauen, vermag wohl auch dasselbe Volk dahin zu bringen, äußere Errungenschaften abzulegen. Und was bei einem Volke möglich war, kann immer wieder möglich werden bei einem Volke.

Aber es scheint mir, als sei ich schon zu weit gegangen im Erweisen. Das Aufgeben oder Ablegen erfinderischer Errungenschaften mag sich unschwerer abspielen. Wo Volk und Herrscher von besserer Art sind, mag man sich leicht dahin einigen können, daß man beiseite stellt oder fallen läßt, was der Entfaltung der Menschennatur nicht zuträglich ist. Und wo äußere Errungenschaften den Menschen in Beschlag nehmen, hemmen sie seine innere Entfaltung. So mag man auf die Anwendung der Vorteile von Erfindungen wie auf den Genuß von Reizmitteln verzichten lernen. Ja, an mancher Erfindung mag das Rein-Menschliche überhaupt bald seine Uebersättigung finden; dann verliert sie sich von selber.

Es stimmt also nicht, daß eine Zeit ihrer Erfindungen wegen groß ist. Es stimmt auch nicht, daß unsre Zeit ihres

Erreichten wegen groß ist. Vielmehr ist es so, daß unsre Zeit ihre Kleinheit dadurch dokumentiert, daß sie sich völlig nebensächlicher Errungenschaften wegen für groß hält. Die Größe einer Zeit liegt für den Menschen in ganz anderem: in der Eröffnung des Menschen, nicht in der Eröffnung eines vermeintlich Großen; nicht in einem äußeren Erreichen, sondern im möglichsten Raumschaffen für ein Offenhalten der ganzen Menschennatur. Je mehr diese aufgetan ist, umso weniger kennt sie ein Erreichen; denn dann lebt sie umso mehr Einheit. Und diese Entwicklung oder Entfaltung ist eine Rückkehr — ist Rückkehr zum Ursprung. Dahin zielt auch mein Glaube.

Aus der Zukunft vermag ich den Menschen noch nicht zu werten; immer aber treten mir aus entferntester Vergangenheit größte Menschen entgegen. Wie der Mensch wurde, woher er stammt — was weiß man darüber Bestimmtes? Immer aber, wo der Mensch einsetzt, ersteht er auch schon vor einem fertig und groß erscheinend im Dunkel. Und die alte Bibel (immerdar ein höchst heiliges Buch verglichen mit den entsetzlich gemeinen Schriften, die alle Daseinsrätsel, die Herkunft des Menschen inbegriffen, durch tote Wisserei gelöst und getilgt wähnen) unterstützt mit dem Kern ihrer Ueberlieferung meine Anschauung: daß der Anfang des Menschen das Letzte einer Schöpfung ist, das Ende eines Werdens, gewissermaßen die Vollendung eines Seins. Ich nehme es in dem Sinne: daß mit dem Anfang des Menschen dieser auch als ein Vollendetes da ist. Und nun setze ich jeder vermeintlichen Höherentwicklung des Menschen das Wort entgegen: Im Anfang war die Vollendung. Mit diesem Tage der Vollendung für den Menschen auch Weltbeginn. Es bedeutet: das Chaos zur Ordnung erhoben, indem nun der Mensch da ist, der dieser chaotischen Gesetzmäßigkeit Vollendung gibt.

Der Anfang des Menschen ist aber dadurch nicht näher

gerückt. Es ist nur so, wie wenn auf ein Urdunkel ein Lichtstrahl fiele, der bereits den vollendeten Menschen emporhebt, der eine Einheit lebt. Und es ist so, als habe dieser Lichtstrahl sich in den Herzen auserlesener Menschen entzündet, die in Stunden ihrer völligen Aufgeschlossenheit Gott, die Schöpfung und das Paradies erlebten, um sodann ihr Erlebnis ihrem Volke kundzutun. Immer wieder haben Völker in ihren schöpferischen Menschen derartige Naturergründer. Alle diese schauen mehr oder weniger mit dem Beginn des Menschen die Schöpfung vollendet. (Auch im „Faust" wird solches Schauen durch Erzengel verkündet: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.")

Nur das Wissen, das für nichts ausreicht, legt sich eine aufsteigende Entwicklung zurecht, um in etwas hineinzureichen. Es möchte sein Totes zum Leben erwecken, indem es das Leben unter seiner Leitung aufsteigen läßt. Aber was lebt, weiß nicht; weiß umso weniger, je mehr es lebt und übt aus solchem Unwissen heraus ein Sichversenken in Tiefen, ein Sichversenken in seine Verhangenheiten bis zur Ursprünglichkeit, und nähert sich so der Vollendung.

Erkennt man nun, was dem Unwissenden Entwicklung, was ihm anderseits das Uebel und was ihm die Vollendung ist? —

*

Es ist Wald um mich, in den der Abend einkehrt. Das besonnte Lärchengezweig träufelt Leuchten in mich hinein. Das Astwerk der Bäume legt sein schwankes Schattennetz in die Lichtfelder des Waldgrunds. Das weite weiche Rauschen der Baumkronen im Abendwind. Und Stamm an Stamm in den Raum hinaustretend, ein Volk von Stämmen, hochragend, feststehend, Stürmen und Wettern trotzend. Da und dort Felsblöcke von verträumtem Aussehen, ihre Moosrinde

von der Sonne bedeckt. Beerenſtauden mit Früchten, verlockend in ihrer Reife, von Sonnenfeldern umzittert. Hellfarbige Waldblumen. Wieſenraine dort, wo der Wald offen iſt.

In den Abend kommt Trunkenheit. Das Leuchten wird beſtändig tiefer, magiſcher, gehoben von Schatten, die immer mehr anwachſen. Ein Grün, eine Friſche, ein Glanz, eine Durchſichtigkeit und Neuheit der Luft, daß jedes Ding wie eben erſt geſchaffen ausſieht. Ein Zunehmen des Brauſens des Windes, des Rauſchens der Waldung. Ein langſames Verſinken der Sonne hinter den Wipfelſaum, der bebt vor Ergriffenheit. Und ein Wohlgefallen des Himmels über alles ausgegoſſen, daß es berührt, als gehe zur Neige ein erſter Vollendungstag.

Gedichte von Georg Trakl

Im Frühling

Leiſe ſank von dunklen Schritten der Schnee,
Im Schatten des Baums
Heben die roſigen Lider Liebende.

Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer
Stern und Nacht;
Und die Ruder ſchlagen leiſe im Takt.

Balde an verfallener Mauer blühen
Die Veilchen,
Grünt ein ſtilleres Leben an der Schläfe des Einſamen.

Abend in Lans

Wanderſchaft durch dämmernden Sommer
An Bündeln vergilbten Korns vorbei. Unter getünchten
Bogen,
Wo die Schwalbe aus und ein flog, tranken wir feurigen Wein.

Schön: o Schwermut und purpurnes Lachen.
Abend und die dunklen Düfte des Grüns
Kühlen mit Schauern die glühende Stirne uns.

Silberne Waſſer rinnen über die Stufen des Walds;
Die Nacht und ſprachlos ein vergeſſenes Leben.
Freund; die belaubten Stege ins Dorf.

Am Mönchsberg

Wo im Schatten herbſtlicher Ulmen der verfallene Pfad
hinabſinkt,
Ferne den Hütten von Laub, ſchlafenden Hirten,
Immer folgt dem Wandrer die dunkle Geſtalt der Kühle

Ueber knöchernen Steg, die hyazinthene Stimme des Knaben,
Leiſe ſagend die vergeſſene Legende des Walds,
Sanfter ein Krankes nun die wilde Klage des Bruders.

Alſo rührt ein ſpärliches Grün das Knie des Fremdlings,
Das verſteinerte Haupt;
Näher rauſcht der blaue Quell die Klage der Frauen.

Funke des Göttlichen / von Albert von Trentini

An der Landstraße, zwischen Firlen und Bachlink, und von jedem zwei Stunden entfernt, stand das Häuschen der alten Ott Keiler. Das heißt, Häuschen war es gar keines, sondern eine Hütte mit zerfetztem Schilfdach, und darunter zwei schiefen Kammern, einer finsteren Küche und dem ungeheuer schmutzigen Ziegenstall. Als die Ott Keiler noch nicht blind war und ihr Bartholomäus noch die Fähre über die Wara trieb, die da zwischen Landstraße und Hügel durch die Auen rann, hatte die Hütte ringsumher auch ein Gärtchen gehabt mit ein bißchen Salat, ein paar Sonnenblumen und Blitzglaskugeln. Dieses Gärtchen aber war vom Tod, der den Fährmann in die Wara stieß, von der nachher geschehenen Geburt der blödsinnigen Vija, und der Blindheit, die eines Tages über die Ott Keiler niederfuhr wie eine schwarze Hand Gottes, endgültig weggefegt worden.

In dreißig Jahren verändert sich vieles, die Ott Keiler klagte um dies Gärtchen schon lange nicht mehr. Sie war zur stumpfen Ergebung gelangt: so geht es, steckte monatlich die Gemeindeunterstützung ein, und schlief viel. Die Vija aber, die nur lallen konnte, brauchte nichts als einen Haufen Sand auf dem Tische, denn das war ihre Beschäftigung: sie füllte vom Morgen bis Abend Sand in einen Teller, krabberte mit den Fingern darin, und ließ ihn dann grinsend in den Schoß rinnen.

Besuche gab es außer dem üblichen Volk der Landstraße, das gerne den Stall beschlief, nur von zwei Seiten. Von Bachlink kam alle Donnerstag der Salmer. Der fuhr von Bachlink mit der Krämerfuhr nach Firlen, und es war an seiner steten Betrunkenheit gelegen, daß er bei der Hütte, aus der blödäugig die Vija stierte, stets Halt machte. Er

trat zwar nicht herein, sprang aber vom Bock und warf eine Handvoll Rosinen oder Kletzenbrot ins Fenster und lachte gemein, wenn die Vija nun klatschte.

Der zweite Besuch kam von Firlen. Jeden Samstag. Das war Herr Josef Meyer, Präses des Vereins zur sittlichen Hebung Verwahrloster in Firlen. Den Fall Keiler hatte er sich vorbehalten, er berichtete in der Sonntagskonferenz über die jeweiligen Erfolge, die er erzielt zu haben glaubte, und pflegte zu sagen: „Gradatim! Gradatim!“ Denn die Alte, der der Stumpfsinn nur eine Begierde übriggelassen hatte, die nach Kaffee und Bärenzucker, lohnte ihm diese Artikel mit scheinheiliger Zustimmung, wenn er sie beschwor, an seiner Hand aus der Vertierung aufzustehen, und die Vija vergalt ihm den Fanatismus, ihren schlummernden Geist ans Licht zu ziehen, mit einem eigentümlich kitzelnden Streicheln seiner behaarten Hände.

Herr Josef Meyer war somit das Einzige, worauf die Ott Keiler und die Vija die Woche über mit wachhaltendem Hunger warteten. Stumm saßen sie von Sonntag bis Freitag in der Hütte, nur gegen Abend brach das eigentliche Laster der beiden unfehlbar aus: in einem plötzlichen Wutanfall schlug die Alte mit der Krücke auf die Blödsinnige los, weil ihr das Geräusch des seit Morgen rinnenden Sandes auf einmal das Bewußtsein ihres viehischen Lebens aufbrachte, und das Mädel warf sich dann baumstark auf die Blinde und preßte sie wieder stumm. Samstags aber, da setzte die Alte schon in der Frühe ein gottgefälliges Gesicht auf, sie roch den Kaffee aus der noch zwölf Stunden entfernten Tasche des Vereinspräses, und Vija, gebissen von einem dunkeln Jucken des Blutes, schlich gegen vier Uhr hinaus auf die Stiegenleiter und wartete auf der obersten Sprüssel.

Das war jeden Samstag dasselbe. Einmal aber, im Juli, hatte der Salmer eigentümlicherweise seine Fuhre um

zwei Tage verſpätet, und als die Vija, die um vier Uhr die Leiter krachen hörte, eilig aus dem Türrahmen ſchoß, nach der Hand des Präſes vermeintlich — ſprang der Salmer teufelrot mitten in ihre Enttäuſchung.

Es dauerte alles nur ein paar Minuten. Der Salmer war wie ein brüllender Stier, die keuchende Wehr der Ueberfallenen biß in ſein beſtialiſches Geſicht, ihre Gabelhände riſſen ſein Hemd in Fetzen, — und als er wieder vor den aufgejagten Gäulen ſaß, geduckt wie ein getretener Hund, und die Vija ſich aus der Niederlage aufrichtete, erwachte die Alte.

Die erfuhr auch nachher nichts davon, denn die Vija konnte ſeit dieſem Tage nicht einmal mehr lallen. Und deshalb kam der Salmer auch nicht vors Gericht. Er machte zwar bis in den Dezember hinein einen feigen Kreis um die Hütte, als aber auch nach Neujahr kein Gendarm erſchien, nahm er wieder den alten Weg bei der Hütte vorbei, allerdings bei Nacht.

Der Präſes Meyer merkte es erſt im Oktober. Es war ihm wohl aufgefallen, daß die Vija immer grinſte, oft mit ſchreckweitem Mund und glotzigen Augen daſaß, und dann ihre ſtreichelnde Hand plötzlich von ſeinem mildtätigen Arm riß. Erſt im Oktober fielen ihm die Schuppen von den Augen, und da ſchaute er ſie wie ein Dolch an, von unten bis oben. Nach acht Tagen tat er das wiederum, und als da die Vija noch umfangreicher war, ſtürzte er ohne weiteres auf ſie los. „Du!“ rief er und ſtellte ihr in chriſtlichem Entſetzen die Hand vor den Leib, — „Du!?“ —, aber die Vija rührte keine Miene. Sie wußte nichts.

Der Präſes fiel in die Kammer zur Alten. „Euere Tochter kriegt ein Kind!“ ſchreit er in ſie hinein.

Aber das war eben das Unglaubliche, weswegen der Präſes ſchon am nächſten Tage den Fall Keiler niederlegte

und bei der Gemeinde die Sperrung des Armengeldes durchſetzte, — die Ott Keiler war hiebei wohl vor Unbegreifen aus den Lumpen gefahren, aber als ſie, nach halbſtündigem Kopfſchütteln, mit erfahrener Hand die Wahrheit der ihr angeſchleuderten Beſchimpfung erkannt hatte, war ſie mit ſeligem Geſicht in die Lumpen zurückgeſunken und hatte vor ſich hingelacht: „Hehehehe, hehehehe, — ein Kind!“

Und in der Folge, als die Geſchichte ſchon in allen Wirtshäuſern abgedroſchen wurde, — der Salmer zum Beiſpiel, dem ſie der Greisler Geerkorn erzählte, ſpuckte im Laden aus, „Pfui Teufel!“ ſagte er und ſpuckte aus, — ſtrich die Ott Keiler über den ſchweren Kopf des Mädels in der Hütte und redete, ohne nur an den Gedanken zu kommen, die Sache ſei ſeltſam, oder ſie ſei fürchterlich, vom Kinde, das ſie erwartete. Es machte ihr gar nichts, daß die Vija kein Wort davon verſtand.

Dreißig Jahre warf ſie fort. Sie überwand die Blindheit. Sie molk die Ziege, und als der Gerichtsbote Anfang Feber dieſe Ziege pfänden wollte, fiel ſie vor ihm wie eine Schauſpielerin nieder, „im April“ rang ſie die Hände, „iſt das Kind da!“; und als dennoch nichts half, ſtellte ſie ſich entſchloſſen auf die Straße und wurde Bettelweib. Mit ſprechender Gebärde wies ſie mit der linken Hand auf Vija, die ſchwer neben ihr kauerte, und mit der rechten auf ihre Augen, und was da aus Ekel, Mitleid oder Verachtung in ihren Schoß fiel, das trug ſie rüſtig nach Bachlink. Bei Franz Geerkon kehrte ſie ein, „das Mädel muß zu eſſen kriegen!“ fiſtelte ſie in einer übertriebenen Schamloſigkeit, „Butter, Milch, Eier! Sennereibutter! Ich zahle!“ — und warf protzig das erbettelte Geld auf den Tiſch. Und mit Päcken beladen kam ſie heim, und es fehlte auch niemals ein Sack Sand, den ſchüttelte ſie mit Betonung

auf den Tisch: „von der Grube hinter Bachlink; feiner, feiner Sand!“

Ja sogar reinlich wurde sie, als die Zeit nahte. Sie scheuerte Kammern und Küche, wusch Betten und Laken, und spannte im ehemaligen Gärtchen einen Strick zum Aufhängen. Und lief von jeder dieser erwartungsfreudigen Arbeiten zurück zur Vija, die breit im Winkel hockte und verständnislos auf ihren Leib herabstierte, den die Alte mit feiner Zärtlichkeit streichelte.

Und als in einer Aprilnacht die Blödsinnige aufs Bett fiel, mit einem Stöhnen, das ihr in jeder Zelle saß und raste: warum? warum?, und doch nicht aus dem Munde kam, setzte sich die Blinde an dies Bett. Die Gebärende wälzte sich, sie warf die Kissen über sich weg, rüttelte die Bettpfosten aus dem Gefüge, der Kampf, der ihr die Knochen zerstampfte und das Fleisch aufwühlte, riß mit Zangen an ihrer tiefversteckten Seele und legte sie endlich bloß. Denn plötzlich tat sie einen Schrei, der blitzartig das Dach durchbohrte und über die Wara hinzog, und da stieß die Blinde in toller Angst auf, rang die Hände und schrie auch. „Herrgott!“ schrie sie, „Herrgott! Herrgott!“

Am Morgen hielt sie das Kind in ihrem Arm. Es war ein elendes, gelbes Kind, wenn Vija es an ihre Brust legte, war es über dem Rosenrot des üppigen Fleisches wie eine große Made. Aber das sah die Blinde nicht. Sie wiegte das Kind, wickelte es; sie sang sogar. Sie wußte genau, zur Ostlucke kam die Sonne herein, darum trug sie es an diese Lucke.

Auch Vija sah das nicht. Sie lächelte das Kind an. Die Vernunft war ihr nicht voll aufgegangen, aber sie empfand: ich habe dies Kind geboren. Darum konnte sie nun lächeln. Mit einem heiteren Frieden lag sie im Bett, ihr Arm preßte den gelben Körper habsüchtig an ihre Wärme. Und ihr Gesicht war völlig verwandelt.

Diese Freude machte die Hütte der Ott Keiler für Monate glänzen. An linden Sommerabenden saß die Blinde mit der säugenden Vija auf dem Wieschen vor der Hütte, unabläßig reichten sie das Kind von einem Schoß in den andern, sie waren, seit das Kind da war, wie ineinander verwachsen.

Eines Morgens aber lag das Kind regungslos neben der Vija. Blau war es, fleckig; der Mund war halboffen. Die Vija stieß wie eine Natter auf; in diesem Augenblick schlürfte die Alte aus ihrer Kammer. Dabei fiel sie über die Schwelle. Als sie aufkam, eilte sie mit der Hand über das Kind. Sogleich schrie sie. Und sogleich darauf schrie die Vija. Drei Tage lang schrieen sie. Der Gemeindearzt mußte mit aller Gewalt auftreten, sie wollten das Kind nicht hergeben. Noch am dritten Tag zwang die Vija dem Leichnam die Brust auf, und die Alte strich warme Linsen über den eisigen Körper.

Als das Kind im Sarg fortgetragen wurde, erkannten Beide ganz plötzlich: es ist tot. Und da geschah etwas Merkwürdiges noch am selben Tag: die Alte kam gegen Nachtwerden in die Kammer herein, wo die Vija über einer beißenden Frage saß, und blöckte drohend hervor: „wer ist er?“ Und obwohl die Vija das Wort nicht verstand, gestochen sprang sie auf, fuhr sich verzweifelt über die Stirn, die wie ein tausendrunzeliges Papier über den Augen hing, und rannte fluchtartig die Leiter hinab.

Sie taten fortan beide dasselbe: mit gieriger Spürnase pürschten sie auf den Vater des Kindes, der mit dem, daß er es gezeugt, auch die Schuld daran trug, daß es gestorben war. Die Alte saß den ganzen Tag über in den verrufensten Schnapskneipen von Firlen und Bachlink, kauerte in den Petroleumwinkeln der Kramläden, band schlaugesponnene Gespräche an, halb wie eine Betrunkene,

halb wie eine zotenhaft Witzige, und fragte und lockte wie ein geriebener Polizist. Während die Vija hinter der Lucke lauerte, die aus der Hütte auf die Straße ging. Unausgesetzt lauerte sie da, ihr Hirn war schon so weit, daß es einige Bilder des dunklen Geschehens besaß; angestrengt umklammerte es diese Bilder, wühlte mit bohrender Frage im Gesicht jedes Vorbeikommenden nach ihren Ergänzungen.

Kam aber die Blinde heim, wildgestachelt vom Mißerfolg, und saugte sich wie eine Spinne an die Gemarterte, — „wer ist er?“ rief sie immer wieder und schlug dabei mit roher Kraft auf sie los, — „wer ist er?“, — dann wurde das Hirn Vijas wieder leer, und die fluchende Suche der Alten trieb sie nun auch nachts, wie in strenger Pflicht, an die Lucke.

Und so hing nun der forschende Leib Vijas, unter einer brennenden Stirn, Tag und Nacht aus dieser Lucke . . .

Eines Nachts Pferdegetrampel! Vija wird lang wie ein Mast. Ein Fuhrwerk kommt über die Ecke. Langsam trabt es. Mit einemmale aber rollt es in den Mond, der Fuhrmann reckelt sich wie vor einem Gespenst auf, läßt die Zügel schießen, — „hü!“ treibt er an, „hü! hü!“

Da erstarrte der hängende Leib Vijas zu einer kerzengeraden Steinmasse, er blieb bis an den Morgen hinein so stehen.

Als das Blut in ihm wieder auflebte, wurde er wie ein wanderndes Fieber. Er wallte auf, zitterte; er umkreiste die Hütte, schlug stampfend die Straße, aufwärts, abwärts, schoß wieder die Leiter empor, bohrte sich wie ein einschlagendes Geschoß schamtoll ins Bett hinein.

In den folgenden Tagen aber wandelte sich dies Fieber in geheimnisvolle Ruhe. Da saß die Vija, den Kopf auf die emporgezogenen Knie gestellt, vor der Alten, die alle Männer in Firlen und Bachlink abgeklopft hatte und nun

den Vater in jedem Vagabunden witterte, und lachte siegsicher hinter den vorgehaltenen Händen. Sie ließ die Alte fluchen, blieb still unter den Stößen der Krücken, das tote Kind war ihr jetzt gleichgültig. Aber als die Blinde, gerade von dieser Ruhe aufgepeitscht, eines Abends von ihrem Schemel flog, unheimlich gelenk, mit plötzlich erleuchteten Händen sie angriff und flüsterte: „Gewalt? Gewalt?“ —, sprang Vija, das Erraten der Mutter mit stolzen Augen auffangend, ihr aus dem Atem und floh zum zweiten Mal.

Sie sperrte ihre Kammer zu, stellte sich hinter die Tür, ließ das Weib an die Bretter stoßen und lachte. Erst als die Alte kraftlos der Küche zuschlürfte, stellte sich die Vija an die Lucke. Und nun begann ihr Warten, das sie drei Tage und drei Nächte lang, ohne Essen, ohne Schlaf, und gegen alles Poltern der Blinden festgewurzelt hielt.

In der dritten Nacht, schon gegen Morgen hin, tat ihr Blut einen heftigen Sprung. Das Pferdegetrampel kam! Sie bog das Gesicht von der Lucke zurück und lauschte. Beide Hände fest in die Brust gepreßt, lauschte sie. Das Fuhrwerk rollte langsam, langsam nahe.

Als es um die Ecke holperte, warf die Vija die Hände weit von der Brust und riegelte die Tür auf. Dann kroch sie die Leiter hinab, schlich in den Stall und nahm das Beil. Dann trat sie in die Straße hinaus.

Nun stand sie mitten in der Straße; wie ein Pfahl stand sie steif und sah in das Fuhrwerk hinein, wie es näher kam, einen Schritt, zwei Schritte, drei —. Als aber der Fuhrmann beim zehnten aus seinem Rausch sprang und „hü!“ gellte, „hü! hü!“, brach sie wie ein Pfeil aus dem Boden vor, — und nun dauerte es nur eine Minute. Die Pferde brüllten, die Vorderfüße gingen in die Luft, die Peitsche flog aus der todahnenden Hand, die Zügel

machten Ringelschlangen, und aus dem klaffenden Schädel des Fuhrmanns, dem der Körper wie ein geplatzter Sack nachplumpste, fiel ein röchelnder Schrei in den Straßenstaub.

Vija beugte sich prüfend über den Gefällten. Als sie das Röcheln sterben sah, erhob sie sich, stand einen Augenblick tiefatmend da, und ging dann ruhig in die Hütte zurück. Wie sie die Kammertür aufstieß, hörte sie, Firlen zu, die losgerissenen Pferde sausen, und fühlte das warme Blut von der Axt auf ihre nackten Füße tropfen. Da lachte sie, trat an das Bett der Alten und stieß mit dem Beil daran.

Die Blinde fuhr jäh auf. Aber Vija war wie ein Traumgesicht, das mit einer Handbewegung jeden Widerstand bricht. Sie riß die Alte aus dem Bett, zog sie, fast mühelos, die Leiter hinab, stellte sie vor der Hütte nieder, führte sie in die Straße hinein, immer zwingender und schneller, bis sie vor der Leiche standen, und beugte nun den Kopf der Blinden tief nieder.

Da erfaßte sie: sie kann nicht sehen!, und war einen Augenblick ratlos. Sofort aber fand sie Hilfe, nahm das Beil, zwang es der Alten in die fragend ausgereckten Arme, — und als diese schauderte und es ratend in den Ellbogen wog, schob sie ihr den blutigen Stahl rasch in die greifende Hand. Da verstand die Blinde, nahm die Axt fest, sah die Mörderin wie mit gesunden Augen an, und lächelte dankbar.

Aus einem eben erschienenen Novellenband „Stunden des Lebens“

Begnadung / von Franz Spunda

Umäugt von toten Augen der Müdigkeit,
Träg treibend auf den ſchläfernden Ozean
Schwomm mein Geſchick auf tiefer Bläue
Fahl in des Mondes Ueberſchimmer.

Arm war der Tag der rückwärts verſank in Harm
Und rieſelnd floß die Stunde durch meine Hand
Mich nicht beſchenkend mit Begnadung
Fröſtelnd verkrampft in ihrem Bleichſein.

Aus weicher Wolke aber ſchüttert heran
Ein ungeheures, niemals erlöſtes Graun
Und teilt der Aengſte ſchräge Schwaden
Machtvoll gebietend mit erzner Pranke.

Nach unten — o entſetzliches Schauen — ſchwoll
Der Blick gelähmt und ſtarr in den tiefſten Schlund,
Schwarz reckte ſich das Tier entgegen
Meiner begierig in Wolluſtſchauern.

Doch ſchweigend eilt beſchwichtigend heilge Glut
Schrägabwärts meiner Sorge ſanft hingeneigt
Und dieſer ſachte reine Glanzprall
Flammte um mich ſeine Gnadenfluten.

Und eine Stimme ſchwoll wie der Ton der Schlacht
Mit erznem überlautem Drommetenklang
Und löſte alles Schaun und Staunen
Auf, in Anbetung zerronn das Feuer.

Da neigteſt du, erbarmender Vater, dich
In Gnadenſtrahlen deinem entrückten Kind
Und friedlich ſchwebt die weiße Taube
Feierlich über die reinen Räume.

Otto Stoeſſl, der Erzähler / von Martina Wied

„Vielleicht iſt eine ſolche innige Bürgerlichkeit und unverbrüchliche, ökonomiſch und geiſtig einem Gemeinweſen ganz angeſchloſſene Exiſtenz die Grundbedingung jenes epiſchen Schaffens, welches mit den Abenteuern und Zielen eines einzelnen Helden zugleich die Geſchichte ſeines Volkes und die Entwicklung ſeiner Art und Sitte in einem Gleichnis geſammelt und verdichtet wiedergibt.“

Otto Stoeſſl, Eſſay über Gottfried Keller

I.

Begabung iſt Gnade; die ſpezifiſche Aeußerung einer Begabung (nämlich der Fähigkeit, ſich ſelbſt in den Dingen unter feſt umgrenzten techniſchen Bedingungen auszudrücken) iſt Sache des Temperaments. Die Gabe des Erzählen-Könnens insbeſondere, der unmittelbarſten, wenngleich unlyriſchſten aller epiſchen Kunſtformen, wurzelt durchaus in der Perſönlichkeit des Dichters. Denn immer iſt es ſeine Stimme, die wir vernehmen, auch wenn ſeine Erſcheinung völlig zurücktritt hinter die Geſtalten, deren Schickſale er berichtet. Durch die geringſte Unzuverläſſigkeit kann er an Vertrauenswürde einbüßen, denn ſein Vortrag iſt ein Kompaß, mit deſſen Hilfe wir jede Abweichung vom vorgezeichneten Kurſe genau regiſtrieren können; im Schwanken ſeines Organes vermögen wir verlogene Prahlſucht, beiläufiges Geſchwätze und jede Art von Uebertreibung mit untrüglicher Sicherheit zu erkennen.

Der Erzähler iſt der Freund, dem auch von Zeit zu Zeit eine wohlmeinende Belehrung, nicht zu breit ausgeſponnen, geſtattet iſt; es liegt gewiß in ſeiner Abſicht, uns zu packen, in unſerer Menſchlichkeit uns zu vertiefen, er wird ſich jedoch kaum entſchließen, in die dunkelſten Verließe der Seele hinunterzuſteigen, und von den Problemen der Erotik wird er behutſam nur jene berühren, die er, ohne die Unbefangenheit und Sicherheit ſeiner Ausdrucksweiſe zu ge-

fährden, eben noch darzustellen vermag. So werden ihm die letzten, die erschütterndsten Wirkungen großer Epiker, etwa eines Flaubert oder eines Dostojewsky, versagt bleiben: jene grandiosen und schauerlichen Erkennungsszenen, in denen das eigene Ich als dämonischer Verführer ins Wesenhafte projiziert dem Helden gegenübertritt. Das immanente Bewußtsein seiner künstlerischen Wirkungsgrenze wird ihn vor Situationen bewahren, in denen seine Stimme sich kreischend überschlagen oder — verstummen müßte.

„Daß man erzählte, wirklich erzählte, das muß vor meiner Zeit gewesen sein, ich habe nie jemanden wirklich erzählen hören", läßt Rilke seinen Malte Laurids Brigge sagen. Und wahrhaftig, der Rhythmus unserer Zeit ist dem ruhigen Fluß der Erzählung abhold. In den epischen Erzeugnissen jüngsten Datums rast das Rekordfieber, durch künstliche Stimulanzien zu immer wilderem Pulsschlag aufgepeitscht; eine maßlose Ueberschätzung des Stofflichen preist die Einführung neuer mechanischer Erfindungen und technischer Betriebe als unerschöpfliche Bereicherung des dichterischen Inventars und trägt zur Automatisierung auch der menschlichen Beziehungen bei.

Der wahre Erzähler aber ist zeitlos. In seinen Adern schlägt in ruhigerem Gleichtakt das Blut, und der Rhythmus *seines* Werkes ist jenes gehaltene Andante, das Richard Wagner als das eingeborene Tempo des Deutschen erkannt hat. Der schrille Widerstreit der Tagesfragen dringt nur gedämpft in sein Bereich, und, wohlvertraut mit den Gesetzen kosmischer Seelenperspektive, wahrt er zu den Gestalten wie zu den Ereignissen die angemessene Distanz.

Wir Oesterreicher besitzen einen solchen repräsentativen Erzähler in Otto Stoessl. Er hat heimatliche Tradition in seinem Blut, die Tradition der Ebner-Eschenbach, Kürnberger und J. J. David; die stärksten Eindrücke aber hat ihm die Fremde, hat Gottfried Keller ihm gegeben. Mit

ihm trifft Stoeſſl zuſammen in der handwerklichen Freude an der Materialbearbeitung, ihm gleicht er in der Ehrlichkeit ſeiner techniſchen Mittel, in ſeinem ethiſch-erzieheriſchen Verantwortlichkeitsgefühl, und in der männlichen Bekämpfung aller Wehleidigkeit; er hat die Vorliebe für beſcheidenes Bürgerſchickſal, für knorriges Menſchengehölz und für Schnurrpfeifereien aller Art mit ihm gemein, wie den heftigen Widerwillen gegen jegliche Form von falſchem Vornehm-Tun und den ſcharfen Spott über ſelbſtbewußte Philiſter-Dummheit. Steht er an transzendenter Anmut und mythenbildender Kraft hinter dem Dichter der „Sieben Legenden“ zurück, ſo wird ſein Blick hinwiederum nicht von den Schlagbäumen der Cantons-Intereſſen behindert, und er vermag die Leute von Seldwyla in der ganzen, weiten Welt und in allen Geſellſchaftsſchichten aufzuſpüren. Daß Stoeſſl ſie innerhalb der ſchwarzgelben Grenzpfähle in beſonders vielfältigen und prächtigen Exemplaren findet, iſt bei den merkwürdigen ethnographiſchen Verhältniſſen unſeres Vaterlandes nicht zu verwundern. Die Kalamität des Politikers wandelt ſich hier zur Luſt des Geſtalters; die Raſſen-Eigentümlichkeiten — Urſache ewig erneuter Zwietracht und unſchlichtbaren Haders — treten an Stelle menſchlicher Beſonderheiten und laſſen einen ſchlichten Tiſchlergeſellen oder einen beſcheidenen Amtsdiener zum Typus ihrer Nation hinaufrücken; die gleiche Sprachenfrage, der Parlamente und Miniſterien zum Opfer fallen, ermöglicht eine Vielfältigkeit des Ausdruckes, die durch dialektiſche Schattierungen Rede und Gegenrede ſchärfer charakteriſiert; wir ahnen im Hintergrunde der tragenden Geſtalten Komparſerie, und ſiehe: Jedes Statiſten-Antlitz weiſt in ſorgfältiger Prägung die Züge ſeines Volksſtammes, und wir erblicken im Gewirr einer bunten Menge, was uns bis jetzt nur als abſtrakter Begriff, nur als Chimäre erſchien: — den öſterreichiſchen Staat.

II.

Stoeſſls literariſche Tätigkeit ſetzte mit einer Erzählung „Seile“ ein und einer Sammlung novelliſtiſcher Skizzen, die ſich nicht allzuſehr von den zeitüblichen Erſtlingsarbeiten junger Autoren unterſchieden. Nur in zwei kurzen Geſchichten vermag der „rückwärtsſchauende Prophetenblick“ Anſätze zu dichteriſcher Geſtaltung erkennen: in der Figur der kleinen Romana Türinger, die mir die flüchtige Viſion eines Wiener Vorſtadt-Hannele erweckte, und in dem Erinnerungsbilde eines Knaben-Sonntagsausflugs, das die väterliche Geſtalt des graubärtigen Arztes mit den fliegenden Rockſchößen, das grüne Schmetterlingsnetz in der Hand, mit inniger Lebendigkeit feſthält.

Um ſo überraſchender iſt die künſtleriſche Reife und Vollendung der in kurzem Abſtand folgenden Erzählung „In den Mauern“ (Berlin 1907, bei Julius Bard), die der Dichter getroſt einen Roman nennen dürfte. Denn der Lebenslauf des Johann Bilgeri wirft, wie der Spiegel eines klaren Gewäſſers, das erdverbundene Leben pflügender Bauern, ſteinernes Gemäuer der Stadt, die ſurrenden Räder der Webſtühle und blanke Bajonette fremden Kriegsvolkes zurück, — das milde Antlitz der mütterlichen Frau und des entflatternden Abenteuers dunkel lockenden Blick; über den rauchenden Trümmern der zerſtörten, geplünderten Heimat leuchtet Napoleons marmorne Stirne, und als — am Ausgange des Buches — eine Welt hinter den geſchloſſenen Lidern eines Toten verſunken iſt, taucht in fragenden Kinderblicken morgenhell eine neue auf. — Es ſcheint unbegreiflich, daß dieſe Erzählung, gleich wertvoll durch ihren Reichtum an menſchlichen Beziehungen, durch die milde Kraft ihres Erdenglaubens und die adelige Wehmut ihrer letzten Erkenntniſſe, wie durch die ſchlichte Bildhaftigkeit der beſeelten Sprache, zur Zeit ihres Erſcheinens faſt unbeachtet blieb. Der Dichter ſelbſt ſcheint auf tiefere Wir-

kung nicht mehr zu hoffen, denn er hat eine Episode aus Johann Bilgeris Jugendgeschichte in der entzückenden Erzählung „Bubenreise“ („Allerleirauh“, München bei Georg Müller), erneut und umgestaltet.

In dem nun folgenden Werk, dem Schelmenroman „Sonja's letzter Name“ treffen wir zum ersten Mal mit einer Persönlichkeit zusammen, der wir noch öfter, und immer mit herzlicher Freude, begegnen werden, nämlich mit dem Herrn Josef Dieter, Eisenbahnbeamten, Leutnant in der Reserve, Liebhaber aller Arten absonderlicher Menschenvögel und Sammler ihrer schnurrigen Lebensläufe. Er ist es, der uns von den Schicksalen des polnischen Oberleutnants Roßkowsky und seines Schützlings Sonja berichtet, eines kleinen Judenmädchens, das nach etlichen erborgten und erschwindelten Namen schließlich den ihm eigentlich gebührenden und damit zugleich solides Eheglück und bürgerliche Anerkennung erhält, indes ihr sonderbarer Vormund auf fremden Meeren einem einsamen Alter entgegensegelt. Das Merkwürdige an dieser abenteuerlichen Geschichte ist aber, daß sie sich in unserer polizeibeschirmten, amtsschimmeligen, von ärarischen Stachelzäunen umfriedeten Gegenwart zuträgt. Ein anderer Bekannter und zeitweiliger Berufskollege Dieters ist Herr Egon de Allamor, der außer seinem klangvollen Namen und einem wahrhaft bemerkenswerten Pumpgenie die Liebe der reizenden Serbin Danitza besitzt. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß diese sich schließlich von ihrem windigen Herrn Gemahl abwendet, um ihre Wurzeln, gleich einer fortgeworfenen Topfpflanze, in gesunderes Erdreich zu versenken. Sie findet es, jenseits der Reichsbrücke vor den Toren von Wien, inmitten einer phantastischen Ansiedlung von Ausgestoßenen und Entrechteten, die doch wieder den Grundstock einer neuen bürgerlichen Ordnung darstellen, und in unerlaubter, doch natur-

gewollter Ehelichkeit, indes ihr eleganter Ex-Gemahl mit ausgeborgten Pferden ſtolz an ihr vorüberfährt.

In dieſer Erzählung („Egon und Danitza", bei Georg Müller) fiel mir zum erſten Mal die innere Verwandtſchaft Stoeſſls mit Ferdinand Kürnberger auf, insbeſondere mit deſſen Novelle „Löwenmut", die in ähnlicher Weiſe das abenteuerliche Element mit dem alltäglichen, die problematiſchen mit den geſicherten Exiſtenzen verbindet, ohne jedoch die gleiche künſtleriſche Verdichtung zu erreichen, wie ſie Stoeſſl in der lieblichen Geſtalt der Danitza und in der wahrhaft genialen Apotheoſe des Schluſſes gelingt.

Die Slaven haben es Stoeſſl nun einmal angetan. Durften wir an der Seite des Oberleutnants Roßkowsky Einblick in eine echte polniſche Wirtſchaft tun, und ſind wir mit Egon und Danitza bei einer originellen Serbenmutter zu Gaſt geweſen, ſo führt uns der Afrikareiſende Doktor Hesky, der, einer unerwünſchten Brautſchaft entfliehend, die Buſchwälder des Kaplandes durchwandert hat, in einen Kreis von tſchechiſchen Patrioten ein. Aber das eigentliche Grundproblem dieſer Erzählung iſt an die Geſtalt der kleinen Negerin Bella geknüpft, die Hesky von ſeinen Reiſen mitgebracht hat: an ihr wird die ungeheure und berauſchende Wirkung unſerer Ziviliſation auf ein Naturkind gezeigt, das vor der brauſenden Muſik der licht- und menſchendurchfluteten, abendlichen Stadt in nicht geringeres Staunen verſinkt, als es in uns das feierliche Rauſchen des Urwalds hervorrufen müßte.

Auch in dieſer humorigen Geſchichte taucht der junge Dieter, diesmal als kindlicher Spielgefährte der kleinen Negerin auf, und nun ſchien es an der Zeit, daß Stoeſſl uns eine ausführliche Biographie ſeines Freundes in hiſtoriſchem Zuſammenhang beſcherte. Er tat dies in dem Roman „Morgenrot", einem breitangelegten, ſorgfältig ausgeſtatteten und mit liebevollen Schildereien geſchmückten

Werk, das in gewiſſem Sinne das Problem von „Negerkönigs Tochter“ wieder aufnimmt. Denn auch hier entdecken Kinderaugen ſich die Umwelt zum erſten Mal und neue Sinne ſetzen den konventionellen Einrichtungen und Gebräuchen ein beharrliches „Warum?“ entgegen, ehe ſie ſich dem Beſtehenden einordnen.

Ueber Dieters Kindheit waltet eine weiſe, milde und langbärtige Vorſehung in der Geſtalt Joſef Dieters des Aelteren, ſeines Amtes wohlbeſtallten Dieners der ethnographiſchen Geſellſchaft. Dieſes ehrwürdige Inſtitut iſt im Gebäude der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften untergebracht, und in den hohen kühlen Steinhallen wächſt nun der junge Dieter auf, hört das Rieſeln der Brunnen und das Aufrauſchen der Taubenflüge von den marmornen, altersgrünen Muſchelſchalen, ſieht ein tannenduftendes Weihnachtsfeſt ums andere dahingleiten, indes die beginnende Schulzeit den Kreis ſeiner Entdeckungen im Menſchlichen und Geiſtigen erweitert; er erlebt das unfaßbare Entſchwinden eines vertrauten Weſens im Tode der Mutter und neues Ineinanderwachſen und Verbundenſein in erſter Freundſchaft. Dieſe Freundſchaft in ihrer wunderbar zarten und keuſchen Innigkeit wird ſo recht zum eigentlichen Inhalt des Buches und der frühe Tod des Scharer-Toni, dem das Schickſal alle tiefen Erlebniſſe, den Reichtum einer brüderlichen Freundſchaft, Sehnſucht einer unerfüllten, Glück einer erfüllten Liebe in kurze Jahre zuſammengedrängt hatte, entläßt den jungen Dieter aus morgenroten Kinder- und Knabentagen in die banale Wirklichkeit einer aktengrauen Beamtenlaufbahn. Was aber an dieſem Buche ſo beſonders wertvoll erſcheint, iſt ſeine tapfere Wahrhaftigkeit, die vor den notwendigen Erſcheinungen des Alltags nie in phantaſtiſche Träume flüchtet und ſtets aus allen Realitäten die letzte Konſequenz zieht. So werden die ſehnſüchtigen Wanderträume Dieters durch die nüchterne

Tatſache ſeiner noch unerfüllten Wehrpflicht hinter Schloß und Riegel geſetzt, und die kleine Baroneſſe, die vor Jahren während eines Ferienaufenthaltes an Dieters Indianerſpielen als ſeine „Squaw“ begeiſterten Anteil genommen hatte, reitet als Erwachſene eines Tages kühl und grußlos an ihm vorüber.

Der Titel eines Wedekind'ſchen Schauſpieles „So iſt das Leben“ könnte über dieſem Roman Stoeſſls ſtehen, und auch über ſeiner nächſten Arbeit, der erſt vor kurzem erſchienenen Erzählung: „Was nützen mir die ſchönen Schuhe“.

Ein junger Muſiker, der ſich mit ſeinem praktiſchen Papa entzweit hat, erhält Gaſtfreundſchaft in der Villa einer ſchönen Frau, die von dem Kreiſe der ſie umwerbenden Taugenichtſe „die rote Gnade“ genannt wird. Er widmet ihr den ſehnſüchtigen Rauſch ſeiner Jugend, aber ein Anderer — lauter, robuſter und zudringlicher — gewinnt ſie zu flüchtiger Kurzweil. Eines Tages, als er ſelbſt, in eine dürftige Beamtenlaufbahn untergetaucht, die Enge des kleinbürgerlichen Eheſtands drückend empfindet — ſieht er ſie wieder, am Arme eines ſtrengen Gemahls: „die roten Haare glattgebürſtet und um den Kopf ſo dicht gelegt, daß nicht *eine* widerſpenſtige Locke im Winde ſpielte“, — indeſſen ihm das wehmütige Liedlein erklingt: „was nützen mir die ſchönen Schuhe, wenn andre drin ſpazieren geh'n.“

Dieſe einfache Geſchichte iſt mit ſchwebender Anmut erzählt, von jener Muſik durchrauſcht, die den jungen Heinrich Rieck erfüllt haben mag, als er „ſeine große Oper“ ſchreiben wollte, und das verwehende Goldlaub der herbſtlichen Wienerwaldlandſchaft leuchtet darin, wie das lockige Haar der „roten Gnade“.

Vielleicht werden unſere Landsleute an dieſer Erzählung endlich erkennen, welchen Künſtler ſie in Otto Stoeſſl beſitzen. Denn ſo iſt das Leben — wenn nämlich eine geſunde,

ſtarke, erdverbundene Perſönlichkeit es tätig und leidend an ſich erfährt, die, Schöpfer und Spiegel ihrer Welt, im Vorüberfließenden das Ewige und im bürgerlich Begrenzten das Unendliche zu erkennen und zu verehren vermag.

Fritz Lampl / Gotiſcher Dom am Abend

Im Dom die Orgel ſpielt mit meinen Wunden.
Aus letzter Wölbung ſchwebt die Kuppel fort.
Blutſchatten haben ſich vorm Kreuz gefunden.

Ins Weſenloſe öffnet ſich das Wort,
Das Antlitz ruht, von Wolken eingefangen, —
Vom Sakrament aufſtrahlt geweihter Mord.

Wie kühlen gute Sterne meine Wangen.
Wie ſelig iſt des Märtrers Bruderkuß
Und was im Chor die weißen Engel ſangen . . .

Wie war Verwirrung edler als Genuß.

*

Gott Satan, der im Dunkeln ſich vergnügt,
Verhöhnt das Zion meiner armen Seele.
Den Zweifler, der in Judastreue lügt,

Aefft von der Kanzel ſeine falſche Seele.
Sanft von der Decke fällt der Jeſusſchein,
Und Petrus läßt, daß er ſich nicht verzähle,

Die Heiligen paarweis in den Himmel ein.

*

Verwandtes Leid begleitet den Choral.
Da ſitzen wir auf Bänken, glücklich Blinde,
Und ahnen nichts von unſrer eignen Qual.

Jehova neigt ſich zu dem Tochterkinde,
Es ſtillt die Mutter ihren lieben Sohn. —
Traumflügel, ſilbern, heben ſie geſchwinde

Aus ihrer Hütte auf den Himmelsthron.

*

Die Orgel ſchweigt. Die Marmorflieſen zittern.
Schon ſenkt ſich magiſch mein geſtirnter Blick.
Ringsum die Pfeiler wollen mich vergittern

Und meine Schmerzen ziehen mich zurück;
Unglück beginnt mich geiſterhaft zu mahnen,
Die tote Halle zeugt ein Traumgeſchick: —

Vergeſſen lieg ich unter den Platanen,
Sammtvögel ſchwingen über meinem Haar,
Im Aether fangen ſich verliebte Fahnen.

Doch in den Wipfeln regt ſich die Gefahr:
Das Baumgeſicht wirft Blut auf meine Hände
Und Blut verklebt mir das verträumte Haar.

So liege ich und warte auf das Ende.

*

In ſpäter Nacht verließ ich Gottes Haus;
Es waren ferne Stimmen, die mich riefen.

Und von mir ging die Glaubensſehnſucht aus,
Sie zu erwecken, die im Leide ſchliefen.

Da ſah ich unten mein zerfallnes Haus
Und ſah im Tale die begrenzten Tiefen —

Es ſtand der Dom im Morgen aller Gluten:
Ein Erzgerüſt, daran die Menſchen bluten.

Gedanken / von L. E. Teſar

Ich leſe die Kritik eines Aeſtheten über ein Buch. Sie beginnt: Man kennt ja dieſen N. N., man hat ſo und ſo viele Bücher von ihm geleſen ..... Man weiß, was man zu erwarten hat.“ Der kritiſierende Autor verſteht unter dem Wörtchen „man“ „ſich und die Anderen“. Der heutige Aeſthet iſt „Gattungs“-Aſthet. Er iſt zu feig zur Bejahung „*ich* leſe“; er hat keine Farben des Ich, trotzdem er in deren Spiel ſchillern will. Er flüchtet unter die Konſtatierung „*man* lieſt“. Dieſer Gebrauch der Bezeichnung „man“ iſt kein Zeichen lächelnder Ueberlegenheit, wie die Aeſtheten verſichern, — er iſt das Kriterium der Unfruchtbarkeit, die ſich nach unfruchtbaren Genoſſen umſieht. Die deutſche Sprache iſt zu individualiſtiſch, als daß ſie die Ausgleichung des Gegenſatzes „Ich, der Eigene, und ſie, die Anderen“ durch das billige Wort „man“ vertrüge. Deſſen Verwendung verrät nicht Achtung vor den Mitmenſchen, eher deren Geringſchätzung. Denn die Weltweisheit der Menſchen iſt wohlfeil, die, mutlos zur Kritik ihres Selbſt und zur Arbeit auf Grund dieſer Kritik, den Anderen *und* Sich *als gleichwertige* Figuren eines Spieles der Zeit erklären. Ich reibe mich an der Benützung des Wortes „man“ überall dort, wo deſſen Sinn nicht von ſelber den Sprechenden oder Schreibenden von der Menge ausſchließt, die dadurch bezeichnet werden ſoll.

Die Gefahr jedes programmatiſchen Aeſthetizismus iſt der verheuchelte Widerſpruch zwiſchen dem gezierten, perſönlich gefältelten Kleid und dem konſervativen, ja philiſterhaft konſervativen Leib. Die Aeſtheten ſchließen ſich zu leicht zu Gemeinden und Klaſſen aneinander, wo die Sprache und die Gebärden des einen Mitgliedes denen des anderen zum Verwechſeln gleich werden. Ihre Ichentwicklung endet beſtenfalls im Ziel der Gruppe. Weil ſie die Mühen des

Ichkults scheuen, werden sie zu bald fertig mit dem Ich und der Natur. Sie weichen den Siegen und Niederlagen des Willens aus und dünken sich deshalb kluge und ruhige Beobachter. Verstehe ich unter einem Dilettanten einen Menschen, der Worte gebraucht ohne mit ihnen Erlebnisse anzumerken oder zur letzten Reife zu gestalten, nenne ich die Gefahr des Aesthetizismus das dilettanische Geschwätz.

* * *

Kaum ein Wort narrt die Wortabergläubischen mehr als das Wort „Negation". Sie verbinden damit die — verschwommene — Vorstellung einer absoluten Zerstörung. Einer Auflösung von Wirklichkeiten in das wirkungslose Nichts. Sie überlegen nicht, daß jede Zerstörung nur eine Umwertung von Wirklichkeiten ist, eine Ueberführung von Bewegung von einer Stelle an eine andere. Und es scheint mir, daß der in Werk oder Tat gestaltete Gedanke eines Menschen eine genügend kostbare Sache ist, zu seiner Werdung den Fall hergebrachter Werte zu verlangen. Sogar der herostratische Tempelbrand war keine bloße Zernichtung. Die Erscheinung des Brandes gab den Griechen mindestens neue Gedanken. Und der Welt schenkte sie die Summe von Vorstellungen, die in uns der Name „Herostrat" loslöst.

Auf dem Michaelerplatze in Wien baute der Architekt Adolf Loos ein ornamentloses Haus. Das Geschoß und der erste Stock bestehen aus griechischem Marmor, die drei oberen Geschoße haben glatten Verputz, das Dach ist mit Kupferblech gedeckt. Die Gebildeten waren empört über den Architekten, der ihnen jede Möglichkeit raubte, ihre heraldischen und mythologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse an Fassadensymbolen zu demonstrieren. Die Klugen aber sagten von dem Architekten, er habe nur negativ gearbeitet; er habe das Schlechte weggelassen, das Gute indes nicht hinzugegeben. Die Klugen sind gewöhnlich

die Unklugſten; denn ſie verlieben ſich in den Schall ihrer Sätze. Mußte der Architekt nicht ein ganzes Haus bauen, tätig ſein, poſitiv ſein, daß die anderen überhaupt zu beobachten vermochten, ſein Werk ſei eine Negation, in ihm ſei bloß das Schlechte weggelaſſen? Wären ſie ohne das Haus zur Erkenntnis deſſen gelangt, was ſie heute ſchlecht an den anderen Häuſern nennen?

Jede Negation iſt eine Bejahung. Die Bejahung der Erſcheinung, der Weſenheit, die durch das, was negiert wird, verunſtaltet worden iſt. Die Negation des Kitſches iſt die Bejahung der Kunſt. Die Negation der logiſchen Syſtematik iſt die Bejahung der Weisheit. Die Negation des Kuttentums, des pfäffiſchen und des gelehrten, iſt die Bejahung der Religion.

Sagten die Wortverklebten Befreiung ſtatt Negation, ſpürten ſie ſelbſt die ſchöpferiſche Tätigkeit des Negativen.

* * *

Viele nennen Karl Kraus einen negierenden Geiſt und wollen damit ein abſprechendes Urteil über ihn fällen. Wo aber Karl Kraus negiert, wo er z. B. die Journaille brandmarkt, hat er den Mut zur Entſcheidung zwiſchen gut und erbärmlich, und iſt dadurch Bejaher und Schöpfer. Der Vorwurf, der nach ihm zielt, trifft vielmehr die meiſten der Männer, die heute ſo freigebig als moderne Propheten geprieſen werden. Vor allem Ibſen. Ich denke beſonders an deſſen „Wildente". Ibſen wagt in ihr weder Ja noch Nein zu ſagen. Sophiſtiſch irrlichtert er in den Familien des Werle und des Hjalmar umher und ſpielt als Bühnenwitz die Ehe des Schurken-Werle, die erſt eingegangen wird, nachdem ſich beide Gatten über ihr Vorleben ausgeſprochen haben, gegen die Ehe Hjalmars aus, die auf die Lüge geſtellt iſt. Der junge Werle, der die Gerechtigkeit über alles liebt, ſchließt das Stück mit einer feuilletoniſtiſchen Wendung und Recht behält höchſtens die ſtumpfe Philiſtermoral

des Arztes Relling. Ich behaupte, so läſterlich es zu hören iſt, Ibſen iſt ein unehrlicher Autor. Man wird mir einwenden, Ibſen ſchrieb kein Sittenſchauſpiel, wo es ſich um Recht und Unrecht handelt, er zeichnete den Charakter Hjalmar. Ich antworte: Fünf Akte eines armſeligen Teufels halber, der weder groß iſt im Sittlichen noch im Scheuſäligen, deſſen Brüder einem zu Hunderten im Alltag vor die Füße laufen — das iſt ein ziemlich negatives Ergebnis.

* * *

Zu Ibſen gehört noch folgendes. Ich habe Rosmersholm wieder geleſen. Einer hat mir Rebekka Weſt als gewaltige Verbrecherin, ein anderer Rosmer als Uebermenſchen hingeſtellt. Ich empfinde beide (und die anderen um ſie herum) als recht kleine Menſchen. Ihr Tod iſt nicht tragiſche Notwendigkeit, er iſt Flucht vor einem Kampf, der im Grunde noch gar nicht begonnen hat. Ragten Rosmer und Rebekka übers tägliche Menſchenmaß, müßte ihr Drama ungefähr dort beginnen, wo ſie Ibſen enden läßt. So ſterben ſie, weil ihr niedliches Heim in Franſen zu gehen droht. Und die weißen Geſpenſterroſſe von Rosmersholm? Der Aktſchluß eines Bühnenroutiniers. — Rosmer fällt vom Glauben ab, darum iſt er vielen ein Märtyrer. Für welche Ueberzeugung fällt er ab? Die paar dilettantiſchen Sätze von der Naturwiſſenſchaft, die deswegen im Stück ſind, kann einer, der etwas von Naturwiſſenſchaft verſteht, nicht ernſt nehmen. Rosmer hat keinen männlichen Trotz in ſich, er iſt die Beute eines Weibes, das im Weiblichen ſelbſt irre geworden iſt. Rebekka iſt weder Mutter, noch Hetäre, noch hingebende Freundin. — Wie anders als Ibſens Rosmer wirkt Strindbergs Meiſter Olaf.

Ja, Ibſen iſt ein negativer Geiſt im heute gebräuchlichen Sinn. Er getraut ſich weder ein ſtarkes Ja noch ein ſtarkes Nein. Er hat nur Zeit für die Schilderung ſchwacher Menſchen, die gerne groß ſein wollten.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Der Tunnel von Bernhard Kellermann: Roman gewordener Journalismus. So versteht sich, daß Journalisten dieses Werk als weiß Gott was für eine Leistung ausposaunen. Faulste Mächte wie Kapitalismus und Arbeiterorganisation bringen in ihm die Welt zur Entwicklung. Nach einem großen Krach, hervorgerufen durch Stockung von Geld und Arbeit, heißt es z. B.: „Die Welt war um zwanzig Jahre in ihrer Entwicklung zurückgeworfen worden". Und weil der Stoff in solcher Wendung keine Tiefe zuläßt, möchten arge Uebertreibungen über die Flachheit seiner Behandlung hinwegtäuschen. So hat man — analog einem Kellermann'schen Bilde — zuweilen die Empfindung: Der Verfasser legt sich flach über sein Thema und streichelt die Entwicklungsmächte unter dem Kinn. Im Buche ist der Satz freilich kühner (obwohl er sich nur auf eine Gerichtsverhandlung bezieht) und lautet: „Die Verteidiger legten sich flach über den Tisch und streichelten die Geschworenen unter dem Kinn". Das Aggressive und Aufgepeitschte solcher Bilderführung spricht mir für das unkünstlerische Empfinden dieses Autors, der ein geübter, oberflächlichster Abschöpfer unserer Zeitströmungen sein mag und der gewiß auch staunen macht über die Dreistigkeit, mit der er fabuliert und schildert. Und so leuchtet auch ohne weiteres ein, daß dieser vermeintliche Zukunfts-Roman ein begehrter Bissen für die homogene stumpfe Masse des deutschen Publikums ist.

*

Engelbert Pernerstorfer, für einen Feuilleton-Redakteur immerhin keine alltägliche Erscheinung, erkennt in Kellermanns „Tunnel" nun auch das Wesen dieses Autors als unecht. Ueber „Das Meer" desselben Autors aber schrieb er noch im „Literarischen Echo": „Es ist durchaus ein

Virtuosenstück, die Geschichte einer mitten im Meere gelegenen Insel und ihrer Bewohnerschaft, die in fast ursprünglicher Wildheit ein fast hemmungsloses Triebleben führt, abhängig von den Launen und Gewaltsamkeiten des Meeres, von dem sie lebt. Der Dichter der drei ersten Bücher ist ein Mann der zartesten Empfindungen, des reinsten und gesteigertsten Seelenlebens. Hier wird er zum hinreißenden Schilderer einer fast rohen Urnatur ... Ein starkes Buch, das wohl geeignet ist, dem Kulturmenschen einen Spiegel vor Augen zu halten, damit er sehe, aus welcher Tierheit der Mensch stammt, freilich auch wie viel der Kulturmensch an roher Kraft verloren hat. Die früheren Bücher bewegen uns die Seele, dieses erschreckt unser Herz".

Da ich diese früheren Bücher Kellermann's nicht kenne, vermag ich auch nicht zu beurteilen, ob sie imstande wären, mir die Seele zu bewegen. In Dingen der Natur aber fühle ich mich ein wenig erfahren, wie Pernerstorfer in Dingen des Kapitals und der Arbeiterschaft gewiß auch ein wenig erfahren ist. Darauf hinzuweisen ist hier wichtig. Denn *ich* glaube, daß die Themen, die Kellermann behandelt, nur solange als „hinreißend geschildert" gelten, ja überhaupt als echt bestehen können, bis sie an jemanden geraten, der im betreffenden Thema ein Erfahrener ist. So erzählte mir schon „Das Meer" vom unechten Wesen des Verfassers. Und wer derlei für stark ansieht, zeigt die verzeihliche Schwäche, das Unechte nicht zu erkennen, und zeigt wohl auch, daß er sich im Unechten noch heimisch fühlt. Das *Echte* am Menschen sieht im *Starken* eher die entgegengesetzte Eignung: dem Kulturmenschen einen Spiegel vor Augen zu halten, damit er sehe, aus welcher *Gottheit* der Mensch stammt, freilich auch, wieviel der Kulturmensch an *feiner*, an *seelischer* Kraft verloren hat. Dementsprechend ist es nicht glaubhaft, daß der „hinreißende Schilderer" einer *Unnatur* (nämlich einer allzu kulturmenschlich gesehenen *Ur-*

natur) jemals „ein Mann der zarteſten Empfindung, des reinſten und geſteigertſten Seelenlebens“ war. Denn mir ſcheint es Mangel an Seele, was Kultur von Natur trennen will. Und wenn man Kultur von Natur trennt, muß man auch Kultur von Kunſt trennen; was den Schluß zuließe, daß die größten Künſtler die kulturloſeſten Menſchen ſind.

Mathematiſches Myſterium / von Hermann Broch

Gemeſſen tut ſich Unbewußtes auf
Und im Unendlichen entſchwebt die Welt.
Ich fühle wie ſich Urteil fällt;
Erſtaunend folg' ich ſeinem Lauf

Auf einſamen Begriff geſtellt
Tragt ein Gebäude ſteil hinauf:
Und fügt ſich an den Sternenhauf
Von ferner Göttlichkeit durchhellt.

Gebunden muß das Ich erkennen,
Daß es die Wahrheit in der Form nur hält
Und mag an dieſer kalten Flamme wohl verbrennen.

Doch ſind der Form Erſcheinungen auch ungezählt,
Nichts kann ſie von der Einheit trennen.
In tiefſter Tief' erſcheint: durchſonnt die Welt.

(gez. von Max v. Esterle)

Kurvorsteher Dr. Huber (Meran)

Fallmerayer

Jakob Philipp Fallmerayers Schriften und Tagebücher herausgegeben und eingeleitet von Hans Feigl und Ernst Molden*)

(Eine Selbstanzeige)

Der Mann, von dem einst Hebbel schrieb, er sei einer der wenigen echten dramatischen Personen der Literatur und er gehöre, so groß die Unterschiede der Natur und der Richtung sein mögen, in diesem Hauptpunkte mit Luther, Hamann und Lessing in dieselbe Reihe, — Jakob Philipp Fallmerayer — ist beim gebildeten deutschen Publikum so gut wie fast vergessen. Wohlgemerkt, in den weiten gebildeten Kreisen, nicht etwa bei den Gelehrten, wo der Name des Fragmentisten immer noch wohlbegründeten Ruf und Klang besitzt. Vielleicht auch nicht vergessen in jenen Schichten Kultivierter, deren im besten Sinne konservativer Instinkt sich stets noch mitten durch die täglich anwachsende, so viel wertloses Erzeugnis mit sich führende Druckflut einen Weg zu dauerndem, wenn auch verschollenem literarischen Gut zu bahnen wußte. Vielen, sonst für unser bestes Schrifttum keineswegs Unempfänglichen von heute bedeutet dennoch schon der Name Jakob Philipp Fallmerayer etwas durchaus Neues.

Und doch leuchtete einst sein Name als heller Stern am Himmel des deutschen Schrifttums, war der große Tiroler zu Lebzeiten und lange noch nach seinem Tode viel geehrt und gelesen. Mit diesem bedeutenden Menschen und Schriftsteller, dessen sprachgewaltige „Schreibe" jeden sein Bereich Betretenden entzündet und fortreißt, das heutige Geschlecht wieder bekannt zu machen, den Glanz der Fallmerayerschen Sprache wieder aufs neue leuchten zu lassen, schien mir ein verdienstliches Werk. Niemand anderer als Otto Julius Bierbaum wollte an Fallmerayer zum Schatzgräber werden. Nach dem Tode des Dichters übertrug der Verlag dem Schreiber dieser Zeilen die schöne, schon längst in Aussicht

*) In den nächsten Tagen erscheint bei Georg Müller in München eine seit Jahr und Tag sorgsam vorbereitete zweibändige Ausgabe der Schriften und Tagebücher des Tirolers J. Ph. Fallmerayer, die vor Erscheinen noch im „Brenner" anzuzeigen sich der eine der beiden Herausgeber gerne bereit erklärt hat.

genommene Aufgabe, zu der er sich mit dem Historiker Herrn Dr. Ernst Molden verband.

Von vorneherein leitete beide Herausgeber bei der Auswahl der Fallmerayerschen Schriften die Absicht, vorzüglich den bezaubernden Schriftsteller, den fast unvergleichlichen Schilderer von Land und Leuten des Orients und auch des Okzidents zu Worte kommen zu lassen, jenen mächtigen Beherrscher der Sprache, von der einmal Ludwig Steub schrieb: „Es ist, als ob diese wie am Fronleichnamstage in langem, goldbrokatenem Talar und goldgestickter Inful, von Weihrauchwolken umspielt, über sanft gebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengeblase und Schalmeienklang, dahinzöge". Dieser klassische Prosaist tritt uns nun vornehmlich in dem seinen Namen zuerst über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaustragenden, seinen Ruhm begründenden und ewig schönen (zur Zeit völlig vergriffenen und selten gewonnenen) Meisterwerke „Fragmente aus dem Orient" und den von Georg Thomas seinerzeit gesammelten „Neuen Fragmenten" entgegen. Die rein gelehrten Werke Fallmerayers, wie die Geschichte des Kaisertums Trapezunt und die Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters kamen daher, ganz abgesehen von der Rücksicht auf ihren Umfang, bei dieser Auswahl nicht in Betracht. Auch aus den „Fragmenten" und „Neuen Fragmenten" hieß es, wenn auch schweren Herzens, manches Stück noch ausscheiden, wollte man die auf zwei Bände berechnete Ausgabe nicht allzu stark anwachsen lassen, was dem Zwecke, den großen Fragmentisten wieder zu einem weiteren Publikum sprechen zu lassen, sicherlich nicht gefrommt hätte. Auch sollte ein und der andere alle Vorzüge des Schriftstellers und Darstellers vereinigende Essay aus den politisch-historischen Aufsätzen noch Platz finden, indes wir auf die Wiedergabe einzelner, an sich rein aktueller meist Buchbesprechungen enthaltender Artikel aus der „Kritische Versuche" benannten Abteilung wohl verzichten zu dürfen glaubten. Schließlich kann eine Auswahl nicht alles und jedes bringen, und wenn der eine oder andere Schätzer und Kenner Fallmerayers manche ihm vielleicht liebgewonnene Schilderung aus den „Fragmenten" und den „Neuen Fragmenten" vermissen sollte — das Beste wähnen wir hier vereinigt — so müssen sich eben

Bearbeiter solcher Auswahlausgaben damit abfinden, nicht jedem gerecht werden zu können.

Vollständig neu und zum ersten Male veröffentlicht sind die dem zweiten Bande angefügten Auszüge aus den Tagebüchern Fallmerayers. Näheres über diese seit Jahrzehnten im Museum „Ferdinandeum" zu Innsbruck unbenutzt liegenden umfangreichen handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen erfährt man aus den kurzen den Auszügen vorausgeschickten einbegleitenden Zeilen im zweiten Bande der Ausgabe. Es kann nur wiederholt werden, daß sich auch hier Kürzungen als notwendig erwiesen, daß insbesonders die ausgedehnten, fast keinerlei allgemeines Interesse berührenden Notizen allerpersönlichster und allerprivatester Natur nicht danach angetan waren, in diese Auswahl-Ausgabe Aufnahme zu finden. Immerhin werden die Auszüge aus den Tagebüchern wohl in manchem das Bild des Schriftstellers und Menschen Fallmerayer vervollständigen und den Fragmentisten in noch schärfere Beleuchtung rücken.

Auswahl und Anordnung wurden in gemeinsamer Arbeit von beiden Herausgebern getroffen, die dem ersten Bande vorausgeschickter Lebensskizze Fallmerayers von Herrn Dr. Ernst Molden beigesteuert. Mit den eigenen Anmerkungen wurde sparsam umgegangen. Wo auch die Grenze finden, wie scheiden, was der eine vielleicht als beleidigende Ueberflüssigkeit empfindet, der andere wieder als notwendige Aufklärung heischt? Nichts leichter als das Konversationslexikon arbeiten lassen, was die Herausgeber aber ablehnten. Dort, wo es nötig sein sollte, bringt schon jedermann, wenigstens innerhalb seiner vier Wände, den von Treitschke einmal geforderten Mut zum Nichtwissen auf und wird sich, soweit die Aufklärung sich nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhange ergeben sollte, aus leicht zugänglichen Wissenskompendien Rats erholen können.

Möge sich nun auch das heutige Geschlecht an Fallmerayer und an der herrlichen Leuchtkraft seiner Sprache erbauen!

Hans Feigl.

Feststellung

Die „Sonntags-Zeit" vom 19. Oktober (belletristische Beilage zu Nr. 3975 der Wiener Tageszeitung „Die Zeit") veröffentlichte ein Gedicht von Georg Trakl, betitelt „Abendlicher Reigen". Abgesehen davon, daß dieses Gedicht durch zwei Jahre in der Redaktion der „Zeit" unbeachtet liegen geblieben, somit ein Abdruck kaum mehr zu gewärtigen war, stellt die Art dieser Veröffentlichung eine Ungehörigkeit dar. Denn die wesentlichste Strophe und die einzige, um deren willen dem Verfasser das Gedicht heute noch der Veröffentlichung wert erscheinen könnte, wurde glattweg gestrichen. Da eine Berichtigung an Ort und Stelle wohl einem Druckversehen, nicht aber journalistischer Willkür gegenüber angebracht ist, so sei dieser Sachverhalt im Interesse und im Namen des Dichters hier zur Kenntnis gebracht.

Innsbrucker Musikbericht

Der kritische Hörer, der das erste Musikvereinskonzert der Saison im Geiste überschlägt, läuft Gefahr, über dem vielen Mittelmäßigen und gar Verdrießlichen das Schöne zu vergessen, das doch auch da war und schließlich — gottseidank — in der Erinnerung allein haften wird. Aber hätten nicht der Musikverein und sein Leiter (wie jeder der sich öffentlich künstlerisch betätigt) nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß die Erinnerung lückenlos bleibt?

Das Schöne war das Brahms'sche Violinkonzert; es ist das einzige, das sich zum Beethoven'schen gesellen darf, vor dem es den äußerlichen Vorzug hat, daß es, im Aufbau leichter zu bewältigen, öfter befriedigend wiedergegeben wird. Durchaus befriedigend war auch diese Aufführung. Das Solo hatte der Wiener Hofkonzertmeister Karl Prill übernommen, spielte es im ersten Satz tüchtig, mehr als das, Achtung erzwingend, im zweiten voll schöner Wärme, im dritten mit energischem Rhythmus. Freilich, die erschreckenden technischen Schwierigkeiten vergessen zu lassen, wollte auch ihm nicht gelingen. Im Ganzen war es eine den Durchschnitt beträchtlich überragende Leistung; hob sie sich auch nicht zu jener Höhe empor, die seltene Künstler in seltenen Stunden erreichen, so näherte sie sich ihr zuweilen sehr und verdiente unseren Dank schon durch die reine Hingabe an das Werk. Auch das Orchester gab hier sehr Schönes; es hätte sich mehr Zurückhaltung auferlegen dürfen, spielte aber erfreulich musikalisch und sauber phrasiert.

An der Sauberkeit und etlichen anderen Vorausſetzungen fehlte es arg bei der Schubert'ſchen D-dur-Symphonie, der dritten. Dickflüſſig, unlebendig, am Boden klebend, raubte ſie dem Werke faſt alle Anmut. Man notierte die Bekanntſchaft und blieb kühl; man verſtand zu gut, warum es ſo ſelten gehört wird.

Von nun ging's langſam, aber ſicher abwärts. Pembaurs Elegie für Streichorcheſter und (wenigſtens von meinem Platze aus) unhörbare Harfe war noch recht hübſch. Man konnte es dem Dirigenten nicht verargen, daß er auch dieſes Kind ſeiner Gemeinde nicht vorenthalten wollte; worüber im Saale denn auch freudige Rührung. — Spohrs Geſangsſzene aber iſt (ſchade darum!) heute ſchon kaum mehr anders als mit der Hand vor dem Mund zu genießen. Ihre fortwährende angeſtrengte Schönheit iſt verwelkt, ihre unendlichen Koloraturen und Fiorituren, Morbente nnd Ornamente, Triller, Läufe und Schnörkel verſtaubt, verzopft. Auch die vom Soliſten (etwas provinzleriſch) zugegebene Air von Bach, in merkwürdig ſchülerhaft unfreiem Rythmus und ohne rechte Wärme geſpielt, konnte die Langeweile nicht bannen, die ſich immer mehr ausbreitete.

Ein Konzert iſt kein Knödeleſſen. Darum gönne man uns Pauſen' oder höre früher auf. Das freilich wäre das Beſſere geweſen. Dann wäre uns die Schlußnummer erſpart geblieben, wieder eines jener entſetzlichen Produkte, die doch endlich aus den Programmen des Muſikvereins verſchwinden ſollten. Diesmal war es Karl Bleyles „Siegesouverture zur Jahrhundertfeier der Schlacht bei Leipzig", zuſammengeflickt aus ein paar Armeemärſchen, ein paar Tiraden und dem ſchönen alten Lied vom Prinz Eugenius, das immer herhalten muß, wenn einem Komponiſten nichts Eigenkräftiges einfällt. Was ſollen uns derartige Machwerke? In einem Biergarten ſitzen wir nicht und wenn man ſchon die Jahrhundertfeier mitbegehen wollte, ſo hätten ſich andere Werke finden laſſen; würdigere, nicht ſo plump auf groben Patriotismus zugeſchnittene.

Den Auftakt zur Saiſon gab Dr. Franz Moll mit einem Liederabend zur Laute, der recht angeregt verlief. Es hätte noch hübſcher ſein können, wenn der Vortragende, dem Vortragstalent, richtiges Empfinden für Volkspoeſie nicht abgeht, einiger Uebertreibungen ſich entſchlagen hätte.

D

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geb. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 386:

Es ist doch a Jud / Notizen /
Ein Blutzeuge / Tod und Tango

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

ALBERT VON TRENTINI

Der letzte Sommer

Roman

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Stunden des Lebens

Novellen

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

DESIDER KOSZTOLANI

DIE MAGISCHE LATERNE

NOVELLEN

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

Sexual-Probleme (Berlin): Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

Interstate Medical Journal (St. Louis): Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 4

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Leo Herland: Die Beschwörung / Georg Trakl: Kaspar Hauser Lied / Ludwig Erde: Suchende / Theodor Däubler: Sang an Parma / Otto Stoessl: Lebensform und Dichtungsform / Hugo Wolf: Trunkne Nacht / Jörg Lanz von Liebenfels: Kraus und das Rassenproblem / Ludwig v. Ficker: Schlußpunkt / Max v. Esterle: Karikaturenfolge 69 (Dr. Heinrich Hammer)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. November 1913 Heft 4

Die Beschwörung / von Leo Herland

Geschrieben an einem Schreibtisch mit drei Füßen

Die Welt wäre mir gut eingeteilt, das Draußen eines Schattenspiels der Menge, das Drinnen eines delphischen Abgrundes am Schreibtisch mit Geistern, die sich in Dämpfen schreiben, darüber die Sterne, wenn nicht zwischen Himmel und Erde etwas vorgefallen wäre, was dem Schwarzkünstler den Ausblick verstellt. Weil du mir draußen und drinnen bist, zum Schatten zu lebendig, zum Stern noch nicht reif, geht es drunter und drüber, du verwirrst mir die Welt, der Urfunke, zu dem deine Bilder im Himmel und auf Erden zusammenschlagen, indem aus dem Schatten Flammen brechen und eine Sternschnuppe fällt, verschüttet sich mit Asche und läßt mich nicht weiterkommen, nicht delphisch weiterträumen das Buch, worin wie im Schlaftraum Buchstaben als lebendige Gewalten über den Blättern schweben. Die scheinende Weltgestaltung ist aufgehalten, bis ich nicht noch einmal zu dir hinabgestiegen bin, mich mit dir, der kleinen tiefen Urmutter, vereinigt habe, um derentwillen all dies sein wird und entsprang. Es wird mir nicht leicht, Schlacken, Dünste und böse Geister wehren immer dem Weg vom Dreifuß zum Schoß der Welt, aber ich muß zu dir, muß zu dir sprechen aus aller Pein, die mich dazu zwingt und die sich dagegen stemmt. Ich bin dem ersten Eindruck, den ich von dir empfing, noch etwas schuldig und er zog dazu die Reise eines Sommers nach sich: die Wärme, die damals zu mir strahlte,

ſtirbt im erſten Schnee noch nicht und noch immer biſt du in mir Vertrauen, Liebe ohne Härte, das ganz Begreifende. Du in mir. Der Welt, die mein Buch ſein wird, kann ich nicht alles ſagen, außer wenn du ihr angehörſt, und ich habe dir einiges zu ſagen. So höre mich, kleine Mutter und mein Kind: dann biſt du ein Drittes. Erſt wenn ich dir dies Opfer dargebracht habe, wird der Dreifuß wieder freundlicher ſein und mir ſeine Geiſter emporſenden.

Wie hübſch, daß du mir nicht widerſprechen kannſt: wirklich wie eine beſchworene Göttin neigſt du dein Ohr tiefer und tiefer und lauſcheſt und dein Lächeln iſt rot. Und ich kann nur ſo ſprechen, weil nicht deine Erdenform da iſt, weil ich allein bin. Denn wärſt du da, ſo wären auch alle anderen da und die anderen ſtören mich, ſowohl wenn du da biſt als wenn du nicht da biſt. Und ihre Geſten und ihr Gelächter, ihre Worte und ihr Geiſt fließen auf dich über und verſchlagen mir die Rede. Du biſt nicht mehr du, du biſt ſie alle. Ich müßte zu dir ſprechen, wie ich zu ihnen ſpreche, und das könnte ich nur, wenn ich zu ihnen ſprechen könnte wie ich zu dir ſpreche. Aber ſie haben mich unfähig gemacht zu ſprechen. Sie brechen mit ihrem Schwall bei mir ein, wenn der Rhythmus meiner Gedanken und meines Schaffens das Alleinſein am nötigſten hätte und als ob es immer Narrenabend wäre, ich muß mich dafür entſchädigen, indem ich zu jeder Zeit allein bin, damit der in der müßigen Zeit gebaute Schutzwall der Einſamkeit noch ausreiche für die Zeit, da ich ſeiner bedarf. Da ich nicht taub ſein kann, muß ich ſtumm ſein. Daß das den anderen peinlich ſein muß, iſt mir recht. Weil es auch dir peinlich ſein muß, darf ich dich nicht ſehen. Ich habe dich einmal herübergeholt; ſie haben dich dafür beſtraft: was zu mir gehört, gehört nicht mehr zu ihnen. Du haſt gewählt zwiſchen ihnen und mir und nun

triumphieren ſie: denn wenn du unter ihnen erſcheinſt, wird der Kordon, den ſie bilden, betont auf der Stelle, wo du ſtehſt. Du biſt für mich nirgends mehr außerhalb des Kordons zu finden, und da ich den Kordon zu meiden pflege, wäre es auffällig, wenn ich dich irgendwo aufſuchen wollte. Alle würden fragen: warum kommt er heute zu uns? Nur an einem Orte kann ich dich ſprechen, ohne daß mein Auge abgelenkt würde und ohne daß ich meine Zunge ablenken müßte: ganz bei dir, ganz bei mir. Du kannſt es nicht hindern, daß alles, was ich als falſchen Schmuck an dir ſehe, der dir Geltung verſchafft, von dir fällt und daß du als Weib vor mir ſtehſt, ja ſo ſehr als Weib, daß nichts von dir übrig bleibt, als was jenſeits des Tageslichtes und jenſeits des Geiſtes noch von dir bleiben kann. Du auf dein Allerinnerſtes zurückgeführt, auf die ſcheinloſen Kräfte, die dich bilden halfen in dem Zuſtande, wo die Lava noch keine Schlacken hat. Du hatteſt Stunden, in denen du mir von dieſem Urzuſtande nicht zu weit entfernt ſchienſt; die anderen ſind ausgebildete Schlacke. Du willſt nicht ungeiſtig ſein: und nimmſt Geiſt in dich auf, den mein Dreifuß als caput mortuum ausweiſt. Du willſt, daß ein Geiſt zu dir ſpreche: vielleicht, daß ich es für die kurze Weile einer Beſchwörung mit dem anderen aufnehmen kann.

Irre dich nicht, Liebes: ich wünſche dich nicht anders, als ich dich ſehe. Keine deiner kleinſten Freuden mißgönne ich dir, kein Lachen möchte ich dir unterdrücken, keinen Freund und keine Freundin dir rauben; lieber entſage ich dir, als daß ich dich deinem Bekanntenkreiſe entriſſen zu ſehen wünſchte. Es iſt dir Lebenselement und ich weiß, daß es zur Nahrung deiner Fröhlichkeit gehört, daß du gelteſt unter den Geltenden, daß du ſcherzeſt mit denen, an denen der Scherz mir unwürdig erſcheint, Blicke tauſcheſt mit jenen, deren Tauſchwaren ihr geringſtes Verdienſt

ſind; und ſie haben doch vielleicht kein größeres. Ich weiß, daß die Menſchen luſtig ſein wollen; was ich an ihnen als Quietſchvergnügtheit gewahre und wovon, da es mir meine Künſtlervergnügtheit untergräbt, die ich als gleichberechtigt anerkennen muß, nur das Quietſchen zu mir dringt, — das geht mir, wenn ich an dich denke, in deinem Vergnügen auf, denn ach, ſo nahe mir leider die Menſchen ſind, ſo fern biſt du mir ja und könnteſt mich alſo ſelbſt in ihrem Reigen nicht ſtören. So biſt du nun dort und ich bin da. Vielleicht aber muß auf die Dauer Entfernung daſein zwiſchen mir und allen Lebenden und die anderen ſind nur zum Werkzeug einer Trennung beſtimmt, deren Trauer ſonſt meinem widerſtrebenden Herzen zur Laſt fallen müßte, das dich umſchließen möchte, ohne dich zu verſtricken worein es ſelbſt verſtrickt iſt, und doch nicht frei genug iſt um ſeine Laſt zu teilen und dann noch den Ausweg zu finden. Beſſer, du nehmeſt keinen Teil von mir und biſt, ganz du, von mir abgehalten, daß ich dein Bild gegen mich halte, als daß du von mir geheſt, mit meinem Ungelöſten vermiſcht. Dir trüben Wein einſchenken, ehe reiner Tiſch gemacht und die Bude aufgeräumt iſt, — ich möchte dich doch beſſer bewirten. Lieber nicht den Fuß angeſtoßen, aus unnützen Gründen den Rock gerafft in einem Proſpekt, dem deine Lichter widerſtrahlenden Augen keine Freuden abgewinnen können. Enttanze mir leichthin; mich erheitere im Dunkel der Arbeit das Feuer der Arbeit. Sie tratſchen über das was ich ſchaffe und finden es ungemütlich, daß ſie ausweichen müſſen; nur das eine tröſtet ſie, daß ſie nicht ſind wie dieſer und ſie ſich ſagen dürfen: der hat es gar traurig. Manchmal gebe ich ihnen recht, dann haben ſie erſt recht unrecht; was wiſſen ſie von meiner Traurigkeit. Für ſonſt möchte ich ihnen zu verſtehen geben, daß es nicht Neid iſt, wenn ich ſchimpfe, und nicht Bosheit, wenn ich lache, weil einem Unvorſichtigen ein Sprengſtoff aus meiner

Bude an den Kopf fliegt, denn bei Gott! so freudlos habe ich es nicht. Wüßten sie, daß mir in meinem Prospekt, wenn droben die dunklen Wölbungen schwinden, ein Aspekt bleibt, ein Himmel, dessen vorsonnenaufganggefärbte Unwirklichkeit, sich ausspannend wo ihnen die Reizlosigkeiten der Großstadt am engsten zusammenzutreten scheinen, ihre Wirklichkeit mit allen beleuchteten Großstadtreizen zum Verblassen und dessen Stille ihr Halloh und Tratsch zum Verschnarren brächte! ein lieber Himmel, an den ich versetze, was heilig ist vor den magischen Dünsten, die stetigen Sternbilder meines Herzens, die, ihm allzunahe, leidend verflackern müßten. So bist auch du dort, und wieder: ich bin da und du bist dort, doch in dieser Ferne mir nah. Hier ist Ruß und dort ist Flamme, hier ist Werk und dort ist Lachen, hier ist es trist und dort ist ein Gastmahl, hier bin ich arm und dort bin ich fürstlich. Und obwohl mir jetzt sogar etwas die Aussicht verstellt, warne ich alle Leute, sich zu sehr auf diese Unwirklichkeit zu verlassen, die harmlos dünkt die Ahnungslosen; der ganze Himmel möchte ihnen mit unerwünschter Wirklichkeit eines Tages die Köpfe einschlagen, wider meinen Willen. Ich habe nämlich einer ähnlichen Sache, in die sie verwickelt sind, schon einmal beigewohnt; nicht meinetwegen betone ich, daß ich nicht zum Spaß schaffe. In meiner Arbeit begehen sie Verrat an sich selbst. Ich habe es miterlebt, wie ein strafender Richter die oberen Zehntausend und die unteren Neunundneunzigtausend zu Paaren fuchtelte, um ihnen den unheiligen Geist auszutreiben, als sie, die heilige Leiber sein könnten, als Geister angetan, zu einer Zeit, da es nicht Fasching war, in tollem Lumpenball als nächtliche Ruhestörer in die Kammer des heiligen Geistes einbrachen; und wie die Peitsche sie züchtigte, daß ihr Unreines, aus dem Fell gejagt, sich in die Kluft stürze. Aber es war zäh und ihr besseres Teil, das übrig ge-

blieben wäre, ihre heilige Form, ſchämte ſich des Zögerns und benützte ſelbſt die Hinterpforte der Wirklichkeit, um in einem beſſeren Schattenreich wieder zu erwachen, — und übrig blieb eine ſzeniſche Maſſe, die noch hinter dem Flüchtigen in hellen Haufen her war wie hinter dem Quiproquoverbrecher, der auf der Leinwand durch Schornſteine, über Dächer und Telegraphendrähte, unter Omnibuſſen und zwiſchen den Füßen der Paſſanten die Verfolger auf ſeine Ferſen lockt. Ich bin keine wilde Natur; ich ſekundierte dem ſtrafenden Richter nicht, der, von ſeinem Zweck nur das Gegenteil erreichend, hoffnungslos den Arm ſinken ließ und von ſeinem Nachſehen wenigſtens das Nachdenken über dieſen Weltuntergang hatte. Ich ſekundierte ihm nicht, denn ich fühlte ſeinen Schmerz und, mich für die Beſeſſenen ſchämend, auch die Züchtigung. Und wünſchte ihm dennoch Glück, denn ich fühlte auch die heilige Form, die geflohen war. Ich war ſie ſelbſt. Aber ſie war ein Verbrecher, den man nicht erwiſchte, denn er hatte eine Freiſtatt gefunden hinter der Pforte der Wirklichkeit, an der die Allzuwirklichen nicht einmal das Nachſehen haben; wenn die Geſtalten auf der Leinwand in den Vordergrund gelangt ſind, verſchwinden die rieſigen Spuke, durcheinander wimmelnd, in ohnmächtigem Alpdruck von der Bildfläche und das Kino hört ſich auf. Als ich nach Hauſe kam, war es ſchon geſchehen; aus dem delphiſchen Abgrund drangen flehend die armen leeren Masken herauf: da fuhr ich, der ich mein Fleiſch abgeworfen hatte, in ſie; nun werden ſie mir zulieb. Seither will ich nichts mehr von den Menſchen. Was ſoll ich denn unter ihnen noch, da ich unter ihnen, wie ſie ſelbſt ſagen, nichts mehr aufzuheben habe? Sie deuten mir auf ihre Schätze und ich ſehe, es ſind ihre Lumpen, und die hebe ich nicht auf, denn ich hebe nur das auf, was ſie wegwerfen, indem ſie es nicht wiedererkennen und als ihr Eigen nicht anerkennen, wenn man es ihnen wiedergeben

will, ihr Beſtes, ihr Verſtoßenes, und das iſt ſchon bei mir aufgehoben. Sie haben nichts mehr zu vergeben. Ich könnte ihnen noch ihren Reichtum vergeben und wahrlich vorgeben.

Welche Maske nun, ſprich, kann einer aufſtecken, der in ihre armen Masken gefahren iſt, ihr Leid im Herzen trägt und ſich erſtarrt einer Gruppe gegenüberſieht, die jenen Urbildern, jener Kinokonkursmaſſe wie aus dem Geſicht geſchnitten iſt und ſich drauf etwas zugute tut, nur mit dem Unterſchied, daß ſie noch etwas zu vergeben hatte, nämlich dich. Ich weiß, ſie ſind es nicht, die dich gefangen haben; jene ſtecken bloß dahinter als der Geiſt, der zu euch ſprechen darf, und es iſt eine optiſche Täuſchung; aber du biſt von der Partie, auf der Suche nach dir geriet ich zu tief unter ſie und da wird jede Täuſchung zur Wirklichkeit. Sie ſind ſo ſchlimm nicht, die ich lieber lieben möchte, ſie langen nicht auf dieſen tiefſten Grund; allein es greift tief genug. Es iſt dieſelbe luſtige Geſellſchaft, in der ich mitlachte, als wir einig waren gegen das, was uns eins am Zeuge flicken wollte: wir ſetzten Lichter des Lachens darauf ſtatt der Flicken; und nun die ſchreckliche Viſion, die mich die Flicken ſehen läßt als wären es die Lumpen, die Schätze ſein wollten! Um mein Lachen geht es; nicht Not und Schmerz, nur das verjagt es, was den Geiſt verjagt. Ich weiß, ſie ſind nicht die, die nichts zu lachen haben und doch lachen über die herben, ernſten Wehen, in welchen unter meinen Händen die Seele auf die Maskengeſichter tritt, von denen der ſtrafende Richter die halbe Seele geriſſen, die dort zu ſterben zögerte, und die nun wachsbleich ſind von der Angſt, die ihren Augenbrauen den Schweiß entpreßt. Und dennoch, wie verwünſcht erinnert es an den Einbruch in die Kammer des heiligen Geiſtes, dieſes Grammophonlachen, das mir morgens den Geiſt kreuzigte und noch immer meine Nerven lähmt, wenn ich ſprachlos ſchmerzlich dir gegenüberſtehe. Du biſt da und ich bin

da, doch in dieſer Nähe dir fern. Einem Fürſten des Lachens könnten ſie das Lachen verbittern. Dieſe unſelige Aehnlichkeit zum Verwechſeln, des Kordons mit dem Kino, dies Augenhöhl' in Augenhöhle, dieſer Anblick des leibhaftigen Schattens in einer tanzenden Wirklichkeit iſt das Ereignis, das ſich quer vor meine Unwirklichkeit legt; die Staubgebildeten miſchten ſich unter meine lichten Geiſter und du haſt ihnen den Weg gewieſen; du allein hatteſt den Schlüſſel zum Abgrund. — Was Wunder, daß ich ſie mit jenen zuſammenwerfe, die immerhin abſchnurren mögen in der warmen Luft dieſer einen Nacht, obwohl es ein ſchlechter Karneval iſt; deren Tanz ein Echo iſt in meinem Träumen, während mein Träumen zum Maskenfeſt der Auferſtandenen wird, zum Feſte unter Wehen; und deren Lachen, abſchnurrend und verſchnarrend wie ein Grammophongeräuſch (es klingt wie Wolfsgeheul), mich zu dem Glauben herausfordert, daß auch dir davon das Lachen vergehen müßte, wenn es einmal, als kein Echo, Aergernis unter den Wölfen erregen ſollte, die vielleicht dahinter kommen, daß man doch nicht mit ihnen heult. Und du gewännſt dein Lachen erſt wieder mit mir, wenn das andere, abgeſpielt, am Aſchermittwoch ſich zur Ruhe gegeben hat. Der Schein ſiegt über das Beſſerwiſſen; dies Verſteckenſpiel der Wirklichkeit reizt mich zum Schauen eines ſeltſamen Wirklichwerdens, wenn es nicht die verſteckte Wirklichkeit ſelbſt reizen muß, am unvermuteten Ort, nämlich unter meinem Himmel, unerwünſchterweiſe wieder aufzutauchen. Mir bleibt nur der Ausweg, es um die Wette einer Beſchwörung mit dem anderen Geiſt aufzunehmen; der ſtrafende Richter ſteckt mich an, obwohl ich keine wilde Natur bin, und ich beginne an den Weltuntergang zu glauben; wenn Lumpen durch die Flitter ſchauen, ſo werden ſie auch durch die Finger ſchauen und meine Masken müſſen ſiegen. Ich halte mir vor Augen: dies iſt meine unwirtliche Bude mit den

Geräten. Ich bin arm — ich ehre dich, indem ich es dir sage, — jeder Kommis hat mehr als ich; er lebt von seiner Arbeit, während meine Arbeit von mir lebt. Auch sonst ist alles verkehrt und also in der Ordnung. So sei es verkehrt! Um aus der Verwirrung ins Reine zu kommen, muß ich sie steigern. Wie du ihr Medium bist, so kannst nur du ihre Mittlerin sein. Eine Weile dulde ich die Eindringlinge, die dich mir verstellen, und halte mir die Ohren zu: du bist ja gut aufgehoben. Da rufen sie diese Teufelserfindung, den Weltfilm, zuhilfe, um mir beizukommen, und rollen darauf den Krieg ab und werden deinen Beschützer hineinverwickeln, du wirst schlecht aufgehoben sein; und ich nicht mit ihm und nicht bei dir. Die Geister fühlen sich an ihrem Platz; sie haben in der Tat das Wort und also auch das des Trostes, während sie mir meins, das auch meine Tat ist, nehmen. Da halte ich es nicht länger aus. Was ist alles Interesse, das die Phasen dieses Films mir, der ich selten ins Kino gehe, abzwingen, was alles Mitgefühl mit mir Fernliegendem und mir Fernstehendem, das sich dir verdankt, vor der Sorge um dein Antlitz, dein vielleicht gesenktes: unters Kinn möchte ich es fassen, ich weiß nicht mehr: um es zu trösten und dadurch aufzurichten, oder um es aufzurichten und mich daran zu trösten. Noch habe ich, wenn auch nicht das Losungswort, das mich durch den Kordon zu dir passieren läßt, doch das Stichwort, das dich beschwört: du hörst mich, sei es auch erst nach wildem Tanz. In deinem Angesicht gewinne ich Macht über den Hexensabbath, der sich ins Delphische, auf meinen Grund und Boden, verirrt hat. Verkehrt traktiere ich diese Pächter des Vergnügens, und es soll ihnen peinlich werden. Die Stunde ist gekommen, daß ich ihnen ihren Reichtum vorgebe. Vor dir seien sie das, womit ich sie verwechsle. Wie im Innersten, gehe ich auch in aller Form mit ihnen auseinander.

Im Spielraum, der meinen guten Geistern gegönnt ist, darf mein Blut vorerst so kalt bleiben, als wäre es die Vorempfindung von kalten Steinstufen, die zu einem Schloß führen. Die Mahnung, sie mögen mir nicht trauen, weil sie ihrer besten Kraft, die in mir lebt, nicht trauen wollen, käme zu spät. Noch in diesem Augenblick mögen sie mich tratschend für eine von den Masken halten, die ich jetzt gegen sie aufmischen werde. Schon werden sie zornig. Ich aber strecke nach dir die Arme aus, wie ich dich zuerst sah. Mit jenen seist du entzweit und alles werde so, wie wenn das Schicksal die andere Bahn eingeschlagen hätte, die von Trennung nichts weiß. Es wird ein Fest unter Wehen, unter Wehen — wenn du wüßtest! Wie schon einmal, lassen sie alle ihre Künste spielen, den Empfindlicheren dreifach treffend. Dem lachenden Geist, der ihnen nahm, was sein ist, fallen sie in den Arm, um das Lachen mit dem Geist zu vertreiben. Alle Grimassen der Quietschvergnügtheit setzen den Kordon wieder in den Lumpentrab des unheiligen Geistes, der Ellenbogen ihrer Geräusche impft mir wieder das Fieber ein. Jetzt umringen sie dich, im grauen Schleier wird deine Gestalt verzerrt, sie hohnlachen, jetzt gehst du ganz im Gruppenbild auf; ich kann dich nicht mehr unterscheiden und bin allein. Von allen guten Geistern verlassen, will ich den Zauberstab über mir brechen, da künden sie mir an, ich werde dich wiedersehen. Während ich noch für meine Erinnerung bange, erscheinst du mir schon und bist mir fremd. Dich suche ich vergebens. Wo du auch seist, rufen sie, ich möchte nicht so stolz sein, der Tod, der Mächtige, Edle habe sich zu ihnen geschlagen. Nur zu wahr! Mit seiner schwarzgestielten Fackel strahlt er alle und mich an und macht mir alles problematisch: sie sind an deiner Seite, mein Trost nicht einmal an meiner. Aber meine Geister sind echt, wenn sie auch nicht improvisieren. Ihre feierliche Flut steigt herauf, jeder nimmt seinen Gegner

aufs Korn, wird an ihm lebendig, trinkt Blut und läßt ein caput mortuum zurück; und wie nach letzter kurzer Ebbe noch einmal die ganze Hölle mit allen Schrecken sich gegen mich bäumt, wie ich ankämpfe, um mir dein reines Bild zu retten, wie es schon wieder verschlungen ist und ich wähne, mit dir in dem furchtbaren Elemente unterzugehen: im erstickten letzten Augenblick lösen sie die Finger der Hölle von meinem Krampf, — wie in langgehaltenem Siegesschrei halte ich dich weiß über den Wogen. Ich habe dich an mich gerissen, du kannst es nicht hindern, mit den ersten Schmerzen und unverlierbarer. Es ist die Zeit, da du diese Veränderung nicht von dir weisest. Gib deinem Blicke etwas von der Verwunschenheit des Lichtes, in dem ich dich sehe, damit nun du gewahrest, wie die Bude aufgeräumt und reiner Tisch gemacht ist. Aus den Masken schauen uns Augen an, die Kulissen werden lebendig, alles wird praktikabel. Die Traumsoffiten senken sich, mein Himmel ernüchtert sich zum Morgenlicht des Wachens und die Trunkenheit ist in der Sonne meiner Augenbrauen. Auf einer Himmelsleiter aus einem Stoff, von dem im Anfang nur das Wort war, steigen meine Sternbilder herab, du stehst unter ihnen. Ich hebe den Fuß, er tritt eine Stufe aus Stein, wo früher eine Nebelstufe war. Ein Schloß aus Stein steht da, wo ein verwunschenes, von allen verwünschtes Luftschloß stand. Ich hebe den Blick und suche das Panorama der Wirklichkeit: ich erblicke ein Kulissenpanorama, wo die Quietschvergnügtheit das Leben gepachtet hatte. Wie sich in meinem geschriebenen Wort dies Wunder vollzieht, so schriebe ich, ohne zu sprechen, da man zu einem Kinorama nicht spricht, hielte nicht dich mein Wort und hielte ich dich nicht beim Wort; möchte nicht das Wort, das in qualvoll unerschöpflichen Wehen sich neu und neugebiert wie das Meer am Sande, zur Ruhe kommen, weil es das Ziel, den Ursprung kennt, weil es dich wieder erschaut hat. Im

Rücken des Allzuwirklichen, in deinem Angesicht, hafte ich wieder an der irdischen Erde, die den Himmel hinter sich hat, weil ihre Steine das sind, was nach dem beseligten Schweigen des vollkommenen Wortes noch möglich ist.

Wenn ein Schloß dasteht mit einer Mauer von guten Geistern um sein Paradies, die sprechen: drinnen ist die Welt und draußen ist der Staub eines Kinoramas, dessen Brandung ohnmächtig an diese Mauern schlägt: so möchte es wieder sein wie am ersten Schöpfungstag und vor mir das Werde. Statt eines armen bißchen Schokolade, ja statt einer galanten Fülle und sie einschließend, möchte ich ein Schloß dir entgegenbringen. Sechs Schöpferworte brauche ich, um es einzurichten, und beim siebenten ziehst du ein als Herrin. Der Leib der Schloßherrin hat den Tanz um sich her so aufgesogen, daß er dieser Folie nicht mehr bedarf, um zu schweben; ihr Busen hat Welt genug in sich, um eine Welt zu beleben. In den Strahlen der ewigen Sonne, welche hell wie deine Stimme die Heimat durchfließen, findest du Saft in den Wurzeln und Halmen, echter als Blut, und Grundsteine, Mauern und Dach, wuchtiger als Fleisch. Der Hauch deines Wunsches durchweht die Gemächer. Zimmer sind dein, von deren Wänden kein Spinnweb der Fremde niederhängt, und Spiegel, vor denen heimische Winde in deinem Haar spielen, wenn du es absteckst. Die Wiege ist es unsrer Tage, und Erinnerungen sind die seltenen Pflanzen, die täglich durch deine Hände gehen. Alles hat sein Widerspiel in diesem Schlosse: dein rotes Lächeln der Kirschen und dein ernstes Lächeln der bleichen Wangen, deine Gestalt, wenn sie satte Luft atmet und du klein und zierlich bist, Wein um die Lippen und in den Augen, und deine Gestalt, wenn sie ruhig ist und ausgebreitet auf deinen Zügen ein mondrunder Glanz vom Begreifen meiner selbst; und dein Leib, zum Schreiten vornüber geneigt, wenn der Rock vor dem Schwunge aus-

flattert, das Haar im Schneeball auf den Oehrchen gewunden ist und du dazu lachst. Es hätte sein Widerspiel in sammttiefen Pilasterwinkeln, in den Wänden nach dem Park zu, in heimlichen Zimmern wie geschmückte Nester, in den Gängen, wo ich wandle, und in den Räumen, wo ich zusehe, wie deine Sklaven dir gehorchen. Und ich sehe, daß es gut ist.

Ich bin Herr auf meinem Schlosse und die Wirklichkeit ist mein Strandgut. Noch einmal sind zu Paaren getrieben, die zäh sind vor der Peitsche, vertrieben aus dem Paradiese. Nur die Heilbarsten haben sich bekehrt: als gute Sklaven sind sie ins Paradies eingegangen. Die Vertriebenen wandern hin zu den Menschen und können nur verschnarren, nichts vertratschen. Das Schloß aber ist die Burg des Schweigens, wie die Sonne schweigt, wenn sie auf Blumenpracht scheint. Niemand kennt die Gespinste für die Kenner, die dort gesponnen werden, neu alle Tage und durchgewirkter als gestern. Unsere Burg ist unser Haus. Wenn die Vertriebenen die halbe Seele ausgehaucht haben, die solange zu sterben zögerte, werden die Wächter des Paradieses hingehen unter die Menschen, als die Boten des Schweigens. Wie um das Schloß sanftes Schweigen ist, das die Unrast der Erde zur Ruhe und die Ruhe zur Welt gebracht hat, so werden die Apostel die Finger der Hölle vom Krampf der Lebenden lösen und der Tratsch der Welt hört auf. Obwohl sie nichts wissen von den Gespinsten, die irgendwo gesponnen werden, geht ihnen aus dem Schweigen die Ahnung auf und, nach dem Sonnenuntergangshimmel blickend, falten sie ihre Geberde: Sonne scheint her wie auf Blumenpracht. Keiner weiß, wer der Herrscher ist. Es gibt kein allgemeineres Interesse als sein Privatleben. Um vier Mauern dreht sich die Welt.

Wo Ruß war, ist Glut der Sonne, wo Werk Geheul übertönte, Lachen im Schweigen, wo keiner gern hauste,

ein Gastmahl, wo ich von keinem etwas wollte, bin ich Fürst. Dort ist der große Saal im Schloß und darin das Fest nach den Wehen. Seien sie Gestirne, seien sie Abgesandte der ahnungsvollen Erde, du bewirtest sie zur Tafel. Jung sind die Menschen, jung die Reben, und abgeklärter Wein wird eingeschenkt aus alten Kellern, die lange schliefen, während die Quietschvergnügtheit bacchantisch war, von Zeiten her, als der Witz noch nicht den Wein betäubte und noch nicht der Rausch, eingeschläfert von den Zechern, unter den Tisch sank. In der Festfreude der Ehrfurcht ist kein Echo von zweiter Wand. Zum Spiel von Kränzen und Saiten ward der Lebensernst und morgen ist kein Werktag. Mir fächelt die Wangen die Glut des Glanzes, unter meinem Schweigen ist die Hinreißung. Mein, des Herren, Traum ist alles: sie sind die Stimmen, ich bin die Musik. Dann rauscht das Maskenfest der Auferstandenen. Dann wird das Schloß vielleicht leer: wir wissen nur von den Sklaven. Da sinke ich dir zu Füßen und du bist die Herrin. Die Welt ist dein Traum. Ich finde die Worte wieder. Zu uns aber, durch die Nacht, kommt die Ahnung der Erde gewandert, langsam wie Sterne steigen, während ich lachend am Schoß der Welt weiße Feuergarben trinke. Ich bin meines Sieges froh.

Ich bin meines Sieges froh . . . Auch jetzt wo schnell wie Sterne fallen das Erwachen heraufdämmert, bleibt mit dem Zauber doch der Bann gebrochen. Noch bist du da, die einzige im leeren Schlosse mit mir, die Beschworene. Aber deine Stunde ist um. Noch bevor es mir Boten melden, — wieder sind es Masken, aber sie tranken Blut heute nacht, — noch ehe sie mich mahnen, daß ihr Weh auf mich wartet, weiß ich, daß ein Himmel eingestürzt ist. Sei es! ein anderer ward rein. Die Lumpen sehe ich nicht mehr. Kein Schloß gab ich dir, aber doch ein Gespinst. So geh, kehre zurück, zurück zu ihnen, die nicht länger Schat-

ten sein sollen, da du mir reif wardst zum Stern. Geh hin mit dem Geschenke, das kein anderer dir verleihen kann, mit dem Gewande, in dem du ganz mein bist und das du abwerfen mußt, wenn du mit den anderen bist. Unter Spießruten habe ich es gewoben, es hat mir dabei vor den Augen getanzt und ich habe die Engel singen hören. Vielleicht stürzt eher der Himmel ein, als daß je mein Himmel zu mir herniederstiege. Vom Schloß und seinem Leben bleiben mir nur die heiligen Formen, die der Lehm sind, den ich mit meinem Odem nähre. Freiwillig verbanne ich die Farben von Marmor, Gold und Elfenbein, ehe ich nicht selbst gelernt habe, aus Lehm Gold zu machen. Das mir in der Wirklichkeit unterkommt, halte ich für unecht.

Ich erkenne alles wieder: da ist die Bude mit dem Dreifuß. Rauch steigt, aber mit dem Rätsel ist die Asche gelöst und es ist wieder dämpfender Weihrauch, der mich entrückt; nur eine Erinnerung bleibt mir von Marmor, Gold und Elfenbein; das Geräusch dringt nicht mehr an meine Schläfen, denn auch unter denen, die zwischen dir und den Geräuschvollen stehen, habe ich nichts so Unverwandtes mehr zu suchen wie dich; seien sie mir wenigstens so verwandt, daß ihre Schatten nach den Schatten weisen, und mir zugewandt die Seite, auf der die Majestät des Todes einen heiligen Schein in lebendigen Bewegungen zurückgelassen hat. Nur die Entfernung ist größer geworden. Ist es noch notwendig, daß ich ihnen zu verstehen gebe . . . ? Nein, wenn sie auch nicht wissen, daß ich ein Gewand gewoben habe, sie müssen doch, wie jene Erde, aus dem Schweigen eine Ahnung gezogen haben. Vielleicht daß es noch einmal ein Aug in Auge wird. Auf die weitere Entfernung hin soll es sie nicht mehr anwandeln, sich auf einer Stelle zu betonen, die ihnen entrückt ist. Von mir haben sie keinen Teil an dir. Ihrer ist nur das Irdische.

Während er also unsichtbar wird, magst du über einen triumphieren, für den du verbannt bist an einen Ort, wo du dir's wohlsein läßt, dieweil ihm zuzeiten selbst sein eigenes Licht ausgeht. Aber du wirst nicht zu eitel sein auf deinen Triumph; soviel Eitelkeit sich darein mischte zu Ungunsten des reinen Gefühles, sich lauter von irdischer Schlacke in einem Idealen wiederzuerkennen, so sehr wiesest du dein Verstoßenes von dir, sosehr wäre das Weihgeschenk an eine fremde Adresse gelangt: der gilt es, die stolz darauf ist, dies Gewand um die Schultern zu werfen, nicht der, die eitel ist darauf, daß sie vor den Menschen ein anderes trägt, das ich ihnen nicht streitig mache und ihr von Herzen gönne; mag es immer dich in sanfter Steigung zur wunderbaren Steigerung führen; möchte Gott dich darin erhalten inmitten einer Welt, die nicht hold, nicht schön und nicht rein ist und dennoch alle Macht über dich hat; und möchtest du, was mir ein Dorn im Auge ist, als lustvollen Dorn in dem Fleische empfinden, von dem deine Glieder und Sinne ein Bekenntnis seien. Das sei wieder ein Dorn im Auge jenes Geistes, der sonst immer zu dir sprechen darf und deine Sinne und Glieder zu dem Ausdruck seiner selbst stempeln möchte, weil er weder Kopf noch Fuß hat, trotzdem er in Männerkleidern einhergeht. Schon fühlt er sich getroffen und will den Mund zum Widerspruch gegen diese einseitige Betrachtung auftun, deinen Mund, der mir so gütig schwieg. Aber ich warte nicht ab. Nicht im Abschied will ich dich anders sehen als im holden roten Licht deines Lächelns. So wenig Nebenbedeutung hat dieser Abschied, daß er die Antwort bei dir zurückläßt: sie wäre ja die vernichtende Verständigung von der Unbestellbarkeit dieser Opfergabe. Was du zu sagen hast, sage wenn du kannst mit einem Blicke dem Gewande selbst, mit einem jener Blicke, zu denen deine Augen meiner Ansicht nach allein da sind (noch eher als zur Lektüre dieser Beschwö-

rung und sogar schlechteren Zeugs) und die einst die Welt zwischen dir und dem Darbringer selbst ausfüllen durften, als ob es niemanden sonst gab in der Welt. Und damals habe ich in der Welt auch keinen Dritten gewünscht.

Georg Trakl / Kaspar Hauser Lied

für Bessie Loos

Er wahrlich liebte die Sonne, die purpurn den Hügel hinab-
Die Wege des Walds, den singenden Schwarzvogel [stieg,
Und die Freude des Grüns.

Ernsthaft war sein Wohnen im Schatten des Baums
Und rein sein Antlitz.
Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen:
O Mensch!

Stille fand sein Schritt die Stadt am Abend;
Die dunkle Klage seines Munds:
Ich will ein Reiter werden.

Ihm aber folgte Busch und Tier,
Haus und Dämmergarten weißer Menschen
Und sein Mörder suchte nach ihm.

Frühling und Sommer und schön der Herbst
Des Gerechten, sein leiser Schritt
An den dunklen Zimmern Träumender hin.
Nachts blieb er mit seinem Stern allein;

Sah, daß Schnee fiel in kahles Gezweig
Und im dämmernden Hausflur den Schatten des Mörders.

Silbern sank des Ungebornen Haupt hin.

Suchende / von Ludwig Erde

Aus einem bei Axel Juncker in Berlin erſchienenen Roman „Jeſſe Wittich“

Franz Grashupf ſaß in ſeiner Kammer. Seine kleinen ſchwarzen Augen fraßen das Licht der Lampe. Langſam ſog er an der Zigarre. Ueber ſeinem Tiſche hing eine Reproduktion der Dame im weißen Atlaskleide von Knopfh. Die Welle von Burne Jones und ein Crivelli hingen auch dort. Alle dieſe Reproduktionen waren farbig; ſie waren unſymmetriſch auf ein farbiges Papier geſpannt — die weiße Dame auf ein blaues — und hatten ſehr ſchmale Rähmchen.

Grashupf kehrte zu ſeiner Lektüre zurück. Er las in einem alten jüdiſchen Buche.

„Ibn Gemirol lachte über die Engel ſeiner Väter. Er nannte ſie Kräfte oder Gleichniſſe der Kräfte und ſagte von ihnen, daß ſie kein Auge haben, um Gott zu ſchauen. Ibn Gemirol ſtand auf, wenn die Handwerker ſchlafen gingen. Er zündete zwei Kerzen an und ſaß über den Schriften. Er wurde nicht erleuchtet. Gott ſchlug Ibn Gemirol, der die Geheimniſſe der Väter leugnete. Sein Sohn verlangte das Halsband aus Perlen, welches die Mutter niemals von ſich legte. Er ſagte zu dem Weibe: Als ich zum erſtenmal hier weilte, warſt du mein Weib. Meine Tafel iſt nicht voll geſchrieben. Ich bin gekommen, ihre Inſchrift zu ergänzen'. Der Sohn Ibn Gemirols griff nach dem Schmuck. Die Perlen waren dreifach gereiht und der Sohn zerriß die erſte Schnur. Ein zweites Mal griff er nach dem Schmuck und ein drittes Mal. Alle Perlen lagen in dem Schmutze des Bodens und das Weib Ibn Gemirols ſtarb. Der Rabbi erſchlug ſeinen Sohn mit dem Steine. Da traten die Aelteſten auf ihn zu. ‚Ibn Gemirol, der Engel des Herrn hat dich gezüchtigt. Glaubſt du

ihn?' Ibn Gemirol ſchüttelte das Haupt. Die Aelteſten erſchlugen ihn mit eben dem Steine, mit dem er ſeinen Sohn erſchlagen."

Der Geſelle lehnte ſich zurück. Er überlegte, welches Geheimnis dieſe Erzählung ſymboliſch verbarg. Er war überzeugt, daß alle Perſonen und Namen nur Masken waren für Weſenheiten, die dem gewöhnlichen Auge unerkannt zu bleiben hätten, die aber jener begreifen müſſe, welcher frei werden wolle.

Jeſſe kam zu dem Geſellen. Er ſetzte ſich auf das harte Sofa, das außer dem Lichte der Lampe lag.

„Biſt du klug geworden?"

„Ich begehre das nicht."

„Warum ſitzeſt du dann über dieſen dicken Bänden?"

Der Geſelle hatte ſich der Lampe zugekehrt. Nach einer Weile ſagte er: „Ruhig zu werden."

Beide ſchwiegen. Jeſſe blickte in die Streifen, in denen der Rauch der Zigarren im Zimmer hing. Dann fragte er: „Warum ſollen wir ruhig werden?"

„Willſt du denn ewig auf dieſer Erde wandeln?"

„Glaubſt du wirklich, daß wir mit einem Tode nicht ſtürben?"

„Ich kann nicht zweifeln." Er reichte Jeſſe ein Buch. „Das iſt von einem, der mit zweiundzwanzig Jahren ſterben mußte — mußte, weil er aus den früheren Leben alle Buchſtaben und Zeichen ſchon eingedrückt hatte. Er erſchoß ſich · er brauchte die Löſungen der Rätſel nicht mehr zu erfahren — er kannte ſie ſchon. Er hatte ſie ſchon erlebt."

Der andere blätterte in dem Buche. Endlich ſchüttelte er den Kopf.

„Immer die Bücher. Für alles haſt du ein Buch. Heute leben die Bücher; die Menſchen aber leben nicht. Freund, du glaubſt nicht, wie mich das wehmütig macht. Wenigſtens

heute. Andern mag das zum Problem werden -- ich bin ein Schwächling."

Jeſſe ſtellte das Buch in den Kaſten. Er lehnte ſich an den kalten Kachelofen und ſtarrte zu den Bildern, die über der Lampe hingen. Nach einer Pauſe begann er wieder.

„Du ſagteſt, du könnteſt nicht daran zweifeln, daß wir immer wieder geboren würden, bis wir geläutert wären. Ich bin mit dem Glauben zu Ende. Ich kann nicht mehr glauben. Nicht wir beſtehn. Was bleibt, iſt das große, das ſtarke, das dicke Meer. Es ſchwingt nur durch uns in Wellen. Das Meer iſt die Kunſt und die Leidenſchaft; die bleiben. Die Wellen ſind wir; wir löſen uns auf. Warum ich gerade ein ſolches Bild beſchreibe — das weiß ich nicht. Ich habe das Meer niemals geſehn; doch zu manchen Zeiten denke ich an nichts ſo häufig wie an das Meer. Mir hat einmal einer, der viel reiſt, von dem ſüdlichen Frankreich erzählt. Von jenem, welches gegen den Ozean zu liegt. Das Bild verläßt mich nicht. Der Wanderer dort iſt nur von Steinen umgeben. Aber in der Luft hört er einen Rauſchen, als flögen Geier. Unabläſſig, nach Beute gierig und der Beute ſicher. Der Vogel indes, der ſo ſpricht, iſt der Ozean, welcher in der Ferne gegen die Küſte ſchlägt und weit ins Land hinein gehört wird. Zehntauſende von Jahren, Ewigkeiten her ſind die Waſſer und heulen. Sie ſind ſcharf. Sie ſtellen ſich vor den Felſen auf, ſie heben die Arme hoch hinauf und werfen ihre Axt auf den Stein. Immer wieder und in immer wieder neuen Wellen. Der Stein ſtirbt; die Welle ſtirbt — alles wird enden. Nur eines bleibt: das Waſſer. Es iſt formlos. Es iſt das Meer."

„Und wer bildet die Wellen?"

„Der Wind; das Rätſel, das keiner begriffen hat. Er wälzt die Wellen. Vorwärts und rückwärts, rechts und links.

Wirbel — zeitlich, denn ſie haben Anfang und Ende — das ſind wir.“

„Woher aber haben wir das Wort von der Ewigkeit?“

„Von den Winden. Die Menſchen haben ſie niemals geſehen.“

Grashupf ſtand auf. Wieder holte er ein Buch aus dem Schrank. Er las:

„Ein indiſcher König grübelte nach der Ewigkeit. Er forderte Befriedigung von ſeinen Weiſen. —

„Da der König unabläſſig war, befahl ihm der Weiſe, den Kopf in das gefüllte Waſſerbecken zu tauchen.

„Der König gehorchte. Er ſtieß dabei die kriſtallene Flaſche um, die neben dem Becken ſtand. Das Waſſer ſchoß zuerſt aus ihr hervor und dann gurgelte es immer langſamer und regelmäßiger.

„Auf einmal drang der Ruf des Feindes an das Ohr des Königs. Seine Zweifel und Begierden fielen von ihm. Er ſammelte den Heerbann. In dieſem ritt an ſeiner Seite Omar; jener ſeiner Söhne, den er am heftigſten liebte. Er ritt auf einem rötlichen Schimmel und ſeine gelben Locken umzauſten rote Schleier.

„Das Geſpenſt der Schlachten liebte Omar. Es küßte ſeine Stirne; ſein Blick brach und er verließ das Gefolge ſeines Vaters und ritt fortan in jenem des Würgers.

„Der König aber gedachte der Jahre, in denen er Omar geliebt.

„Es fielen auch die übrigen Söhne des Königs; nur er blieb am Leben.

„Sein Sinn wurde hart. Er mußte die Jahre mit Blut kitten, denn der Gegner trieb immer neue Scharen ins Feld.

„Endlich zwang der König den Sieg.

„Sein Haar war weiß geworden.

„Aber als er ſich zur Ruhe ſetzen wollte, waren kluge Fremdlinge von verbleichter Farbe und freundlicher Zunge

ins Reich gekommen, welche die Zwietracht ſäten. Der Alte wurde vom Thron geſtoßen und in die Wildnis mit ſeinen Gefährten getrieben.

„Dieſe jedoch waren müde Wanderer. Sie ſtolperten über die Wurzeln in den Wäldern; der Tau des Morgens fraß in ihre Knochen. Sie ſanken hin und ihr Herr mußte ihnen allen die Erde ins Grab werfen.

„Er blieb und bedachte den Wechſel.

„Das Silber ſeines Bartes miſchte ſich mit dem Grau des Staubes. Er kauerte als Bettler vor der Höhle. In ſeinen Haaren hatte der blaugefiederte Vogel, der die Jahrhunderte kündet, ſein Neſt gebaut und es wieder verlaſſen.

„Eines Tages ſann der Greis, während die Sonne ihren Leib in den Wellen des Fluſſes kühlte, der vor der Höhle war. Der Alte maß das Blut der Schlachten, die er gekämpft. Er gedachte ſeiner Söhne. Sie ſahen auf ihn und unter dem Druck ihres Blickes rannen die Bilder in einen Punkt zuſammen, der ſich rundete und wölbte und den Schädel des Einſamen zu ſprengen drohte. Die Laſt wich und die Kugel erwarb die Durchſichtigkeit und den Glanz eines Kriſtalls. Im Greis huſchte wie ein abgeriſſenes Lächeln die Erinnerung an die Flaſche auf, die er umgeworfen hatte, als ihm das Glück zu müßigen Wünſchen Raum gelaſſen. Er hörte wieder die Tropfen fallen. Einen nach dem andern. Langſam — tuck — tuck. In ihrem Takte reihte er die Perlen der Schnur, die ſeine verrunzelten Hände hielten. Indes die Dingerchen klopften und klopften. Ihre Muſik war eintönig wie der Schmerz über Unveränderliches. Der Greis ſchlief ein; das gleichmäßige Geräuſch führte ihn in die letzte Stille. — —

„Da erwachte der König. Er hörte im Hofe Omars Horn, des Goldhaarigen. Er ſah um ſich und er ſah das Waſſerbecken und er ſah die Flaſche aus Kriſtall, aus der eben der letzte Tropfen ſprang.

„Der Weiſe aber hatte ſeinen Hof verlaſſen.“

Als der Geſelle das Buch wieder in den Schrank ſtellte, meinte Jeſſe: „Dieſe Fabel kann ſo gedeutet werden, daß nichts wird, ſondern alles gleichzeitig iſt. Daß die Bezeichnungen Vergangenheit und Zukunft nur Ausfluß unſerer Bequemlichkeit ſind.“

„Und wann wollteſt du alsdann deine Tat ſetzen, die du ſtets begehrſt?“

„Ich habe die Fabel ja nicht geleſen. Uebrigens ſpricht ſie von der Ewigkeit nicht.“

„Doch. Nur wird der König der Ewigkeit nicht während ſeines Erlebniſſes inne, ſondern danach.“

*

Kurt Hemſe hatte einen Händler gefunden, der ihm für die Ausſtellung ſeiner Arbeiten ein Zimmer überließ.

Jeſſe konnte ſich nur ſchwer zum Beſuch der Ausſtellung entſchließen. Sein Zögern war ihm peinlich, aber er begriff es wohl. Zwiſchen ihn und Kurt war die Scham getreten. Sie hatten ſich immer ſeltener geſehen. Jeſſe erfuhr von ihm nur durch den Geſellen, den er mit ihm bekannt gemacht hatte.

Mühſam ſuchte er ſich in der Erinnerung Kurt gegenüber zurechtzufinden. Er konnte ſich nicht klar werden, wieviel von ſeiner Neigung und Teilnahme aus bloßer revolutionärer Freude am Neuen geboren geweſen.

Grashupf brachte Jeſſe Kritiken über die Ausſtellung. In der einen Zeitung waren die Bilder Dokumente eines brutalen Pfuſchertums, in der anderen Spielereien eines enfant terrible genannt, das den Weg zur Anſtändigkeit verfehle.

Schließlich holte Grashupf ſeinen Gefährten zum Beſuch der Ausſtellung ab. In dieſer wich von Jeſſe die Weichheit und die Unentſchloſſenheit des Urteils mit einer Plötzlichkeit, daß er ſtaunte. Er erinnerte ſich, nur ein einziges

Mal so klar gesehen zu haben. Es war in einer Nacht, die er bis in ihre Mitte müde im Schreibsessel, zwischen wachem Schlaf und verschlummertem Wachen, verbracht hatte. Da störte ihn der Sprung einer Saite im Klavier auf. Und nun sah er jede Einzelheit im Zimmer und jede Einzelheit stand still mit der Absicht der Bewegungslosigkeit und lebte darum.

Auf einmal bemerkte Grashupf, daß sein Freund heftig zitterte. Dieser lehnte sich gegen einen Sessel und schloß die Augen.

„Was hast du?"

Jesse hatte sich schon erholt.

„Nichts. Eine Dummheit. Ich muß einen verdorbenen Magen haben und an Kongestionen leiden." Er setzte sich und fuhr nach einer Pause fort. „Kannst du dir einen Boden vorstellen, der kein Ende hat? Vor dir nicht, hinter dir nicht — nirgends ist ein Horizont. Und auf ihm stehst du allein. Und in dem Zwielicht siehst du einen schwarzen Klumpen auf deiner Hand. Groß wie eine kleine Pflaume. Und da du näher hinschaust, ist's ein menschliches Auge. Schwarz, grundlos, uferlos. Du siehst hinein und du siehst kein Ende. Und dann blickst du daneben und erkennst wieder den kleinen, feuchten Klumpen, der dir die Hand kalt macht. Dieses Bild habe ich mir vorhin eingebildet. Nein, ich hab's klar und deutlich gesehen."

Grashupf antwortete nicht und Jesse fing von neuem an.

„Ich weiß nicht, ob du mich verstehst? Es ist leicht von abgeschnittenen Köpfen und Händen und Gliedern zu reden, aber blick sie einmal an. Der abgetrennte Teil des Menschen ist selbst ein Mensch — mit Frage und Antwort. Er frägt, wozu du nach ihm blickst, denn er kann nicht sterben, solange du ihn erkennst, und er antwortet dir, daß alle seine Erkenntnis umsonst ist, weil du nur lebst durch ihn, den Teil." —

Die beiden begegneten in den Zimmern einem Dichter, welchen sie kannten.

Sie besahen zusammen Illustrationen, welche Kurt Hemse für das Werk eines dänischen Schriftstellers geschaffen hatte. Unter allen fiel eine Zeichnung hervor, in der ein roter Mann mit ungeheuerlich plumpem wuchtigen Rumpf und Arm und Kopf sich gegen einen auf die Hintertatzen erhobenen Jaguar verteidigte.

Der Dichter sagte: „Es ist bewundernswert, wie Hemse die Sehwerte dort verdichtet, ungeklügelt verdichtet, wohin er die Augen des Betrachters führen will. Das ganze Bild ist *ein* Niederhauen auf die Katze."

„Schauen Sie nur, wie sich im Hintergrunde ein grüner Baum an den andern reiht. Keiner zieht das Interesse besonders auf sich; aber keiner dürfte gestrichen werden. Jeder ist ein Teil des Raumes. Alles ist Raum, nur Raum."

„Allerdings, das ist auch seine Schwäche als Illustrator. Er hat die Kraft, aber er hat nicht die Stimmung. Der Illustrator *muß* sich anpassen; er darf die Dichtung nicht kurz und klein schlagen."

Grashupf erwiderte dem Dichter.

„Die Richtigkeit Ihres Urteils hängt davon ab, ob der Schriftsteller *oder* der Künstler gewertet wird. Streiten wir nicht darüber. Mir ist es gleichgültig, wie sich Hemse zu einem Zweiten stellt. Er deutet jede Erscheinung als Organismus, als selbständige Lebendigkeit, und jeden Organismus als Teil der Einheit. Das genügt mir."

„Glauben Sie, daß er sich dieser Dinge bewußt ist?"

„Er darf es nicht sein. Sie sagten selbst, er klügle nicht. Wie kann ein Wissender stets frisch schöpfen?"

Als der Geselle so gesprochen hatte, heftete Jesse lange den Blick auf ihn. Dann fragte er ihn ziemlich langsam und leise — „wie meinst du das?"

„Die Erkenntnis des Selbst ist immer nachträglich. Der

Künſtler, der ſich die Gründe aufgedeckt hat, woraus ſein Werk gefloſſen, bleibt unfruchtbar, ſolange er in den gleichen Gründen weilt."

Der Dichter pfiff leiſe vor ſich hin. Dann wandte er ſich zu Grashupf.

„Und wenn Sie oder ich oder irgend einer Hemſe das auseinanderſetzen, was Sie den Grund ſeines Schaffens heißen — was dann?"

„Dann wird er entweder auf uns hören und in der Zukunft ſchweigen oder er wird gegen uns taub ſein und weiter reden."

„So liegt vor dem Künſtler ſtets der Zufall."

„Nein, die Idee."

„Was aber iſt die?"

„Im allgemeinen, der Ring aus Meſſing, den die Philoſophen durch die Naſen ihrer Mitmenſchen ziehen wollen, — im beſonderen Falle: die Blindekuhſpielbinde." Das hatte Jeſſe geſprochen. Worauf ſie ſchweigend weitergingen.

Im zweiten Zimmer ſtand eine Gipsplaſtik. Sie hatte die Lippen aufs äußerſte nach oben und unten gebogen. Der Haut fehlte jede Glätte; ſie war voll roter, gelber und brauner Adern, Runzeln und Tüpfelchen, die gegeneinander kreiſchten. Der Dichter blieb davor ſtehen.

„Kribbelt es einem ſchon vor den Bildern in den Fingerſpitzen, ſo iſt die da ganz auf die Erregung des Taſtſinnes gemacht."

Nach einer Weile fuhr er fort. „Es gehört Mut dazu, eine ſolche Stimmung den andern zu zeigen."

Jeſſe erzählte von der Entſtehung der Büſte.

„Sie hat lange ſein Hirn geſtockt, wenn ſie auch raſch materialiſiert wurde. Sie iſt der Niederſchlag japaniſcher Eindrücke. Hemſe ſieht hinter dem Hauch der japaniſchen Landſchaft immer nur einen grauſigen Leib. Schon vor Jahren hat er mit zwei kleinen japaniſchen Tonfigürchen

gespielt, die er irgendwo billig erstanden. Und er tut's heute noch. Die eine Figur hat keinen Kopf. Ihm macht das nichts. Stundenlang setzt er die Puppen zurecht und rückt an den wackligen Händen herum. Doch immer wieder schaut er auf ihre Farben. Ich kann nicht beschreiben, wie wild die sind. Rot wie verschmiertes Blut, grün wie die gestrichenen Jalousien, gelb wie Zitronen. Indes" — Jesse deutete auf die Plastik — „er hat sie zu früh aus sich gepreßt. Die Japaner haben überall die Komik, wenn auch eine kalte Komik; er hat nur das einsame Entsetzen."

Alle drei hingen Gedanken nach. Endlich sagte der Dichter — „ich begreife nicht, wie er den Fujiduft verwerfen konnte." Er zitierte ein ganz kleines japanisches Gedicht von einem Schmetterling, dessen Flügel wie weißes Porzellan mit blauen Rändern waren und der auf einer gelben Blume saß.

Jesse bemerkte ihm darauf: „Ich begreife das wohl. Der Künstler hat eine Seite, der Dilettant hat viele Seiten."

Der Dichter und Grashupf verabschiedeten sich von Jesse.

Dieser ging zu einem Porträt, von dem er wußte, daß es Kurt als Zielarbeit betrachtete. Der Kopf war voll Farbe; unter ihm war eine ungeschlachte Hand verwischt gemalt. Um den Kopf schwamm ein Lichtkreis, der nicht von der Sonne oder irgend einer Beleuchtung herrühren konnte, sondern eher der Hülle eines Sternes glich. Die Augen waren übergroß und ihr Blau war ebenso übertrieben wie das Rot der etwas beiseite geschobenen Lippen.

Jesse erinnerte sich der Oktaven von Witzen, die gerade dieses Bildnis ausgelöst hatte. Er verstand das nicht. Ihm schien der Pappendeckel mit Rührung bemalt worden zu sein und er konnte ihn nur mit Rührung betrachten. Das Bild war ein einziger Schrei. Jesse aber wußte nicht, ob in ihm der Maler oder ob das Modell nach Erlösung zitterte.

*

Kurt Hemſe ſtand am Fenſter ſeiner Kammer. Die war in fünften Stock, unmittelbar unter dem Dache gelegen, und man konnte vom Fenſter weit über die andern Häuſer blicken. Hemſe ſchaute zu, wie das Mondlicht den Rand der Feuermauer, welche den Hof unter ihm begrenzte, grau bepulverte und wie das Mondlicht weiter hinaus, über der Stadt, unterlag gegen den rötlichen Schein der Gaslaternen und gegen die heftigen hellen Flecke der Bogenlampen. Lang ſah er hinaus. Die Strahlen erreichten ſchon das kleine Fenſter in der Feuermauer, auf deſſen Brett ein Blumentopf ſtand. Er hatte jetzt Blätter wie aus grauem Blech geſchnitten.

Hemſe wandte ſich gegen das Zimmer. Er zündete die Kerze an und leuchtete die Wände entlang. An ihnen hingen Skizzen und ausgeführte Bilder. Hemſes Blick glitt gleichgültig darüber hin; er fühlte ſich nicht als ihr Schöpfer. Er ſtellte die Kerze auf die Staffelei und ſetzte ſich auf den Stuhl, der dem Fenſter gegenüber am andern Ende des langen Zimmers ſtand. Das Licht warf von der Staffelei einen Schatten, welcher breit und verzerrt über die weiße ſchiefe Wand hinlief, die zugleich die Decke der Kammer war. —

Am ſelben Abend ſaß Grashupf an ſeinem Schreibtiſch. Er hatte die Lampe ſo gerückt, daß der Mantel auf dem Bilde von Knopfh ſich wie eine Geſpenſterhand aus der Dämmerung herausſtreckte. Vor ihm lag ein dickes Buch, in Leder gebunden. Eine Ausgabe parazelſiſcher Schriften aus dem erſten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Der Geſelle hatte den Band aufgeſchlagen und ſtrich mit der flachen Hand über die Seiten. —

Hemſe war aufgeſprungen. Er ging mit langen Schritten in dem Gang auf und nieder, den ſeine Kammer bildete. Die ſchiefe Fläche ſtörte ihn wie kaum je zuvor. Seine Knochen ſtießen ſich wund an ihr. Er ſchaute gequält

in die spitzen Winkel, die sie mit dem Boden und der andern Wand einschloß. Nach einer Weile hielt er in seiner Wanderung inne, ergriff die Kerze und trat vor den Spiegel. Seine Stirnhaare waren verwirrt, er schob sie zurück. Und während er immer wieder seine Fingernägel durch sie zog, überlegte er den Zweck seiner gewonnenen Freiheit. Er dachte für einen Augenblick an sein Weib; ob sie noch soupiere oder ob sie schon im Bette liege. Seine Hand preßte den tönernen Leuchter so, daß dieser zerbrach. Das Geräusch weckte Hemse auf. Er machte ein paar hastige Schritte zur Staffelei und tropfte auf ihr die Kerze fest. Dann ging er neuerlich in der Kammer auf und ab.

Der Geselle las. Wenn ihm eine Stelle besonders gefiel oder nachdenkenswert erschien, legte er seine Zigarre sorgfältig auf den Aschenbecher, der wie eine Vase aussah und in dem Wasser war, und las die Sätze noch einmal mit lauter Stimme durch.

Er las: „Durch den Glauben mit der Imagination vermag der Mensch das Unglaubliche, und ist das Gebot mit dem Glauben verbunden, so hat der magische Geist in uns einen überirdischen Wirkungskreis." —

Wenn Hemse am Ende des Zimmers angelangt war, zischte in ihm stets von neuem die Begier auf, zur Seite zu schreiten. Es schrie in ihm nach Raum. Und manchmal geschah es, daß seine Hände sich gegen die schiefe Wand preßten und seine Finger gegen deren Verputz krallten, als könnten sie das Dach vor sich hin schieben. Weit hinaus. So weit, als er wollte. —

Grashupf las: „Dein Geist kann ohne des Leibes Hilfe, inbrünstiges Wollen allein und ohne ein Schwert einen anderen stechen oder verwunden. Also auch den Geist deines Widersachers in ein Bild bringen und ihn dann krümmen. Lange, nach deinem Gefallen." —

Hemse arbeitete am Fenster herum. Er hatte aus seiner

gelben Kravatte eine Schlinge gebunden. Mit beiden Händen zog er sich an ihr hinauf und untersuchte, ob das Gewebe fest genug sei und ob das Fensterkreuz nicht breche. —

Grashupf las: „Es ist ein großes Ding um des Menschen Gemüt, daß es niemandem möglich ist, es auszusprechen."

Hemse hatte den Kopf durch die Schlinge gesteckt. Er sah auf die Kerze und dachte nach, ob sie, niedergebrannt, die Staffelei und die Kammer und das Haus in Brand stecken könnte. Dann lachte er und stieß den Sessel unter seinen Füßen weg. —

Grashupf las: „Die Imagination wird bekräftigt und vollendet durch den Glauben, daß es wahrhaftig geschehe. Der Zweifel bricht das Werk." —

Er hatte die Zigarre ausgeraucht und trat ans Fenster. Es war offen und die Luft griff herein und legte sich um seinen Hals weich wie die Arme der Frauen sein mußten, von denen er in den keltischen Sagen gelesen. Die Mauern der Häuser atmeten das Licht des Mondes voll ein und ruhig aus. Der Schlag einer Uhr weckte Grashupf auf. Er horchte. Es war eine Dreiviertelstunde. Als er sich wieder gegen den Tisch kehrte, bemerkte er, daß das Oel der Lampe zur Neige ging. Sie zog immer engere Kreise. Das grüne Tuch des Tisches sah blauschwarz aus und die weiße Einfassung des Bildes über dem Tische glich einem schwebenden Nimbus. —

Nach dieser Nacht legte sich ein Morgen über die Stadt, der rein wie selten einer war. Er hatte den Duft der Narzisse, die im Frühling blüht.

Theodor Däubler / Sang an Parma

Das weite Land beſinnt ſich heißer Hügel!
Die Höhen drücken Herbſtgewitter an die Bruſt;
Auf einmal hat der Braus davongemußt:
Die Blitze leuchten mit wie nachgeziſchte Zügel.
Wie weich ſind der Gebirge fürchterliche Hüllen:
Befreite Weiblichkeit iſt über alles Land verhängt!
Die höchſte Silberlöwin fängt ſchon an zu brüllen,
Mit Funkeln wird der Tag über den Strom gedrängt!
Die Stadt verblaut: die Berge fliegen lichterloh,
Die größte Wolkenſchnecke bringt den wahren Sturm heran,
Doch kriecht er nicht hervor, obſchon er oft zu drohn begann,
Er fordert bloß mit Donner Ueberfuhr am Po.
Die Orte merken kaum die Götterfahrt zu ihren Häupten:
Seitdem die Taube kam, verſteht man keine andern Tiere!
Ob einſt die weißen Flügelſchläge Geiſter tief betäubten?
Denn jeden Bauern bangt, daß er das Neue Reich verliere!
Gebirge wurden oft lebendig: Und von einem Volk erſtiegen!
Da ſah man auch Geſpenſter um die alte Urerkenntnis fliegen:
Der Krieg begann! Das Wiſſen hat ſo manches Dorf
verſchlungen,
Auf einmal aber ſind die Glocken wundervoll erklungen.
Es hat die Landſchaft über ſich das Wettern nicht ertragen,
Die Klarheit kam von unten, als der Felder Frohſinn reifte,
Das blaue Weingeheimnis lächelnd ſeine Beeren ſtreifte:
So ward ein böſer Einbruch durch den Wunſch auf Ruhe
abgeſchlagen.
Die vollen Aehren wollen reichbetreſſt die Sonne loben,
Der ſchwere Ernſt die Welt zu nähren hat ſie voll erhoben:
Die ganze Gegend ſchweigt, bevor der Abend ſich entſchleiert
Und kühl auf alten Schlachtfeldern den weiten Frieden feiert.
In ſeidenen Gewändern wird ein Sieg herniederſteigen
Und rings dem Flachland ſeine epiſche Vollendung zeigen:

Ihr Stürme weicht zurück: Schon iſt die Erde auferſtanden!
Propheten werden fort und fort, doch ſchon zu ſpät geboren:
Ihr Geiſter alter Nacht, verſucht nicht hier zu landen,
Nun ſind die Berge tot, Ihr ſprecht zu keinen Felſenohren!
Die Rebenhügel haben ſich mit weichem Dunſt gekrönt,
Hat doch das Wunder ſich ſchon früh mit der Geſtalt verſöhnt.

* * *

Ein edles Haus hat eine große Stadt geſchaffen!
Wie laut das Schloß von Volksgetümmel widerhallt!
Die ſieben Höfe, deren Bogentore klaffen,
Sind die Theater Roms in eckiger Geſtalt.
So richtet Parmas Burg nach unten ihre Waffen,
Solang ein Erzgeſchlecht durch hohe Säle wallt.
Farneſe, herrliche Familie über Veſten,
Dein ſtarker Schutz gewann und ſteigerte die Veſten.

Im Prunkgeſchoße ſteht ein prächtiges Theater,
Aus edlem Holz gefügt, mit Stoffen überſpannt:
Da thront der Fürſt und neben ihm die Kronberater,
Der hohe Adel ſchmückt die rundgebaute Wand.
Die Decke ſchwingt empor: Ihr Klang iſt delikater!
Den Seidenvorhang zierte zart Correggios Hand.
Der Dichter ſoll zuerſt der Gäſte Mut entfachen,
Dann bringt ein derber Narrenſcherz das Haus zum Lachen.

Der Fluß und Wälle ſchützen weit den Fürſtengarten:
Der Herr iſt fort, vielleicht zu kühner Ruhmestat.
Vergnügte Faune ſcheinen Pärchen zu erwarten,
Die Plauderſtunde um die Plätſcherbrunnen naht.
Die Statuen fangen an, ſich goldgrün zu bebarten,
Und alte Bäume raunen ihren weiſen Rat.
Doch plötzlich hörſt du Seide auf dem Mooſe knittern,
Im Beete unter Schmetterlingen Küſſe zittern.

Am Markte prangen Bauten mit gewölbten Lauben,
Gemüse, Veilchen findet man das ganze Jahr.
Die Bauern bringen schon des Herbstes blaue Trauben,
Und Frauen bieten zuckersüße Feigen dar.
Auf Ziegeltürmen nisten dunkelbunte Tauben,
Und aus der Menge glänzt ein schlichter Bildaltar.
Die Ebene hat einen festen Brauch geboren,
Gewohnheiten erscheinen unter Parmas Toren.

Die Taufkapelle ist nach außen abgeschlossen!
Sie ragt als größte Wirklichkeit in unsre Welt.
Das alte Wissen ist in diesen Bau geflossen:
Er wurde auf das einzige Gesetz gestellt.
Aus Zufall hat sich Licht in diesen Raum ergossen,
In seiner wahren Freiheit wird er nie erhellt:
Die Träume und die Zwecke mögen draußen lauern,
Das klare Denkmal wird die Menschen überdauern.

Johanniskirche, Deine Kuppelwunder trage
Mit unsrer Sonne in ein andres Sternenbild,
Denn Dein Apostel sah die Nacht für Neue Tage,
Geburtenkündend, übermännlich, dennoch mild!
Da ward er selber eine unerhörte Frage,
Zur ewgen Wanderung durchs eigne Ich gewillt —
Der Herr, der sich auf fremden Bahnen offenbarte,
War auch in Ihm: Ein guter Gott im alten Barte.

Der Dom ist goldiggut wie eine reife Ernte,
Das Schiff in Tropfsteinfarben vornehm ausgebaut.
Die Kuppel blaut, als ob ihr Dasein sich entfernte,
Schon ist ihr Wesen mit den Himmeln zart vertraut.
Uns wird, als ob das Weib erhoben frei ersternte:
Ein schweres Jahr entschwebt, vollendet überblaut.
Die Sonne warf ihr Seidenlicht auf weite Hügel,
Der Mensch wob unbewußt im Schweiß der Erde Flügel.

Auf hellen Maulbeerfluren weben ſtille Weſen
Der reichen Erntepracht ihr Himmelfahrtgewand.
Zum Sinnbild hat die Sonne Seide ſich erleſen:
Der Morgen ſpinnt ſie lieblich durchs erwachte Land.
Die Keuſchheit und ihr Seidenkleid ſind ſchon geweſen,
Bevor ein Weiſer ihre Wirklichkeit erfand.
Nun ſtrömt ſie nieder als ein voller Ernteſegen,
Wo Hände ſich zur himmliſchen Vollendung regen.

* * *

Dir, Parma, Dank für Deine warmen Anmuttage!
Auf alle Höhen haſt Du Schleier ſanft geſetzt
Und doch die Eigenſchaft von keinem Strauch verletzt:
Hält über Dir die Schönheit ihre ernſte Wage?
Correggios Traum iſt Stadt und Land, iſt Gott geworden:
Berührt ihn nicht! Ihr würdet irdiſche Vollendung morden.
Den Abenden entnahm er ſeine roten Seiden
Und gab dem Herrn am Mittag überwundne Leiden.
Der Morgen überließ ihm zarte Silberſträhne,
Den Glanz mit dem er ſanft den hohen Mond umblaut;
Der Künſtler ſah den letzten Stern als eine Träne
Und hat die Himmelskönigin damit betaut.
Des Herbſtes überweltlich klare Bergestage
Erſcheinen von Correggios Sommern frei umſtaunt.
Die Machtgeſtalten überwinden ihre Sage
Und werden ſchon von neuen Fügungen umraunt.
Der winterlichen Mondſcheinnächte Perlenkette
Durchflimmert der Patrizierinnen Lockentracht,
Der großen Sonnenuntergänge Purpurpracht
Verbauſcht den Freudenrauſch in einem Fürſtenbette.
Die Farben überraſchen kühn die Flucht vom Traume,
Den Einfall ſchmiegen ſie um ſeinen Wunſch zu leben:
Auf einmal darf er ſeiner Einfalt ſich ergeben:
Er wird! Nun jubelt alle Kindlichkeit im Raume.

Lebensform und Dichtungsform / von Otto Stoeſſl

Die Dichtung, worin ſich das äußere und innere Leben der Menſchen als in einer geiſtigen Zuſammenfaſſung wiederfindet, entſpricht in ihren Grundformen dem Aufbau des Daſeins ſelbſt. Sie iſt gleichſam ein Reflex der menſchlichen Gebilde, durch deren bedeutende Erſcheinung hervorgerufen, von einem erregbaren Geiſte aus einem unwillkürlichen Empfängnisvorgang zu einem bewußten Schöpfungsakt umgewertet. Sie gibt immer eine individuelle Antwort auf ringsum wirkende Anreize. Die Welt als gemeinſame Erſcheinung geht durch ein perſönliches, einziges Weſen — den Dichter— ſinnlich, doch vergeiſtigt hindurch und wird als Antwort ſich ſelbſt erneut und geordnet zurückerſtattet. Wie aber das Auge nur einen begrenzten Teil der Außenwelt als Bild erfaßt, ſo empfängt auch der ſchöpferiſche Geiſt immer nur von einem begrenzten Teil der unermeßlichen äußeren Welt ihren, ſeinen beſtimmenden Geſamteindruck. Der Einzelwille ſchaltet das Ungemäße ſchon bei der Aufnahme aus, zieht das Anſprechende heran. Die ſchließliche Antwort: das dichteriſche Werk, enthält alle nach perſönlicher Notwendigkeit und Willkür geordneten Eindrücke in einer perſönlichen Ausſage, deren Form ſelbſt wieder den objektiven Inhalt ſubjektiv herausſtellt. So wird der Stoff erſt bei der unmittelbaren Aufnahme, dann bei der Wiedergabe, gleichſam zweifach geläutert.

Die Notwendigkeit der Aufnahme wird durch die notwendige Begrenzung des Aufnehmenden, das Schickſal der Ausſage durch deren geheimnisvolle Willkür begründet. Dieſe zwiefachen Bindungen bedeuten ebenſoviele Freiheiten, wie denn der wahrhafte Geiſt jede Notwendigkeit zur Freiheit ſteigert. Das Erhabene der ineinanderwirkenden Bedingtheiten liegt darin, daß durch ſolche Ausſchaltung und

Einschränkung das endgültige Bild nicht verkleinert, sondern erweitert wird. In der engsten Form und dem scheinbar geringsten Gegenstande bleibt doch immer das Ganze der Welt beschlossen, erkannt, erneut. Ja dieses Ganze besteht ohne schöpferische Wiedergabe überhaupt nur als unfaßbares Chaos und wird erst durch die eingrenzende Formung zum Ganzen, ein Nebelschleier verdichtet sich — der Name des „Dichters" bezeichnet sein Tun — zum Sterne, schwebende Schatten werden Gestalten, die vorüberbegleitende Menge wird zur Menschheit, Ereignisse werden Schicksale, Begebenheiten und Gefühle entwachsen Gesetzen. Dichtung gibt Einheit aus Fülle.

Man erkennt, daß in gewissem Sinne stets Form auf Form antwortet, und daß dem Gegebenen immer der verwandte Geist bereit ist, den es erfüllt, und der es, eine wunderbare Kelter, empfängt und zurückgibt.

Den drei Urformen der Poesie: Lyrik, Drama, Epos entsprechen drei wesentliche menschliche Zustände und Eindrucksgebiete. Das Ich, der Einzelne in seiner Sonderung, Standfestigkeit und kosmischen Selbstsicherheit, die Familie als erste Verbindung sowohl gegensätzlicher als verwandter Elemente zu einer Frucht, die, platzend, neue Samen zu neuen Gesellungen ausschüttet, schließlich die Gemeinde, der Stamm, die Nation, der Staat, oder wie immer man die höhere Zusammenfassung von Menschengruppen zu schicksalhaften Gebilden abgrenzen will. Diesen drei Urprinzipien der erdbewohnenden Menschheit gibt der zugehörige schaffende Geist als Antwort ihr Bild und Gleichnis zurück.

In der Dichtung wird aus der Lebensform die poetische ausgereift, und jede enthält auf ihre Weise, in ihrer Sprache und mit ihren Darstellungsmitteln das Ganze der Welt, so wie diese im einzelnen Menschen, in der Familie und im Staate durchaus enthalten ist.

Zuerst und zuletzt steht immer der Einzelne, der schick-

ſalhafte Menſch, als gebundener Teil, als wirkende Einheit, beſtimmt und beſtimmend. Gefühl und Vernunft antworten aus ihm dem brauſenden Ungefähr ringsum. Das iſt das Lied: ein Echo der Stimmen, ein Widerſchein des Lichtes. Die Sprache wird das einzige Maß der Dinge, ſie behält die Inſtinktnatur einer unwillkürlich dem Eindrucke entgegengeſtreckten, wehrenden, flehenden oder preiſenden Gebärde. Aber die unentrinnbare Gemeinſchaft des menſchlichen Lebens gewinnt in dieſer Ausſage eine einzige Veredelung zur Beſonderheit. Die lyriſche Form wehrt alle Gemeinſchaft ab, indem ſie ihr unterliegt, ſie gibt ſich ihr ſo mächtig hin, daß das Gemeinſame gleichſam in der Umarmung erdrückt wird. Das lyriſche Gedicht als gewaltiges Lautwerden von menſchlichen Urgefühlen behält in dem ſtöhnenden Zwang ſeiner Faſſung, deren Rhythmus die Notwendigkeit des gehenden Pulſes hat, die erſte und letzte, tiefſte Vereinzelung des Menſchen. Seine äußerſte Einſamkeit redet ſozuſagen von den Grenzen der Welt her zu dem Meere von Einſamkeit ringsum. Es iſt die unbedingteſte, zügelloſeſte Freiheit im Zwang dieſer Ausſage, bis auf den Klang und Rhythmus wird alles Aeußere, Materielle durchaus verinnerlicht. Nur daß das Gedicht auf dem Weg über Drang und Leidenſchaft ſeinen Inhalt völlig vergeiſtigt, macht es zu einer Weisheit, deren Organ, um mich des Ausdruckes eines vornehmen Autors zu bedienen, im Herzen wohnt. Gelegentlich nähert ſich dieſe Weisheit bis auf Rufweite der Erkenntnis des Denkers ſelbſt. An jener Quelle der Unterwelt, wo die Schatten, vom Blute trinkend, Leben gewinnen, trifft das Gedicht mit der Philoſophie zuſammen, welche, vom Blute trinkend, wiederum der Poeſie ähnlich wird. Ueberhaupt enthält die Lyrik, wie ihr Lebensvorbild, das Individuum alle Schickſale der Menſchheit, alle Möglichkeiten und Schickſale der Dichtung als in einem Keime. Denn aus dem Gedichte,

aus dem Wortgesange des bewegten, einsamen Gemütes haben sich alle anderen Formen entwickelt, wie aus dem Einzelnen alle Gesellschaften.

Die zweite Organisationsform findet im Drama ihr Gleichnis. Dieses vereinigt wie die Familie, eigentümliche und notwendig verschwisterte Gegensätze. Sein Inhalt: die endgültige Austragung der einander bedingenden und darum einander mit der Stärke chemischer Wahlverwandtschaften suchenden, naturgegebenen Konflikte, wird mit der Unmittelbarkeit direkter Aussage und Gegenrede der verstrickten Charaktere herausgestellt. Dieses leibhaftige Gegenübertreten der Einzelnen, deren jeder sein Ich in Worten durchführt, die den feindlichen Individuen das ihrige entlocken und aus dem wirkenden Zwiegespräch Tat, Schicksal, neue Vereinzelung und neue Verbrüderung erzeugen, vergegenwärtigt den poetischen Ursprung aus der lyrischen Aeußerung des Individuums. So trägt ja die Familie auch ihre höchstpersönliche Entstehung aus gegensätzlichen und verwandten Einzelheiten an der Stirne geschrieben. Sie wird erschaffen, um in kämpfender Fruchtbarkeit neue Menschen hervorzubringen. Diese Vereinigung wird nur um der Loslösungen willen bewirkt. Das ist der vornehmliche Gegenstand des Dramas. Wenn man seine wesentlichen und in ewiger Wiederkehr abgewandelten, sozusagen exegetisch durchgebildeten Stoffe beobachtet, wird man unschwer ihren familienhaften Grundzug erkennen. Historische und politische Fragen spielen nur begleitend mit und treten in den engeren Kreis einer sippenhaften Gesellschaft, wie denn die Geschichte selbst menschliche Geschicke und Bewegungen in einem begrenzten Felde sinnfällig macht, als ob sie Taten und Erlebnisse einer einzigen schöpferischen Person oder kleiner Organisationen wären. Eigentümlich ist dem Drama wie der Familie auch vor allem die Restlosigkeit der Austragung aller Gegensätze. In dieser Organisationsform macht

die Natur sozusagen immer für die Zukunft reinen Tisch.

Nun ist aber auf der weiten Erde bei dem endlosen Krieg aller gegen alle nicht bloß die tragische Vernichtung, vielmehr ein schließlich duldsames und notwendiges Nebeneinander zu Hause. Ueber der Vereinigung, Ablösung und Erneuerung der Einzelnen in der Familie mit ihrer dramatischen Folgerichtigkeit steht die fruchtbare epische Läßlichkeit der Gesamtheit. Die Natur produziert in Fülle und überantwortet ihre Geschöpfe dem Ungefähr. Das Gerettete und Lebensfähige schließt sich zusammen ohne genaue Prüfung der Lebenswürdigkeit. So entstehen übergeordnete Verbände und Gemeinschaften, erst als Notdach, welches dem Menschen gegen den Menschen Schutz verleiht, dann als schöpferisch ausgestalteter Bau, der Zusammengehörigen eine gewisse Würde und sinnvolle Eintracht der Existenz gewährt. Was einer großen Zahl von Menschen an wesentlichen Instinkten, Anlagen, Kräften gemeinsam ist, überwindet ihr Widersprechendes, sie lernen einer höheren Ordnung dienen, um der eigenen Natur sicherer, schöner leben zu können. Ein geheimes Zusammengehörigkeitsgefühl siegt über die Vereinzelung. Das Bewußtsein der Menschheit erwacht im Menschen. Der Staat ist seine Schöpfung, das Epos sein dichterischer Ausdruck.

Hier spricht der Einzelne nicht mehr direkt, sondern das Ganze redet aus dem Einzelnen, auch wenn er von ihm redet. Mag der epische Stoff ein besonderes Schicksal, Entwicklung eines Helden, Ereignisse einer Familie oder eines begrenzten Personenkreises behandeln, das allgemeine Nebeneinander, die großartige Einwirkung der ganzen Umwelt auf die Zustände der beobachteten Menschen, eine politische Natur waltet immer vor. Was geschieht und berichtet wird, bleibt auf die zeitliche Form der bestimmenden Gesamtheit bezogen. Der dargestellte Inhalt erscheint als Gleichnis einer gegebenen, umfassenden Organisation. So

erzählt jede epische Dichtung Geschichte. Sie ist repräsentativ. Die zunehmende Annäherung der nationalen Kulturen infolge der technischen Vervollkommnung hat mit der Ausgleichung und demokratischen Herabminderung der politischen Besonderheiten diese Dichtung um ihre unmittelbare Wirkung gebracht. Sie steht ihren Menschen nicht mehr Aug' in Aug' gegenüber. Diesem Schaden der verlorenen Unmittelbarkeit der epischen Kunst steht ein Gewinn an Verinnerlichung und Erhöhung des schöpferischen Selbstgefühls gegenüber. Das Vorwiegen individueller Probleme, die Verinnerlichung der epischen Handlung, die Entdeckung eines vorherrschenden geistigen Lebens, welches an Stelle sinnlich leuchtender physischer Existenz getreten ist, bezeichnen die eigentümliche politische Natur des Epischen, sie widersprechen ihr nicht.

Unsere Zeit erlebt eine mähliche Umgestaltung des Staates. Die individuellen politischen Einzelgebilde, die vordem, familienhaft eng abgegrenzt, dramatisch sinnfällige Schicksale tragisch kurzlebig austrugen, weichen mehr und mehr ungeheuren Verbänden, deren äußere Vorgänge gewöhnlich und endlos, langweilig und mechanisch scheinen. Dabei tritt aber die willentliche Verinnerlichung des Einzelwesens und der Teilorganisationen in strenger Vergeistigung hervor. Die Geschichte wird zu einer wachsenden Gestaltung des inneren Lebens. Der Vergeistigung der Geschichte antwortet die Verinnerlichung der epischen Kunst. Was die Politik als Instinkt erlebt und zeigt, vergegenwärtigt das Wesen des Erzählers als schöpferische Macht. Geschichte machen und Geschichte schreiben, die höchste Lust und Gabe des menschlichen Geistes, bleibt Sache des seltenen Einzelnen, für den die ganze Welt Mittel und Gegenstand seines persönlichen Willens ist, unerschöpflich an Abenteuern und Aufgaben, ein immer erneutes Nichts und Chaos, aus dem immer wieder ein strahlendes Etwas

und Ganzes zu bilden iſt. So führt die Natur in verſchleierter Vereinfachung auf tauſend Umwegen alles Geſchaffene auf den Schöpfer, alle Gemeinſchaft auf den Einzelnen zurück, als ob ſie ihm allein dienen wollte, der herrſchen darf.

Dieſer Aufſatz leitet einen Eſſayband gleichen Titels ein, der demnächſt bei Georg Müller in München erſcheint.

Trunkne Nacht / von Hugo Wolf

Gluten ſtürzen in
mein wundtrübes Herz. Meine Haut
iſt von Flammen überzogen.
O meine Braut —:
ich denke dich vor mich hin,
ich denke deiner Lippen ſtarren Bogen . . .
Meine Hände werf ich empor,
reiße vom Himmel die Sterne nieder,
meine Hände ſpielen um deine Glieder
und hängen der Sterne goldblühenden Flor
um deine dunkle, herrliche Bruſt:
meine Braut,
ich wünſchte, daß meiner Flammen Bluſt
deines Leibes Himmelsdunkel
erhellte und alles hinfiele in dem Gefunkel,
der Vogel aus ſeinem Neſt
und die halbreife Frucht auf dem Feld —
vor Schrecken, daß irgendwo in der Welt
der Krieg ſei aufgeſchnellt
oder die Peſt!

Kraus und das Rassenproblem*)

Karl Kraus ist als Jude geboren. Damit ist noch nichts über seine Rasse ausgesagt. Denn „Jude" ist ein ethnologischer oder, wenn man will, ein konfessioneller Begriff, während nach strengwissenschaftlicher Auffassung Rasse ein anthropologischer Begriff ist. „Rasse ist der Komplex gewisser körperlicher und geistiger vererbbarer Merkmale", das ist der elementarste Grundsatz der modernen Rassenkunde. Nichts hat der Rassenkunde mehr geschadet, als die Vermengung des Begriffes „Rasse" mit dem Begriff Volk, Sprache, Religion und Staatsangehörigkeit. „Deutsch", „Semite" sind ethnologische und linguistische Begriffe, und wer sie als Rassenbegriffe auffaßt, verfällt in Irrtum und Ungerechtigkeit. Denn weder die Deutschen, noch die Juden, noch die Semiten sind ihrer „Rasse" (d. i. dem Komplex ihrer körperlichen &c. Merkmale) nach einheitlich. Vielmehr sind unter ihnen heute alle Rassen vertreten, was sich leicht aus der jahrhundertelangen Vermischung und aus anderen Umständen erklären läßt. Wohl aber kann man sagen, daß unter den Deutschen — aber auch nur in gewissen Bezirken — der blonde, langschädelige, langgesichtige, helläugige (von mir „heroische Rasse" genannte) Menschenschlag vorherrscht, während bei den Semiten die mittelländische Rasse (kleine, dunkeläugige, dunkelhaarige Menschen, mit langem Schädel, langem Gesicht, Hakennase und vorspringendem Untergesicht) den Hauptbestandteil ausmacht. Auch ein Teil der Juden gehört dieser Rasse an. Wohl aber gut die Hälfte der heutigen Juden sind Mongoloiden, d. s. kleine Menschen, mit großen breiten Köpfen und Gesichtern, kleinen, geschlitzten, dunklen Augen, dunklen, straffen Haaren und gelblicher Gesichtsfarbe.

Wer Karl Kraus je gesehen hat, wird ohneweiters zugeben, daß er weder den mongoloiden noch den mediterranen Typus aufweist. Er ist zwar klein, doch dürfte das auf rein äußere Umstände, die mit Rasse ebenso wenig zu tun haben, wie der Umstand, daß er Brillen trägt, zurückzuführen sein. Er hat dunkelblondes, gewelltes, in der Jugend sicher hellblond gewesenes Haar, eine wohlausgebildete eckigrunde Stirne und sonst eine besonders im Obergesicht heroide

*) Vgl. dazu den Aufsatz „Er ist doch a Jud" in Nr. 886 der „Fackel".

Plastik. Die Augen sind blaugrau. Ich habe mit Karl Kraus nie persönlich verkehrt. Genaue Kopfmaße kenne ich nicht. Doch scheint der Schädelumfang sehr bedeutend zu sein und die stupende Intelligenz dieses Genies zu begründen.

In der Plastik der Augen-Umgebung und des Untergesichts kann *vielleicht* — ich habe ihn nicht aus allernächster Nähe gesehen — mittelländischer Einschlag vorliegen. Diese Voraussetzung würde die phänomenale Sprachbeherrschung rassenanthropologisch erklären. Der äußere Abglanz seines vortrefflichen Charakters spricht sich meiner Anschauung nach besonders in den prächtigen, geistvollen hellen Augen und der Plastik des Mittelgesichtes aus.

Mit einer solchen Erscheinung unterscheidet sich Karl Kraus schon äußerlich wesentlich von der überwiegenden Mehrzahl der Juden. Ja, er steht dem heroiden Rassen-Typus näher als jedem anderen Typus. Und nun wird uns Kraus' Werdegang mit einemmal begreiflich. Er hat von allem Anfang an nicht in seine Umgebung hineingepaßt, er mußte als heroider Mensch mit den Menschen der Nieder- oder Mischrassen (Tschandalenrasse), gleichgültig, ob getauft oder beschnitten, in Kollision geraten. Gerade weil Kraus nicht aus seiner Rasse heraus kann, wurde er der grimmige Tschandalenfeind und Tschandalenbändiger. Seine Rasse wurde sein Geschick, ohne daß er es ahnte. Der heroische Mensch ist Individualist, Eremit, Aristokrat, Gottsucher, er haßt die „Sozialle", das Menschengedräng, die Demokratie, den Parlamentarismus, und den witzelnden, geistarmen Atheismus. Paßt das nicht auf Kraus?

Die Tschandalenrasse hat sich zur Sicherung ihres Bestandes instinktiv hinter drei Schutzwällen verschanzt, und diese heißen: *Presse*, *Schule* und *emanzipiertes Weib*. Mit der fabelhaften Zielsicherheit, die nur der feine Instinkt der höheren heldischen Rasse geben kann, hat Kraus als Erster erkannt, daß seine Rassengegner ernstlich nur an diesen ihren Hauptbollwerken anzugreifen sind.

Die Leser der „Fackel" wissen, wie glänzend ihm der Sturmangriff auf die Presse gelungen, wie er die Holzpapier-Mauern der Schand- und Schreckenspresse geschleift hat und wie er die Besatzung nicht *einmal*, sondern so oft es ihm beliebt, über die Klinge springen läßt. Aus den reißenden Journal-Bestien, vor denen einst alles zitterte, hat

er heute eine wohldressierte literarische Zirkus-Truppe gemacht, die er uns, wenn es ihm Spaß macht, in irgendeiner drolligen Nummer vorführt. Er hat die Presse, mit deren Hilfe die Tschandalen ihre Börsen-, Bank- und Industrie-Raubzüge und die Schändung der Künste und Wissenschaften betrieben, in wohltätige Fesseln gelegt. Er hat der Tschandalen-Rasse die fürchterliche Waffe der Massen-Suggestion entrissen und ihr damit ihre Haupterwerbsquelle wirksam abgegraben.

Er hat der Tschandalenrasse aber auch die geistige Einbrecher-Leiter, die Schule, zerbrochen. Die Fackel-Leser werden sich alle noch der einer Offenbarung gleichkommenden, gegen das Hoch- und Mittelschulwesen, namentlich gegen die voraussetzungslose Schwiegermütter-Wirtschaft an den Hochschulen gerichteten Aufsätze erinnern. Die Schule wird nämlich von den Rassenkötern zu ihren Gunsten und zur Ausrottung der selbständigen heroischen Rasse mißbraucht. Die heutige Schule mit ihrer Memoriererei und ihrer Diplomierung des kritiklosen Nach-Denkens und Nach-Sprechens des vorgekauten Wissenschaftsbreies, und mit dem auf diesem System aufgebauten Berechtigungswesen ist eine wunderbare Falltüre, durch die man die höhere Rasse von dem Aufstieg in die leitenden Stellungen, die sie in der alten vorliberalen Zeit innehatte, abhalten und in der Versenkung des Proletariats verschwinden lassen kann.

Die „Intellektuaille" ist heute ebenso abgetan wie die „Journaille". Gerade in seinem Kampf gegen den Intellektualismus hat sich Kraus' Rasseninstinkt wieder glänzend bewährt. Denn die moderne Rassenforschung hat die Auffassung gerechtfertigt und bestätigt, daß die niederen Rassen nicht nur ebenfalls Intelligenz besitzen, sondern daß die Mischlinge sogar im gewöhnlichen Sinne die „gescheiteren" Menschen sind. Aber nicht die Intelligenz an sich ist das Wesen der höheren Rasse, sondern ihre *schöpferische* Intelligenz und vor allem ihr Ethos, das eben dem Mischling und Niederrassenmenschen mehr oder weniger abgeht. Der Intellektualismus ist eine Entartungserscheinung, und die Intelligenz züchtende und auslesende moderne Schule direkt eine Zuchtanstalt *für* Degeneration.

Die Verbündete der Niederrassen ist das emanzipierte Weib. Denn die heroische Rasse kann in ihrer Reinheit

nur dann bestehen, wenn das Weib in dem Beruf als Zucht- und Hausmutter aufgeht. Das Weib, das sich mit mehreren Männern abgibt, wird zur Zucht ebenso untauglich, wie eine Stute, die einmal von einem Vollbluthengst, das andre Mal von einem Klepper belegt würde. In seiner Ablehnung der Frauenemanzipation und der Aufdeckung ihrer geheimen, in der Bewußtlosigkeit ihrer geschlechtlichen Entartung wurzelnden Triebkräfte hat daher Karl Kraus wieder instinktiv rassenhygienisch und rassenethisch das richtige Gefühl gehabt.

Aber noch mehr. Der moderne Rassenhygieniker sieht in der Prostitution kein Uebel, kein „Schandgewerbe", sondern — so, wie die Verhältnisse heute bei uns liegen — ein notwendiges rassenhygienisches und rassenethisches Ventil. Ebenso wie die Männer sind die Weiber verschieden. Der Zucht- und Hausmuttertypus muß streng von dem zur Fortpflanzung untauglichen erotischen Hetärentypus getrennt werden. Es schadet niemandem, ja es nützt der höheren Rasse, wenn die erotischen Frauen Huren werden, sich dadurch entfruchten und die Ehefrauen vor Belästigungen schützen. Wenn auch Kraus diesen Gedanken meines Wissens nie direkt ausgesprochen hat, so kann man ihn doch aus allen seinen Schriften über dieses Problem herauslesen.

Genau so rassenhygienisch folgerichtig ist seine Stellung dem Abortus gegenüber. Es ist lächerlich, etwas unter Kerkerstrafe zu stellen, was hunderttausendmal unbestraft bleibt, weil es niemand erfährt. Andererseits wird rassenhygienischer Malthusianismus eine von Tag zu Tag dringender werdende Notwendigkeit. Denn die unerträgliche weltpolitische Spannung und wirtschaftliche Depression ist lediglich die Folge der Uebervölkerung des zivilisierten Europas mit minderwertigem Stadt- und Industriepöbel. Die Uebervölkerung erzeugt Kriegsgefahr, die Kriegsgefahr erhöht den Soldaten- und Kriegsindustrie-Arbeiterbedarf, was wieder neue Uebervölkerung erzeugt. Aus dem furchtbaren Ringelspiel gibt es als einzigen Ausweg: Malthus *).

Die Kunst und Wissenschaft des heroischen Menschen ist nie zwecklose Kunst, sondern stets ethisch begründete, religiöse, priesterliche Kunst und Wissenschaft. Wer Kraus

*) Nur daß die mißhandelte Natur, die die Entscheidung über Rassenschicksale getrost der Vorsehung überläßt, in der Einschränkung der Fortpflanzung kaum das geeignete Mittel erblicken dürfte, ihr wieder aufzuhelfen; eher noch in Krieg und Pest. — Der Herausgeber.

aus seinen Schriften studiert, dem muß sich vor allem das hohe Ethos seines Schaffens aufdrängen. Gerade die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung ist es, die allen seinen Werken den Stempel der wahren Genialität aufdrückt. Kraus spricht als Priester einer ihm zur Religion gewordenen Ueberzeugung. Weil er so von der Kunst denkt, deswegen muß er mit dem unerbittlichen Eifer des Hohenpriesters alle Schachrer und dreisten Stümper verfolgen und mit Geißelhieben aus dem Tempel der Kunst vertreiben. Die Geißelhiebe treffen auch wieder nur Tschandalen, denn diese sind es, die aus der Kunst und Wissenschaft ein Geschäft, ein Heiratsvermittlungs-Bureau und einen Ramschbazar gemacht haben.

Der heroische Mensch ist auch der geniale Mensch. Karl Kraus ist ein Genie, ein wahres Genie, denn sein Wirken ist ein bahnbrechendes und schöpferisches. Schon das allein spricht für das Wesen seiner Rasse. Dazu kommt aber bei Kraus noch ein besonders überzeugendes Merkmal: Der große heldische Mensch ringt nicht nur mit dem Niedermenschen „um" sich, sondern auch „in" sich. Je mehr er dem Gipfel der Vollendung zustrebt, desto sichtbarer werden ihm Ueberbleibsel rassenminderwertiger Ahnen in seinem Körper und Geiste. Das ist das Problem der zwiespältigen Natur des Genies, der göttlichen und dämonischen. Es ist dies ein hartes und unendlich leidvolles Ringen, aber der unerläßliche Läuterungsprozeß. Das sind, wie sich die alt-arischen Hymnen herrlich ausdrücken, die Geburtswehen, unter denen die Gottheit in Erscheinung tritt, der schmerzhafte Schwerthieb, mit dem Gott seinen Sendboten den Ritterschlag erteilt und ihnen das Merkmal aufprägt, das sie von den falschen Propheten unterscheidet. Der Kundige, der dieses schmerzhafte Ringen in den Werken der Unsterblichen zu finden weiß, wird es auch bei Karl Kraus finden. Heldische Rasse ist der Urgrund seiner Genialität, aber auch Ursache seiner Qualen.

Deus tuorum militum
Sors et corona, praemium!
Gott, du deiner Ritter Verhängnis, Krone und Lohn!

J. Lanz v. Liebenfels.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana XI

Kunsthistoriker
Dr. Heinr. Hammer

Schlußpunkt

Max Brod hat in der „Aktion“ ein „Schlußwort an Ulrik Brendel“ veröffentlicht. Er begnügt sich im wesentlichen mit der Feststellung zweier „Tatbestände“, die ihn wichtig genug dünken, um mit ihrer Hilfe von der Hauptsache abzulenken. Brod hat zwar den Vorwurf „pseudonymer Verfälschungen“ erhoben, aber, meint er, er habe dabei keineswegs mit der Vorstellung der Anonymität kokettiert, und wer, das letztere behauptend, ihm das Wort „Pseudonym“ als „Verdächtigung anschwärze“, sei eine „bedauernswürdig arme, gehässige Schreiberseele“ ... Und zweitens, meint er, könne kein Mensch darüber im Zweifel sein, daß seine Anspielung auf den „gewissen Wiener Kaffeehaustisch“ nichts anderes besagen wollte, als daß Brendels Essai „im theoretischen Gedankengang wie auch im Stil von Karl Kraus und dessen Kreis beeinflußt“ sei. Wer diese Dinge anders beurteile, beschuldige *sich*, nicht ihn, meint allen Ernsts Max Brod. Doch da er sehe, daß „im Kampfe gegen ihn jedes Mittel, auch die ärgste Verdrehung der Wahrheit und Sittlichkeit erlaubt scheint“, so verzichte er darauf, diesem Hasse auf das „schwierige Gebiet künstlerischer *göttlicher* Dinge“ zu folgen. — An welche Schlußwendung diese Betrachtung und die folgenden Zeilen anknüpfen, die Ulrik Brendel (ohne auf ihre Veröffentlichung Wert zu legen) mir zur Verfügung stellt:

Da es Gott hinnehmen mußte, als Eideshelfer für Max Brod bemüht zu werden, so geziemt mir zu schweigen. Höchstens dürfte Brod selbst noch einmal zitiert werden, da ein letztes Mal „das schwierige Gebiet künstlerischer *göttlicher* Dinge“ betreten werden soll. Meine Ansicht über ihn habe ich ausführlich dargelegt, vielleicht korrigieren seine Selbstbekenntnisse einiges, was ich in meinem notorischen „Haß“ zu scharf gefaßt habe:

„— — Ich bin schon alt;
Was habe ich nicht schon alles erlebt!
Du meinst das vergeht. O nein, das klebt,
Das macht mitten im Kuß meine Lippen kalt.

Fett wie ein Kreuzer, der einige Zeit
Auf dem Pult eines Selchers gelegen,
Entglitsch ich dir, teils aus böser Geschicklichkeit,
Teils meines Dreckes wegen.“

Also zu lesen auf Seite 23 des Tagebuchs in Versen. Aber es mag in der Tat reinlicher sein zu schweigen; denn Brod zu überzeugen war nie meine Absicht und für diejenigen, die überzeugt werden konnten, bleibt nichts mehr hinzuzufügen.

Denn sie sagen sich mit Recht, daß nicht die Tücke einer kritischen, sondern der Selbstverrat einer dichterischen Schwäche es ist, der in diesen wie in anderen Versen Brods (seien sie, der Stimmung nach, auch weniger trist als diese) sein Menschliches denunziert und dem Zusammenhang mit allem Göttlichen entreißt. Sie wissen so gut wie Brod, es kommt nicht auf die Materie an, sondern auf den Geist, der sie begreift, der sie in sich und sich aus ihr erlöst. Der Geist aber, der sich in Brods Produktion manifestiert, behält von allem Stofflichen, auch von dem Dreck, den er in sich begreift, den Fettabdruck eines unerlösten Einverständnisses zurück, das seinen Wert als tragisches Erlebnis für den Dichter in dem Augenblick verliert, da der Aesthet es als „heroischen" Ausdruck seiner dichterischen Stimmungs- und Verstimmungsmöglichkeiten zu werten und zu rechtfertigen beginnt. Diese Auffassung — kennzeichnend für das Mißverhältnis zwischen einem künstlerischen Anspruch und der Fähigkeit, ihn zu erfüllen — gestattet natürlich jeder technischen Begabung, eine eigene Tonart anzuschlagen und sie, in Dur und Moll, so gegen jeden Einwand auszuspielen, als sei hier nicht die Note zu verteidigen, sondern eine Not; aber sie bietet, bei aller Möglichkeit zu Varianten, in Wahrheit keinen Spielraum für den harmonischen Ausgleich jener schöpferischen Nöte, ohne die eine Berufung auf Göttliches (zum Zweck der Rechtfertigung eines Allzu-Menschlichen) eitel Blasphemie und ein verhängnisvoller Selbstbetrug ist. Denn der Weg zu einem Selbstbewußtsein, das es wagen darf, in seinen Wundmalen ein Göttliches zu begreifen, führt durch ein Fegfeuer der Leidenschaft und eine Hölle der Versuchungen, die himmelweit entfernt liegen von dem Tummelplatz spitzfindiger Verwegenheiten, auf dem Max Brod seine Künste springen und seine Weisheit tanzen läßt; denn ob er nun (was immerhin erstaunlich ist) in der Zwangsjacke des philosophierenden Aestheten eine Logik auf den Schild erhebt, die sich um die Achse seines Indifferentismus nach Belieben drehen und wenden und auch auf den Kopf stellen läßt, oder ob er sich im Flugzeug eines dichtenden Aestheten, das eben noch durch Pfützen schleifte, zu einer Höhe des Gefühls aufschwingt, der keine eigene Tiefe droht: immer bleibt von den Produktionen, die dieser „sichere Tänzer" auf unsiche-

rem Grund vollführt, kein anderer Eindruck haften als der eines equilibristischen Echauffements, das, seine Befangenheit nur schlecht verhehlend, mit der Kaltblütigkeit des unbefangenen Betrachters erfolglos konkurriert. Wem sollte die Erkenntnis auch zu Herzen gehen, wenn nicht ihm, der sie verleugnet: daß nämlich diese tänzerische Produktion — weit davon entfernt, aus jener Fülle zu schöpfen, die sie vortäuscht — sich vielmehr in dem schäbigen Erdenrest erschöpft, den sie, leichthin, mit Füßen tritt. Sie schwebt nicht, trägt nicht, sondern klebt; klebt dort erst recht, wo sie zu schweben wähnt. So dehnt und reckt sie sich, ohne vom Fleck ihrer Begrenztheit zu kommen, zu Gipfeln einer Aussichtslosigkeit empor, wo ihrer Beweglichkeit der Starrkrampf und ihrer Hingerissenheit die Ohnmacht droht. Das ist fatal, doch der gerechte Beschluß eines Verhängnisses, das einer, der zwar den Ehrgeiz hat, sich vor der Welt, doch Mühe hat, sich vor sich selber zu beweisen, dadurch heraufbeschwor, daß er die Schwierigkeit dieser Beweisführung teils zu bemänteln, teils ins Heroische zu wenden sucht. (So entstand jene grotesk-verwegene Geberde einer Ueberlegenheit, die auf die Wimmerln, die das Antlitz ihrer Welt bedeuten, bald wie auf blühende Rosen, bald wie auf glühende Wunden weist). Was aber vollends die Wandlungen betrifft, die die Stationen dieser literarischen „Passion" bezeichnen, so erscheinen sie allzu glitschig und geschickt, als daß sie im Grunde anderes bezeichnen könnten als profane Notausgänge, die ein Dilemma mit dem anderen verbinden und die gerade noch den Aufstieg aus einer Verlegenheit in die nächst höhere gestatten. Schließlich in jene höchste und letzte, wo die Berufung auf Gott wie eine unerhörte Herausforderung verhallt, ohne die Kraft, ein anderes Echo zu wecken als den leisen Spott einer Gelassenheit, die — über den Verdacht und jede Verdächtigung des Brod'schen Indifferentismus erhaben — dem Schreckgespenst des Göttlichen, das er zitiert, ruhig bedeutet: Verstell dich nicht! Dem Gott, den du im Busen nährst, ward selber längst — gesteh es — vor seiner Brodähnlichkeit bange!

Ludwig von Ficker.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geb. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DESIDER KOSZTOLANYI

DIE MAGISCHE LATERNE

NOVELLEN

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

Sexual-Probleme (Berlin): Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

Interstate Medical Journal (St. Louis): Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il 'Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 5

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Wege des Vergehens / Georg Trakl: Gedichte / Robert Michel: Der Johanniswurm / Hugo Neugebauer: Abendmahl / Adolf Loos: Keramika / Carl Dallago: Deutsches Leid / L. E. Tesar: Krupp-Prozeß und Trust-Unfug / Ludwig von Ficker: Verbüffelt und verbohrt / Max von Esterle: Karikaturenfolge 70

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Dezember 1913 Heft 5

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

X. Wege des Vergehens.

Späte Septembertage rühren wie gütige Hände an die Seele. Die Fülle des Sommers beginnt ſich zu verlieren, und alles Wachstum führt ſein Letztes, die Frucht, dem Abgeben entgegen. An ſolchen Tagen iſt man milde und dankbar, man ſchaut und genießt den Reichtum der Erde, man erlebt deren unverdroſſenes und unerſchöpfliches Abgeben.

Wieder zu Tal gezogen, ſehe ich ſtaunend, wie ſich die Weinberge fruchtbeladen ausbreiten. Schwere Hängetrauben drücken durch das ſchon gelblich geſprenkelte Laub der Reben. Alles rückt der letzten Reife entgegen und weiſt ſchweigend auf ſeine wachſende Fülle, als begehre es, genoſſen zu werden.

Dieſes Gewoge von Reben —: wie es daliegt einem Rieſengewebe feiner Glieder gleich, das Früchte zeugte, die es nun dem Menſchen zum Genuſſe darbietet! Wie weiblich ſolche Rebenranken ſind, die vielleicht zu ihrer tiefſten Luſt kommen, indem ſie ihr Beſtes anbringen, und ſo erſt ihre Beſtimmung erfüllen. Denn überall in der Natur zeigt ſich ſolches Abgeben als das Erfüllende, als das Vollendende. Wenn daher Wachstumsdrang und Entfaltungsſucht eines Lebens nur aufzunehmen trachten und nach Raum ringen, ſo iſt es, um dieſes Leben ſo zu geſtalten, daß es

möglichſt viel abgeben könne. Welch herrlicher Machtwille, der wie unbewußt nach Beſitz ringt, um abgeben zu können, nicht um zu beſitzen! Alle die früchtebehängten Pflanzenleiber der Reben zeugen dafür, jeder Baum, der ſein ſchattenſpendendes Laub gelockert hält und die Reife ſeiner Früchte zur Schau ſtellt, zeugt dafür, wie auch jedes Roggenfeld, deſſen Aehren bereits unter den Sicheln der Schnitter gefallen ſind.

Und der Zug ſolcher Leben läßt ſich noch weiter verfolgen. Ich brauche nur noch Tage zu warten, bis die Früchte eingebracht ſind, bis alle die dargebotene Fülle auch abgegeben iſt, um zu ſehen, wie raſch die Gebenden nun ſelber verfallen und ihre leiblichen Reſte abgeben. Wie Blatt um Blatt zuſammenſchrumpft und vergilbt, bis es welk zur Erde fällt und Staub wird. Es läßt mich urteilen: Wie früher der Hang zum Abgeben das Wachstumfördernde, das Lebenanſpornende war, ſo wirkt nun das Nicht-mehr-abgebenkönnen lebenauflöſend. Und wie mit Rebe und Baum mag es auch mit dem Menſchen ſein.

Ein Aehrenfeld veranſchaulicht dieſes Bild noch deutlicher. Je ſchwerer und reifer eine Aehre wird, umſo mehr neigt ſie ſich in einem Bogen wieder der Erde zu, daraus ſie entſproſſen iſt. Nur taube Aehren bleiben in die Höhe ragend, ſie wollen nicht geſchnitten ſein. Es belehrt mich: Nur das Mißratene will nicht vergehen, das Wohlgeratene aber mag nach Vollbringen ſeines Werkes, nach Abtun ſeiner Beſtimmungen zum Urſprung zurückbegehren — zurück wollen ins Dunkel ſeiner Herkunft.

So wird es auch für den Menſchen klar: daß der Tod kein Uebel, daß er vielmehr die Vollendung des Lebens iſt. Und weiters: daß, wer das Leben nicht gehaßt hat, auch den Tod, als dieſes Lebens Vollendung, nicht haſſen kann. Denn das Leben nicht lieben und den Tod nicht haſſen, bedeutet noch nicht: das Leben haſſen und

den Tod lieben; sondern, so frei werden zum Leben, daß man ihm auch in seiner Begrenzung, dem Tode, zugetan wird. Wo man liebt, entbehrt man zumeist solcher Freiheit. Diese Freiheit aber ist erforderlich zum völligen Erleben des Lebens. Es besagt: daß, wenn die Zeit dafür da ist, der Tod auch willkommen sein muß als die natürliche Endform des Lebens. Ein solches Willkommenheißen ist dann nun mehr wie eine letzte Lebensbejahung.

In der ursprünglichen Natur mag diese Bejahung auch anzutreffen sein. Im Pflanzenleben spricht dafür wohl genug das Verhalten der meisten Laubpflanzen und Gräser im Herbst. Im Tierleben mag sich solche Bejahung vielleicht schwerer bemerkbar, weil die Tierseele, als tiefer, schwerer zu deuten ist, und die meisten Tiere, die mit Menschen in nähere Berührung kommen, eines gewaltsamen Todes durch Menschenhand sterben. Wenn solche Bejahung am Menschen seltener aufzufinden ist, mag es darum sein, weil nur wenige Menschen eines natürlichen Todes durch Alter, und nicht vorzeitig an Krankheit, sterben und so erst ihr Leben vollenden können. Hohem Alter liegt vielleicht das Sterben wie ein letztes Lieben.

Daß dem Alter der Tod begehrenswert ist, läßt sich zu allen Zeiten wahrnehmen. Hierher gehört es auch, wenn bei vergangenen kraftvollen Völkerschaften der greise Mann, der nicht mehr abgeben konnte (denn seine Heldenkraft zeigen ist auch ein Abgeben) dem schwächlichen „Strohtod" den Tod durch eigene Hand vorzog. Aber auch mildere Naturen, die bis ins höchste Alter hinein abgeben können und an denen das gewaltlose Verlöschen nicht mehr schwächlich ist, lehrte das Leben, den Tod willkommen zu heißen. Denn wie die Natur in dem noch Ungeborenen den Eintritt in das Leben begehrt, wenn die Frucht im Mutterleib reif ist, also mag auch die Natur des Alters, das sein Letztes gegeben hat und schnittreif ist, das Scheiden aus dem Leben begehren. Denn

Werden und Vergehen sind nicht willkürliche, sondern notwendige Vorgänge, inneren Zusammenhängen entsprossen. Und wie Mutter und Kind nur leiden und schließlich zugrunde gehen müßten, wenn die ausgetragene Frucht nicht geboren werden könnte, also müßten auch Mutter Erde und der von ihr ausgetragene Mensch nur noch leiden und schließlich ihre sich immer neuverjüngende Art einbüßen, wenn der Mensch, der sich ausgegeben hat, nicht auch ausgeschieden werden könnte.

Wohin das Leben geht, bleibt freilich ebenso dunkel wie die Frage, woher das Leben kommt. Die Zusammenhänge mögen hier kaum jemals erfühlt und niemals erschaut werden; sie mögen hineinreichen ins tiefe Dunkel des Urschöpferischen, das immer wieder alles aufnimmt, das wie ein Gesetz ist, das immer alles ins Fluten und alles ins Verebben bringt, und das doch ein ewig Ruhendes, ein ewig sich gleich Bleibendes ist und dem Menschen vielleicht am faßbarsten wird als Ausfluß der Kraft oder der Wesenheit Gottes.

*

Wolkenlose Bläue überwölbt felsumwandetes Gelände, darin der Hauch des Herbstes alle Farben zum Glühen bringt. Wellen des Vergehens fluten wie verloren durch die noch von Lebensgluten geschüttelte Landschaft. Die Tage sind völlig lichtberauscht.

Die Traubenlese hat begonnen und bringt eine bunte Frohheit in das ausgedehnte Gelände, das mit Weingärten besät ist. Alles freut sich der reichen Ernte. Die Wege durchwandernd, die von freudvollen Stimmen wie umrankt sind, oftmals erfrischt von der Süße und dem Wohlgeschmack der Früchte, die mir da und dort von freundlicher Hand gereicht wurden, werde auch ich vom herumflatternden Frohsinn und der Lichttrunkenheit des Tages angesteckt. Dann aber finde ich doch wieder stillere Plätzchen und stillere

Stunden. Und irgend ein halb verklungener Ton oder ein völlig vergilbter Strauch läßt mich wieder mein Sinnen über die Wege des Vergehens aufnehmen.

Zwar fühle ich mich nicht berufen zu erforschen, was *nach* dem Tode ist. Das Ergebnislose nach dieser Richtung ist mir Gewißheit. Einmal der Hast des *Wissens* um ein Jenseits entronnen, trage ich auch kein Verlangen mehr nach derartiger Aufklärung. Mir Unwissendem ist schon das Diesseits (als etwas, das lauter Unermeßlichkeiten in sich trägt) von Jenseits so überfüllt, daß ich in ihm für alles verstorbene Leben noch Platz wähne, wenn ich auch nicht weiß, in welcher Weise dieses Tote noch leben und wirken soll. Nur soviel ertastet das eigene Leben, das sich als Seele kundgibt, daß Zusammenhänge zwischen dem Lebenden und dem Toten angenommen werden dürfen. Und so wäre es wohl möglich, daß ein Totes auf das Lebende und dieses noch auf ein Totes einwirke. Daß demnach auch Fluch und Segen über das Grab hinaus reichen könnten.

Aber es liegt mir nicht, derartige Verhangenheiten aufdecken zu wollen. Mir würde es genügen, dem Leben soweit beikommen zu können, daß es mir ein wenig Auskunft auch über das Sterben gäbe; von der Geburt bis zum Tode: diese Zeitspanne am Menschen zu durchmessen, um aus dem, was sie an Erleben abwirft, auf das Sterben schließen zu können; und durch ein Vertrautwerden mit der Vorstellung vom Tode noch Festigung für das Leben zu erlangen.

Wenn man sich einmal bewußt wird, auf eigenen Füßen zu stehen (und *der Mensch* muß zu diesem Bewußtsein einmal kommen) und man entdeckt: es ist ein Gehen mit dem eigenen Kopfe, und man entdeckt: es ist ein Ruhen in dem eigenen Herzen — so hätte man noch zu entdecken, bevor das Herz stille steht: es ist ein Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens. Dann erst wäre

es noch ein Ruhen in dem eigenen Herzen, auch wenn das Herz schon still steht. Es wäre gleichsam das letzte Schöpferische des Gefühls: das Einswerden des Herzens mit dem Geschehen. Es erbrächte das Unterpfand für ein glückliches Ende, indem dieses Ende immer nach dem Sinne des Herzens sein müßte. Sogar der Spruch des weisen Solon: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen" verlöre dann all sein Beunruhigendes. Ja es ließe sich vorstellen, daß das entflohene Leben als Ausdruck des mit dem Geschehen geeinten Herzens, wo und wie immer es auch fortleben sollte, doch zu seinem Frieden kommen müsse. Insoferne nämlich sich nicht mehr als das Maßgebende erweise, was mit dem Leben geschieht, sondern wie dieses Geschehen von ihm aufgenommen wird. Es ergäbe der Vorstellung nach für das Fortleben nach dem Tode (worüber wir freilich niemals Gewißheit haben) die Gewißheit, daß dieses Fortleben in seiner gefühlten Beschaffenheit vom Verhalten während der Lebenszeit abhängig ist; so daß wahre Machtzustände des Lebens auch Machtzustände für das Leben nach dem Tode bedeuten würden. Es unterstreicht den Ernst des Lebens, indem es — unfähig das Dunkel nach dem Tode zu lüften — dem gelebten Leben, und nur ihm, doch soviel Vermögen zuerkennt, Beschaffenheiten aufzubringen, um dieses Dunkel — wie immer es auch geartet sein möge — friedvoll bestehen zu können.

Hier befällt mich plötzlich der Gedanke, daß das friedvollste Bestehen dieses Dunkels doch ein großes Ausruhen sein müßte. Dafür spräche: daß hohem Alter (und ihm ist eigentlich erst das Sterben zugedacht) ein Ausruhen, ein Anbringen aller Müdigkeit, das höchste ist. Und betet nicht auch der Kirchenchrist für den Abgeschiedenen: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" Und wenn das Religiöse als Kirche auch Verfall ist, so mögen derartige religiöse Kundgebungen, die ja immer älteren Bräuchen entstammen, im-

merhin auch einen Kern echter Religiosität enthalten. „Ewige Ruh!“ hört sich so nicht mehr als ein ewiges Ruhen an, sondern als die Ruhe des Ewigen. Es müßte bedeuten: einer ruhenden Gesetzlichkeit gleichsam einverleibt sein. Damit vertrüge sich auch ein Einsgewordensein mit allem Geschehen, das von einem Höchstzustand des leibhaften Lebens ausgegangen ist und dem nun sein Verdienst wird.

So betrachtet, erwiese sich das persönliche Fortleben nach dem Tode als eine Art Sühnezustand für etwas, das noch aus dem Leben hereinreicht und ein völliges Zur-Ruhe-Kommen noch aufhält. Wohingegen die Ruhe des Ewigen ein Unermeßliches an Ausruhen in sich schließt, das in der Vorstellung das Aufkommen einer Lust hinterläßt, die an die Wiederkehr des Ausgeruhten als eines völlig Neuverjüngten denken läßt.

*

Die Traubenlese ist vorüber und überall ist es stiller geworden. Die Farben werden von Tag zu Tag bunter, da und dort schon bleicher. In den Nächten erheben sich schon die Stürme des Vergehens und brausen bis in den Morgen hinein. Aber die Tage bleiben klar und grell, mit heißer Sonne, und die Bläue scheint unerschöpflich.

Ich jage in den Sonnenstunden meinen Gedanken nach, oft wandernd, oft ausruhend, immer aber in mich gekehrt, um den Gedankenzusammenhang nicht zu verlieren. So kommt es auch, daß ich mich in mir selber danach umsehe, ob das Leben die Menschennatur nicht so gestalten hilft, daß sie sich jenem Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens immer mehr nähert. Da sehe ich Seltsames — und es ist nicht nur gesehen, denn das Gefühl erlebt dieses Sehen.

Mit der Erschließung des Menschen geht etwas Hand in Hand, das ihn immer mehr seiner ursprünglichen Zugehörigkeit entgegenführt. Alle im Leben angeknüpften Ver-

bindungen werden loser und loser, und es beginnt sich immer mehr eine mystische Verknüpfung geltend zu machen, die in das Dunkel der Herkunft mündet. Die Natur zeigt sich als ein wundersam Geschlossenes, an dem eine Kraft die andere ablöst, wenn ihre Zeit um ist. Sie zeigt sich auch als etwas, das die Leben der Menschen, deren Zeit und Kräfte zu Ende gehen, ablösen läßt. Und das Nahen solcher Ablösung muß im erschlossenen Menschen gefühlt werden und wird auch gefühlt. So mag der zum Greisen ausgewachsene Mensch in seinen wachesten Stunden, die ihm seine ursprüngliche Zugehörigkeit am tiefsten fühlbar machen, zurückbegehren in das mystische Dunkel seiner Herkunft, daraus ihm das Licht eines unermeßlichen Ausruhens entgegenschimmert. Oft mehr, oft weniger mag dieses Licht schon durch die ganze reifere Lebenszeit des Menschen flimmern und in ihm ein unbestimmtes Sehnen erwecken, das mit den Jahren und mit der Abnahme der Kräfte zunimmt und das zuletzt wie ein großes Heimweh der Seele ist. Dieses Heimweh mag zuerst wie ein scheu geduckter Vogel sein, der im Herzen des Menschen mit geschlossenem Gefieder vor sich hindämmert. Dann aber, mehr und mehr mit den Jahren, regt er seine Schwingen, und das Herz beginnt zu fühlen, wie diese Flügelschläge in die Verhangenheiten des Daseins hineintreiben, und wie dabei dieses Dasein immer weiter und mystischer wird. Bis endlich gleichsam alle Wandung des Herzens durchbrochen ist und der Vogel frei wird.

So habe ich versucht, meiner Vorstellung auch anschauliche Form zu geben. Das Bild soll verdeutlichen: daß der Zug zur Auflösung von jeher verborgen im Menschen liegt, daß sich mit der Erschließung des Menschen auch dieser Zug immer mehr erschließt, und daß er schließlich mit dem Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens verbindet.

Nun bedingt aber das Sicherschließen, daß man sich

ſelbſt, ſein Leben lebe, und daß dieſes Leben leben eine Luſt ſei, wie es doch naturgemäß luſtvoll iſt, das zu leben, was in einem gelebt ſein will. Wenn ich nun ſolches Leben leben einfach für „Das Leben“ ſetze, nähere ich mich den ſchönen Worten eines zeitgenöſſiſchen Dichters: „Das Leben iſt des Lebens Luſt“, die hier jedoch in meiner Weiſe gedeutet ſein wollen, nämlich: daß ſein Leben zu leben des Daſeins Luſt iſt. Es ergibt das Seltſame: daß auch das Vergehen des Lebens Luſt iſt, indem dieſes Vergehende doch als Leben im Menſchen liegt. Es kommt nur darauf an, dieſes im Menſchen Liegende dadurch zu heben, daß es dem Menſchen vergönnt werde, ſein Leben zu vollenden und durch ſolches Vollenden ſich ſo weit zu erſchließen, daß der Zug zum Tode in ihm lebendig, das iſt: frei werde. So zeigt ſich: Die Wege des Lebens ſind auch die Wege des Vergehens.

Es rückt den alten Spruch: „Wie man lebt, ſo ſtirbt man“ in dieſe neue Beleuchtung. Er enthält nun: Nur die vom Leben abkommen, möchten auch vom Sterben abkommen. Der Menſch aber erfährt an ſich: Wer ſich das Leben erſchloſſen hat, der hat ſich auch das Sterben noch als Leben erſchloſſen.

Wenn die Menge andere Erfahrungen hat, was gilt hier wiederum die Menge? Sie erſetzt nicht das Zeugnis eines einzigen Menſchen. Und ein ſolcher Menſch, Walt Whitman, ſchaute in den Tagen ſeiner Lebensvollendung:

„Auf weiter geſegneter Lichtflut und köſtlichſter Luft, mit Wieſen, kräuſelnden Wellen, Bäumen, Blumen und Gras,
Und dem leiſen Raunen des lebensvollen Windhauches — und inmitten Gottes herrlicher ewiger Rechten,
Du, heiliger Herrſcher des Himmels — du Bote, hinüberführender, Wegweiſer aller,
Reicher, blühender Löſer des verſtrickten Knotens, der Leben heißt,
Süßer, friedevoller, willkommener Tod.“

Mehr zu ſagen über dieſe Dinge ziemt mir Unwiſſendem nicht. Mir, der ich wohl noch doppelt unwiſſend bin aus Mangel an Erfahrung, als einer, der möglicher Weiſe erſt in der Mitte zwiſchen Eingang und Austritt ſteht, und der heute noch gern zuwarten will — und wie gerne vorerſt noch! — bis ihn Jahre und Ereigniſſe dieſen Dingen näher bringen. Der aber doch ſoviel erkennt — dem nach, was ihm im Leben geworden iſt — daß er immerhin aus Eigenem zu fühlen vermag, wie man die Wege des Vergehens noch als die Wege des Lebens gehen könne. Jeder Herbſt entfacht in mir ein wenig dieſes Gefühl. Und zuweilen, plötzlich, irgendwann — durch einen Ton oder durch ein Geſchautes geweckt bis ins Tiefſte, aufgeſchloſſen gleichſam bis zum Anſchluß an den Urſprung — verfalle ich einem Hang, der in dieſes Erſchloſſene wie in ein Heimatliches hineinſtrebt und doch nicht loskann und etwas hinterläßt, das wie ein Heimweh der Seele iſt.

*

Oktoberende. Die Schönheit eines ungewöhnlich lange glühenden Herbſtes weilt mit mir in den Bergen, die ich wieder aufgeſucht habe. Faſt ſommerlich lau ziehen noch die Lüfte. Aber ein weiter ſeltſamer Schimmer hat ſich in alle Räume ergoſſen. Der kommt von den Wäldern her, die die Hänge beſetzt halten bis nahe hinauf zu Grat und Gipfel. Und auch da ſchimmert es noch. Es iſt der falbe Gräſerreſt der Almen, der dort die letzte Spur ſeines Sommerlebens verhaucht.

Nun lagert dieſes Vergehen, immer noch glühend, über dem Flammengewog der Lärchwaldung, die wie im letzten Lebensfieber alle ihre Kräfte zuſammenrafft, um noch einmal die Luſt des Abgebenkönnens zu fühlen. Der Anblick iſt ergreifend. Dieſes ſtill bewegte Wipfelheer, das in allen Flammenfarben leuchtet. Ein Nebelflor, der zuweilen darüber hinſtreicht, macht das Geflamme noch beſeelter.

Denn alle die Farben haben Töne, die dem Gehör der Seele zu Melodien werden. Die feiern das Dasein noch im Vergehen, vielleicht mit heimlicher Not am Grunde, wie sonst das Wachwerden einer Liebe gefeiert wird.

Sicher eignet diesem scheidenden Leben auch ein Zustand erhöhter Fülle — wie ihn sonst Liebende erleben —, sei es nun, daß es das zurückbleibende Dasein nochmals glühend umfassen will oder dem Heraufkommen der Urheimat aller Dinge liebend entgegen sieht. Und — so weitet sich mir der Gedanke —: es ist so vielleicht mit jedem Leben in der Natur (wo es nicht gewaltsam endet oder durch schädliche Einwirkungen bereits verkümmert und verdorben ist), daß es gegen sein Ende hin noch einmal zur Entfaltung kommt, zu einer Art Sammlung der Kräfte, die ein Blühen in ihm entfacht und es leuchten und tönen läßt und so in ihm das auslöst, was der Volksmund als „Schwanensang" kennt, wohl weil an diesem liebeskundigen und von den Alten vielfach verehrten Tiere dieser Blühezustand vor dem Ende mehr als anderswo wahrgenommen wurde. Was weiter nicht merkwürdig wäre, da der Geschlechtssinn, wie für die Liebe, so auch für den Tod immer noch der empfänglichste Fühler ist. Denn wie dieser Sinn den Zeugungswillen der Natur zuerst spürt, mag er auch ihren Auflösungswillen zuerst verspüren und so eine Erregung auslösen, die die letzte Lebensflamme anbläst, um sie zu verlöschen . . .

Wieder ist Abend um mich. Die Luft ist noch durchtränkt vom flammenden Schimmer der Lärchen, während die blaue Dunkelheit vom Tale her rasch hereinbricht. Stimmen und Geräusche verlieren sich bald in der Abendruhe, die wie ein weites weiches Bett die verglühende Landschaft aufnimmt, — eine Landschaft, die in den Armen des Herbstes ganz erfüllt ist von jenem unsagbaren Willigsein, das der Seele eignet, die in ein Großes aufgehen will.

Gedichte / von Georg Trakl

Sonja

Abend kehrt in alten Garten;
Sonjas Leben, blaue Stille.
Wilder Vögel Wanderfahrten;
Kahler Baum in Herbſt und Stille.

Sonnenblume, ſanftgeneigte
Ueber Sonjas weißes Leben.
Wunde, rote, niegezeigte
Läßt in dunklen Zimmern leben,

Wo die blauen Glocken läuten;
Sonjas Schritt und ſanfte Stille.
Sterbend Tier grüßt im Entgleiten,
Kahler Baum in Herbſt und Stille.

Sonne alter Tage leuchtet
Ueber Sonjas weiße Brauen,
Schnee der ihre Wangen feuchtet
Und die Wildnis ihrer Brauen.

Afra

Ein Kind mit braunem Haar. Gebet und Amen
Verdunkeln ſtill die abendliche Kühle
Und Afras Lächeln rot in gelbem Rahmen
Von Sonnenblumen, Angſt und grauer Schwüle.

Gehüllt in blauen Mantel ſah vor Zeiten
Der Mönch ſie fromm gemalt an Kirchenfenſtern;
Das will in Schmerzen freundlich noch geleiten,
Wenn ihre Sterne durch ſein Blut geſpenſtern.

Herbſtuntergang; und des Hollunders Schweigen.
Die Stirne rührt des Waſſers blaue Regung,
Ein härnes Tuch gelegt auf eine Bahre.

Verfaulte Früchte fallen von den Zweigen;
Unſäglich iſt der Vögel Flug, Begegnung
Mit Sterbenden; dem folgen dunkle Jahre.

Robert Michel / Der Johanniswurm

Der Zug hatte die Station Janowitz noch nicht erreicht, als er plötzlich mit allen Kräften gebremſt wurde, ſo daß ein widerwärtiges Geräuſch von reibendem Eiſen und ziſchendem Dampf entſtand, während die Waggone ruckweiſe in ihrem Rollen gehemmt wurden. Svoboda, der im Coupee III. Klaſſe des mittleren Waggons ſaß, ging es blitzartig durch den Kopf: Zuſammenſtoß — Füße hoch! Kaum hatte er die Abſätze in der Höhe des Sitzes, drang ihm ein fürchterliches Krachen in die Ohren. Gleich darauf wurde er wie von ſchnellenden Federn emporgeſchleudert. Er hielt noch die Hände ſchützend vor, um den Anprall gegen die Waggondecke zu mildern; aber die Waggondecke war ſchon auseinandergebrochen und Svoboda flog in weitem Bogen hinaus. Als er wieder die Augen öffnete, lag er zwiſchen den Furchen eines Kartoffelfeldes.

Anfangs wagte es Svoboda nicht, ſich zu rühren. Er glaubte, daß er bei der erſten Bewegung einige Knochenbrüche zu fühlen bekommen könnte und daß er aus irgendwelchen äußeren und inneren Verletzungen, von denen er vorläufig nicht wußte, alsbald zu bluten beginnen müßte. Deshalb hielt er noch immer ſtill, während um ihn herum ein lautes Rufen und Sprechen erregter Menſchen das Klagen und Wimmern der Verwundeten übertönte und allmählich ein haſtiges, lärmendes Tun einſetzte.

Um nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen, hob er ein wenig den Kopf, ohne aber den übrigen Körper zu rühren. Durch die Blüten der nächsten Kartoffelstaude sah er auf den Bahndamm hin. Von den zusammengeprallten Zügen standen nur die beiden Lokomotiven aufrecht; sie waren ineinander verfangen und boten ein widerlich sinnloses Bild, so, als wenn man zwei Gesichter mit Gewalt ineinander gezwängt hätte. Ein Mann in blauem Kittel mit schreckensfahlem, verschmutztem Antlitz kletterte auf den Maschinen herum wie eine Ameise, der man den Haufen zerstört hat. Alles übrige der verunglückten Züge sah Svoboda nicht. Dann erblickte er aber ganz nahe neben sich einen Mann, der sitzend unter Stöhnen mit dem Oberkörper hin und her schwankte, so daß von seiner zerrissenen Stirnhaut das tropfende Blut links und rechts die Kartoffelblätter besprengte. Gerade trat an diesen Verletzten ein Offizier heran, dessen Waffenrock der ganzen Länge nach aufgeschlitzt war, und musterte ihn einige Herzschläge lang. Die Züge in dem Gesicht des Offiziers waren unbeweglich und streng und solcher Art, als hätte sie ein jahrelanger Gram vertieft, nicht aber der jähe Schreck eines fürchterlichen Augenblicks. Schließlich begann er eilig den Waffenrock auszuziehen; dann streifte er mit raschem Griff das Hemd über den Kopf herunter, riß es in einige Streifen und machte dem Verletzten, der unter seinen Händen das Schwanken sofort aufgab, mit großer Sicherheit einen Notverband um den Kopf. Als dieser erste Verband fertig war, erhob sich der Offizier, zog den zerfetzten Rock auf den nackten Leib an, legte die übrigen Stücke des Hemdes über den linken Unterarm und blickte um sich. Nun trat er zu Svoboda hin. Auch ihn musterte er vorerst einige Augenblicke lang; dann fragte er ihn mit einer Stimme, die vollkommen dem Ausdruck seines Gesichtes entsprach: „Sind Sie verletzt?“ Svoboda erschrak vor dieser strengen, kommando-

mäßigen Frage und erhob sich rasch, ohne etwas zu antworten. Daraufhin wandte sich der Offizier von ihm ab und ging weiter.

Wie eine frohe Ueberraschung kam es nun Svoboda ins Bewußtsein, daß er sich soeben sicher und schmerzlos bewegt hatte. Sein Mund verzog sich zu einem glücklichen Lächeln; er machte einen Schritt und noch einen und tat dabei mit den Armen Bewegungen wie ein Vogel, der die Flügel lüftet.

Da erblickte er wieder den Offizier, wie er gerade neben einem nächsten Verletzten niederkniete. Von Svobodas Gesicht verschwand sofort das Lächeln und er blickte verwirrt um sich. Er sah völlig zertrümmerte Eisenbahnwagen und andere, die nur umgestürzt waren; und vor allem mußte er die Menschen anschauen. Er sah die geschäftigen und aufgeregten Bewegungen der Heilen um die Verletzten herum und bei den Waggonen und er sah die wehvollen Gebärden der Verwundeten. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas in einer so peinigenden Deutlichkeit gesehen. Er mußte für eine Weile die Augen schließen, um sich wieder zu fassen. Es war aber nicht das Grauenhafte des Bildes, vor dem er die Augen schließen mußte, sondern jene sonderbare Deutlichkeit des Schauens zwang ihn dazu, weil er sie noch nicht zu ertragen verstand. Die Hellsichtigkeit bei diesem Schauen war so überraschend, als hätte er bisher immer nur durch die nebelhaften Gläser einer Brille geblickt, die er nunmehr beim Sturze eingebüßt hatte. Die große Erschütterung, die ihm an Leib und Seele widerfahren war, hatte ihn so seltsam aufgerüttelt. Es war eine unbegreifliche Anspannung aller Sinne, die ihm das Miterleben dieses Eisenbahnunglücks eingebracht hatte; vorläufig merkte Svoboda die Veränderung nur im Schauen.

Ein unbezwinglicher Ekel ergriff ihn vor dem Bilde, das er da sah; und obschon ihm eine innere Stimme sagte,

er müſſe nun ſofort das Beiſpiel des hilfsbereiten Offiziers nachahmen oder zu den zertrümmerten Wagen eilen und dort mit den anderen Hand anlegen, konnte er doch nicht anders als dem Ganzen den Rücken zu kehren; er ging querfeldein davon.

Es geſchah wie von ſelbſt, daß er nach einigen Schritten ſtehen blieb, eine Kartoffelblüte pflückte, ſie aufmerkſam betrachtete und mit langen Zügen durch die Naſe ihren Duft ſuchte und ſie ſchließlich ins Knopfloch ſteckte. Er hätte in ſeiner ganzen Vergangenheit wohl vergebens geſucht, wenn er ſich hätte erinnern wollen, ob er ſchon einmal Aehnliches getan hatte. Bei dieſem Tun hatte er das Eiſenbahnunglück faſt völlig vergeſſen. Nur die zahlreichen Menſchen erinnerten ihn daran, die teils mit entſetzten, teils mit neugierigen Geſichtern an ihm vorbeihaſteten der Unfallſtelle zu, auch querfeldein, da zu dieſem Punkte der Bahnſtrecke kein Weg führte.

Svoboda vermied es, dieſe Leute genauer anzuſehen, weil ſich ihm mit einer unangenehmen Auffälligkeit das Häßliche in ihnen darbot. Nur einmal mußte er eine Ausnahme machen. Bei einem jungen Mädchen war es; von der konnte er das Auge nicht abwenden, ſeit er ſie von weitem erblickt hatte. Sie machte lange anmutige Schritte von Furche zu Furche und der Saum ihres kurzen Kleides brachte die Kartoffelblüten um ſie in eine wogende Bewegung. Und noch durch fünfzig Furchenbreiten von ihr getrennt, hatte er erkannt, daß ſie eine Jüdin war mit braunem Haar und braunen Augen und mit einem Mund, deſſen Anblick ihm ſchon auf dieſe Entfernung eine brennende Sehnſucht bereitete. Daß ihre Hüften und ihre Brüſte von einer frühen Reife geſchwellt waren, hatte er ſchon einige Furchenbreiten zuvor bemerkt.

Svoboda kam gerade aus der Richtung, in der das junge Mädchen ging. Je mehr ſie ſich näherte, deſto unſi-

cherer wurde sein eigenes Schreiten über die Furchen; und als sie endlich in seine Nähe gekommen war und er die feinen Härchen über ihren Mundwinkeln wahrnehmen konnte, und die langen Wimpern, die sie meist gesenkt hielt, weil sie auf den unebenen Weg achten mußte, und zwischen den leicht geöffneten Lippen kleine weiße Zähne, da strauchelte er vollends; dann stand er still und das Wiegen der Hüften und das Wogen der Kartoffelblüten ging ganz nahe an ihm vorüber. Seine Augen folgten ihr, wie Sonnenblumen der Sonne folgen.

Es zog ihn alsbald, ihr nachzugehen. Aber der Hintergrund, den er nunmehr um ihr wiegendes Schreiten sah, diese wüsten Waggontrümmer und die Menschen ringsum, gab ihm wieder solchen Ekel ein, daß er sich gewaltsam von dem Mädchen abwandte und seinen Weg fortsetzte, den Häusern von Janowitz zu. Jetzt erst, während er weiterging und das Bild des Judenmädchens sich immer wieder in seine Vorstellung drängte, so daß ihn seine begehrliche Leidenschaft jedesmal von neuem erhitzte, besann er sich trotzdem zum erstenmal nach dem Zusammenstoß, daß seine Reise ein Ziel gehabt hatte. Er hatte doch zu seiner Frau und zu seinen Kindern nach Eisenstein fahren sollen. Heuer hatte er seine Familie endlich einmal aufs Land schicken können und heute sollte er zum ersten Besuch hinauskommen. Er hielt die Gedanken an seine Frau und die Kinder mit inbrünstiger Kraft fest; und doch sah er gleich darauf wieder die wiegenden Hüften der jungen Jüdin, die er dort hinter sich wußte. Der Aufruhr des heutigen Tages wollte mit der ruhigen Erinnerung an sein gewöhnliches Leben in keinen Einklang kommen. Als er sich vergegenwärtigte, daß er noch am Vormittag sowie tagaus tagein in Pilsen hinter dem Postschalter gesessen war, schien es ihm, als trennten ihn Jahre von jener Zeit. Trotz seiner Verwirrung kam er zu dem Entschluß, den Weg durch die Stadt zu nehmen,

um zur Bahnstation zu gelangen. Von dort konnte er dann den nächsten Zug nach Eisenstein benützen.

Bevor er zu den ersten Häusern von Janowitz kam, strich er den Bart zurecht und reinigte einigermaßen die Kleider, die noch von dem Sturze beschmutzt waren. Obwohl er von niemandem in dieser Stadt gekannt wurde, war es ihm doch angenehm, daß die Sonne schon untergegangen war und er somit im Dämmerdunkel als Fremder nicht sehr auffiel.

Svoboda fühlte sich jetzt, da er einen wirklichen Weg unter den Füßen hatte und links und rechts Häuser sah, weit sicherer. Er ging mit festen Schritten auf der ebenen Straße dem jenseitigen Ausgang der Stadt zu, von wo es nicht mehr weit war zur Bahnstation Janowitz. Eben kam er auf die Eisenbrücke über den Angelbach, als von der Station her auf der Straße eine lichte Gestalt auftauchte, bei deren Anblick ihm das Blut stockte und die Beine versagten. Er lehnte sich an das Brückengeländer und ließ es zitternd geschehen, daß die junge Jüdin in ruhigem, leichtem Schritt sich ihm langsam näherte und ohne ihn anzusehen an ihm vorbeikam, als ginge sie ihn nichts an. Da mußte er die Finger seiner Hände ganz fest um die Eisenstange klammern, an der er lehnte, sonst hätten sie wie sinnlos nach dieser Gestalt in dem weißen Kleide gelangt und für das weitere Geschehen hätte man ihn eigentlich ebensowenig verantwortlich machen können wie etwa für das heutige Eisenbahnunglück. Daß ihre Beine von unten her jetzt nicht mehr von den blühenden Kartoffelstauden verdeckt waren, sondern in der vollen Pracht ihrer Jugend von dem feingewölbten Rist des federnden Fußes an zu sehen waren, wirkte auf Svoboda wie eine Enthüllung, die ihm völlig die Sinne zu rauben drohte.

Er hielt sich noch immer an der Brücke fest, als das Mädchen schon in der Einbiegung der Gasse verschwunden war. Nun verspürte er ein schmerzliches Verlangen, sich aus

dieſen Abgründen bisher ungekannter Leidenſchaften zu retten. Raſch in einen Zug einſteigen und wegfahren von dieſer Stadt, die er nie mehr in ſeinem Leben betreten würde, das erſchien ihm als die ſicherſte Rettung aus ſeiner gegenwärtigen Not. Gleich kamen ihm aber Bedenken: er würde das Bild dieſes leidenſchaftlich begehrten jungen Mädchens mit ſich tragen — und wie ſollte er da ſeiner Frau gegenübertreten können, der er bisher nichts zu verheimlichen hatte? Nein, nein; er mußte zuerſt dieſen unbegreiflichen Zauber durchbrechen, in den er da ohne ſeine Schuld geraten war. Schon flüſterte er ſich mit vernehmlicher Stimme zu, die er recht verächtlich klingen laſſen wollte: „Eine Jüdin iſt ſie.“ Und im Geiſte ſprach er ſich weiter zu: „Nur einmal ſie mit Ruhe anſchauen; oder am beſten, einige Worte mit ihr reden; gleich wird dieſe alberne Anziehung zunichte werden. Ja, ſo muß es ſein — ich muß ſie noch heute ganz nahe ſehen und womöglich mit ihr reden; dann iſt alles gewonnen, dann kann ich es vielleicht ſogar lachend meiner Frau erzählen.“ Daraufhin machte er ſich eilig auf, die junge Jüdin einzuholen.

Svoboda eilte ſo ſehr, daß ſich die Leute neugierig nach ihm umſchauten. Er nahm die erſte leichte Biegung der Straße und dann die zweite — gerade recht war er noch gekommen. Er glaubte ſie mit voller Beſtimmtheit wiedererkannt zu haben; in jenes hohe Haus war ſie ſoeben verſchwunden, von dem er etwa noch hundert Schritte entfernt war und das ſo vorteilhaft abſtach von den übrigen Häuſern der Gaſſe. Es war eigentlich nur ein ganz kurzer Augenblick, in dem er ihr Bild noch erhaſchen konnte; aber hätte er ſie nicht ebenſo ſicher nach dem bloßen letzten Schwung eines Zipfels ihres Kleides erkennen müſſen?

Zu ebener Erde des Hauſes war ein großer Kaufladen; der Name des Kaufmanns war untrüglich ein jüdiſcher Name; alſo war ſie wohl die Tochter dieſes Kaufmannes

und wohnte in der Wohnung des ersten Stockwerkes. Er stellte sich unauffällig schräg gegenüber auf und wollte das Haus beobachten und dabei überlegen, was er weiterhin für seine Zwecke tun könnte.

Aus dem niedrigen Bauernhaus, vor dem er stand, kam eine bucklige Alte heraus und musterte ihn mißtrauisch. Sie ging das einzige Fenster des Hauses von außen schließen, und ließ dabei den Fremden nicht aus dem Auge. Dann ging sie hinein und zog einen Vorhang vors erleuchtete Fenster. Aber unter einem aufgehobenen Zipfel des Vorhangs beobachtete sie ihn weiter; und wenn der Zipfel des Vorhangs fiel, so war die Alte im nächsten Augenblick wieder hinter der halbgeöffneten Tür auf der Lauer.

Bei seiner angespannten Aufmerksamkeit hatte Svoboda auch das Treiben der Alten bemerkt und der Aufenthalt dort war ihm dadurch verleidet. Er ging mit scheinbarer Absichtslosigkeit ein Stück in der Gasse weiter, bis er einen Weg fand, der ihn hinter das Haus des Kaufmannes führte. Dieser Weg war unbeleuchtet und jetzt schon ganz dunkel. Auch schützten ihn die Gebüsche zu seiten des Weges, so daß er völlig unbemerkt bis an den rückwärtigen Garten des Kaufmannshauses gelangte.

Die Fenster des ersten Stockwerkes waren finster und allem Anscheine nach gehörten sie nicht zu einer Wohnung, sondern zu Räumen, die als Lager für den Kaufladen verwendet wurden. Svoboda wollte sich schon zum Rückweg wenden, als plötzlich unter dem Dachgiebel ein Fenster aufleuchtete, das er vorher nicht bemerkt hatte. Er hielt ganz still und vergaß beinahe zu atmen; so erwartungsvoll schaute er auf den weißen Vorhang dieses Fensters. Das glatte Stück weißer Leinwand hing an einer wagerechten Schnur und verdeckte das ganze Fenster. Es war wie ein reines Blatt Papier, das auf den Zeichner wartet.

Nach einer geraumen Weile kam auf die helle Fläche ganz

plötzlich ein unförmiger Schatten ohne genaue Grenzen. Svoboda verschlug es den Atem. Als der Schatten wieder verschwand, begann er, ohne zu wissen warum, nach seinen Herzschlägen zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht . . .", es war ihm noch nicht klar, was er mit dem Zählen wollte; vielleicht wollte er so das Wiedererscheinen des Schattens bis zu einer bestimmten Zahl erzwingen. Ehe er indessen die Neun aussprach, erschien am unteren Saum des Vorhangs ganz deutlich und von nahe schattend eine Hand, die sich wohl auf dem Fensterbrett etwas zu schaffen machte. Schließlich hob sie sich langsam und ein ganzer Arm kam hervor, der sich nach aufwärts bog. Offenbar hatte die Hand, die sich nun hinter dem Fensterrahmen verbarg, etwas am Haar zu tun. Der Arm selbst blieb in dieser anmutig gebogenen Haltung weiterhin sichtbar. Svoboda hatte es gleich anfangs bemerkt: der Arm war nackt. Die leisen Bewegungen der unsichtbaren Hand gaben dem Schattenarm ein aufreizendes Leben. Und in dem leidenschaftlichen Verlangen, sich dieser Erscheinung zu nähern, drängte Svoboda seinen Körper an den Holzzaun des Gartens.

Plötzlich ging die Hand über die lichte Fläche hinab und aller Schatten verschwand. Bald darauf verlosch das Licht und das Zimmer verdunkelte sich völlig; der Vorhang war nur mehr von außen ein wenig erhellt, aber alles Geschehen im Zimmer verdeckte er durchaus. Svoboda hätte angesichts dieses Vorhangs verzweifelt; er gewahrte aber kurze Zeit darauf im Durchblick auf die Hauptstraße, daß dort eine undeutliche weiße Gestalt ging. Es schoß ihm gleich durch den Kopf: vielleicht hat sie da oben nur die Bluse gewechselt und geht nun noch einmal in die Stadt zu einer Freundin oder sonstwo hin.

Er lief gleich das Stück Weges bis zur Hauptstraße. Die weiße Gestalt bewegte sich rasch der Kirche zu und bog

dann links ab. Svoboda war im Zweifel, ob er das Haus des Kaufmanns aus dem Auge laſſen und jener ungewiſſen Erſcheinung folgen oder ob er nicht lieber auf ſeinem Poſten ausharren ſolle. Schließlich folgte er ihr doch, blickte aber immer wieder prüfend nach rückwärts.

Er erſpähte die Geſtalt von neuem, als er zur Kirche gekommen war; ſie ging quer über den Ringplatz. Er bedachte ſchnell: Wenn ſie es wirklich iſt, ſo kommt ſie beſtimmt wieder zurück und ich verfehle ſie nicht; wenn ſie es aber nicht iſt, komm' ich vielleicht zu ſpät zurück und finde die richtige Spur nicht wieder.

Er konnte aber trotzdem nicht widerſtehen, ihr zu folgen. Sie verſchwand abermals um eine Ecke; und als er dort angekommen war, ſah er, daß die helle Geſtalt aus Janowitz hinausging auf dem Alleeweg, der zu einem Berg hinanführte, aus deſſen waldigem Gipfel eine Ruine gegen den Abendhimmel ragte.

Da eilte Svoboda zurück zu dem Kaufmannshaus. Das Geſchäft war ſchon geſperrt; im erſten Stock die Fenſter hatten die Holzläden geſchloſſen. Als er wieder hinter das Haus ging, fand er das Giebelfenſter dunkel, wie er es verlaſſen hatte.

Svoboda begann vor dieſem Hauſe abermals zu zählen; bei jedem Atemzuge zählte er um eines weiter. Er hatte ſich ſchon zurechtgelegt, daß er ſo bis hundert zählen würde; und falls ſich bis dahin an dem Hauſe kein Lebenszeichen offenbaren ſollte, würde er das Warten aufgeben. Er war aber noch nicht weit über die zwanzig hinaus, als in ſeiner Erinnerung die lichte Erſcheinung, der er vorhin gefolgt war, für ihn immer überzeugender die Geſtalt der jungen Jüdin wurde. Mit einem Male war es ihm klar, daß er jene Geſtalt einholen müſſe, um zu ſehen, wer ſie ſei. Das ſtumme Daſtehen des Kaufmannshauſes beſtärkte ihn

noch in seinem Vorhaben. Er gab das Zählen auf und ging.

Es war schon sehr spät geworden und er begegnete keinem einzigen Menschen.

Durch die Stadt vermochte Svoboda nicht so zu eilen, wie ihn die Sehnsucht nach der hellen Gestalt trieb. Er glaubte offenbar nicht ganz fest daran, daß jene Erscheinung, der er nun nacheilen sollte, die junge Jüdin sein müßte. Ja, bei jedem einzelnen Haus tauchte in ihm der Zweifel auf, daß er sich mit seinen Beobachtungen im Dunkel vielleicht geirrt hatte, und jedes einzelne Haus konnte nun das gesuchte Mädchen vor ihm verbergen. Er vermochte nur ganz langsam zu gehen und nur in der Mitte der Straße, um die Nähe dieser Häuser zu vermeiden, die ihn alle wie große, schweigende Gesichter anschauten. Dieser Weg durch die Stadt schien ihm Stunden zu dauern und machte ihn völlig müde. Wenn irgendwo eine Türe ging oder ein Fenster geschlossen wurde, erschrak er, als wäre das für sein Schicksal von Bedeutung gewesen. Einmal lief ein Hund an ihm vorbei; Svoboda mußte stehen bleiben und ihm mit wirrer Erregung nachblicken. „Wo wird er hinlaufen? Wo wird er hinlaufen? Wo wird er hinlaufen?“ klang es wie eine dumpfe bange Schicksalsfrage in ihm. Als der Hund schließlich in eine enge Seitengasse abbog, stöhnte Svoboda leise auf und ging weiter. Dann blieb er aber stehen, stampfte mit dem Fuße und schrie sich selbst an: „Zum Teufel, was geht mich der Hund an!“ Daraufhin kam er rascher vorwärts und bald war er in der Allee, die ihn zwischen den Feldern bergan führte.

Nachdem Svoboda die Gasse verlassen hatte und links und rechts nur mehr freie Felder sah, wurde ihm bei seiner Erregung in dem Dunkel und der Einsamkeit bange zu Mute. Nur die strahlende Vorstellung des jungen Mädchens, das er einzuholen hoffte, bewirkte es, daß er nicht

gleich anfangs umkehrte. Er ging jetzt immer geſchwinder; die helle Geſtalt konnte nicht allzu weit vor ihm ſein, keinesfalls war ſie ſchon oben angelangt, dort wo ſich der Weg im Baumdunkel des Gipfels, aus dem die Ruine ragte, verlor. Er ſtellte ſich neben der Ruine zwiſchen den Kronen alter Bäume ein ſchönes Schloß vor und jenſeits auf dem Abhang einen freundlichen Ort.

In ſeinem raſchen Gange ſtieß Svoboda an den niedrigen Aſt eines Apfelbaumes und der Hut fiel ihm vom Kopfe. Darüber war er ſo erſchrocken, daß er eine geraume Weile nicht vermochte, den Hut aufzuheben. Dieſer Schreck ließ eine Angſt in ihm zurück, die ihm bei ſeiner Erregung und Verwirrung völlig unerträglich wurde. Nur das Denken an das Judenmädchen milderte einigermaßen dieſe Angſt und er haſtete weiter.

Aber auch das Denken an das junge Mädchen vermochte ihn nicht darüber hinweg zu täuſchen, daß er durch eine bedrückende Einſamkeit auf einem fremden nächtlichen Weg ins Ungewiſſe ging. Es kam ihm der Wunſch, irgendein Lebeweſen in ſeiner Begleitung zu haben; das hätte ihn beruhigt und ermutigt. Warum hatte er nicht den Hund, der unten im Ort an ihm vorbeigelaufen war, an ſich gelockt als Begleiter für dieſen Weg? Einmal hatte er den Einfall, einen Baum zu ſchütteln: vielleicht ſchlief dort ein kleiner Vogel und der würde beim raſchen Erwachen im Dunkel nicht den Weg für einen Flug finden und flatternd zu ſeinen Füßen fallen; den könnte er aufheben und mit ſich tragen; es wäre ihm viel damit geholfen.

Plötzlich mußte Svoboda wieder mit einem Schrecken innehalten: er war vor einen tanzenden Schwarm kleiner Lichter geraten. Erſt allmählich gab ihm die Vernunft die Erklärung, daß es Johanniswürmer ſeien. Da begann er alsbald nach dieſen leuchtenden Käfern zu haſchen, und als

er endlich einen in der hohlen Hand gefangen hielt, empfand er es wie ein Glück, daß er nun doch ein lebendes Wesen bei sich hatte. Er machte dem Insekt aus seiner linken Hand sorgsam ein geräumiges Gehäuse und eilte so weiter. Hin und wieder blieb er stehen und stärkte sich an dem Schimmern seines kleinen Gefährten.

Dank dem Johanniswurm und dank dem Bewußtsein, daß er nunmehr die helle Gestalt bald einholen müsse, wurde ihm immer leichter und froher zu Mute. Wie die Angst in ihm schwand, so nahm der Wunsch nach der jungen Jüdin an Glut immer zu. Der Weg begann nun eine stärkere Steigung und versprach von der nächsten Stufe aus einen weiteren Ausblick. Svoboda stürmte dieses Stück Weges, als erwarte ihn oben das einzige Glück seines Lebens.

Und in der Tat, da oben fand er sie, die lichte Gestalt; in der Mitte des Weges schritt sie vor ihm hin, fast greifbar nahe. Nein, sie kam ihm sogar entgegen. Svoboda blieb in Verzückung stehen und breitete beide Arme weit aus. Da hielt auch die helle Gestalt still. Nach einigem Zögern machte er ihr wieder einige Schritte entgegen und auch sie schien sich wieder zu nähern. Svoboda vermochte seine bebenden Beine nicht weiter vorwärts zu bewegen — er sank langsam auf die Knie und wartete mit offenen Armen.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus und hielt sich die Hände vor die Augen. Er hatte mit Entsetzen erkannt, daß ihn der freie Durchblick durch die Bäume auf den Himmel hin getäuscht hatte. Wirklich zeichneten die Kronen der Bäume gegen den Himmel im Zwischenraum einen hellen Fleck, der nicht anders aussah als die Gestalt eines Mädchens. Svoboda begann nun wie ein Irrer sich um sich selbst drehend herumzutasten, als suche er einen Halt. Da glänzte ihm vom Boden her etwas entgegen. Er bückte sich rasch danach und bald hielt er wieder seinen Johanniswurm in der Hand.

Das gab ihm wieder einige Fassung und er vermochte den Weg fortzusetzen.

Nun kam eine Stelle des Weges mit alten Bäumen und mit dunklem Hintergrunde, so daß Svoboda in der Finsternis den Weg kaum mehr erkannte. Weil er aber seine Schritte nicht verlangsamen wollte, hielt er beide Hände vor, um nicht blindlings an etwas zu stoßen. Kaum war er eine Strecke so gegangen, als seine linke Hand heftig gegen einen Baumstamm schlug. Er blieb sofort stehen; unwillkürlich führte er die brennenden Fingerknöchel an den Mund und fühlte, wie warmes Blut über die Finger rann. Mit Grauen gedachte er nun auch des Johanniswurmes; aber er wagte nicht die Faust zu öffnen, weil er überzeugt war, daß er den Käfer bei dem Anprall zerdrückt hatte.

Fassungslos und in völliger Verwirrung begann er weiterzustürmen, von den dunklen Mächten getrieben wie ein steuerloses Fahrzeug von einem Sturmwind. Der Verlust des Johanniswurmes hatte ihm den letzten Halt geraubt. Schließlich rannte er mit voller Kraft den Schädel gegen einen Baum und fiel um. In seinem Hirn leuchtete noch einmal die helle Gestalt eines jungen Mädchens auf, dann wurde es finster.

Er lag regungslos hingestreckt im Straßengraben. Zwischen den Fingern der linken Hand kroch ein leuchtender Johanniswurm hervor.

Am folgenden Tage wurde Svoboda in bewußtlosem Zustand aufgefunden und ins Spital nach Klattau gebracht. Die Zeitungen, die ihn anfangs bei den Berichten über das Eisenbahnunglück als Vermißten ausgewiesen hatten, ergingen sich nun in den verschiedensten Vermutungen.

Svoboda blieb zwei Wochen lang ohne Bewußtsein. Als er schließlich befragt wurde, wieso er so weit von der Unfallstelle abgekommen sei, wußte er keine Aufklärung zu geben. Seine Erinnerung hatte die Erlebnisse jenes Tages

nur als Traum in die anderen wirren Träume, die ihn während des Krankenlagers verfolgt hatten, eingereiht. Und doch mußte er ſich, längſt nachdem er an Körper und Geiſt geneſen das Spital verlaſſen hatte, noch beſonders oft dieſes einen vermeintlichen Traumes erinnern. Immer zeigte ihm dieſe Erinnerung die helle Geſtalt eines jungen Mädchens und einen leuchtenden Johanniswurm.

Hugo Neugebauer / Abendmahl

Vom Abendglanze war das Land erhellt:
Es lag der Sonne zarteſtes Gewebe
Ueber dem Laub der traubenſchweren Rebe
Und überm körnerſchweren Aehrenfeld.

Und Wortes Saft, der Stöck und Halme ſchwellt',
Brauſt' alſo laut in mir: O ſieh, ich gebe
Zu Speis und Tranke mich, daß jeder lebe
Von Gottes Fleiſch und Blute dieſer Welt.

Wohl jedem, der mich andachtsvoll genoſſen
Im ſonnentrunknen Blute meiner Rebe,
Das ich mit Tränen und mit Tau vergoſſen,

Im Fleiſche meines Korns, das ich enthebe
Der Mutter Schoß, darin es ruht verſchloſſen,
Daß es im Aethergeiſt des Vaters ſchwebe.

Keramika / von Adolf Loos

Dem Menschen, der die heutige Kultur besitzt, gefallen Gebrauchsgegenstände aus Glas, Porzellan, Majolika und Steingut am Besten, wenn sie undekoriert sind. Aus dem Trinkglas will ich trinken. Ob Wasser oder Wein, Bier oder Schnaps: das Glas sei so beschaffen, daß mir das Getränk am Besten schmeckt. Das ist die Hauptsache. Und aus diesem Grunde opfere ich gern alle altdeutschen Sprüche oder sezessionistischen Ornamente. Wohl gibt es Mittel, das Glas so zu behandeln, daß die Farbe des Getränkes erhöht, verschönert wird. Das selbe Wasser kann in einem Glase schal und matt, in einem anderen frisch wie aus der Bergquelle aussehen. Das kann man durch gutes Material oder durch den Schliff erreichen. Beim Gläserkaufen läßt man sich daher die vorgelegten Gläser mit Wasser füllen und wählt nun das beste aus. Dann blieben die Gläser, die so dekoriert sind, als schwämmen grüne Blutegel drin herum, unverkauft.

Aber das Getränk soll nicht nur gut aussehen: es soll auch gut getrunken werden. Die Gläser, die in den letzten drei Jahrhunderten angefertigt wurden, erfüllen diese Forderungen fast immer. Unserer Zeit — nein, ich will unsere Zeit nicht schmähen —: unseren Künstlern war es vorbehalten, außer unappetitlichem Dekor auch noch Glasformen zu erfinden, aus denen man nicht trinken kann. Es gibt Wassergläser, aus denen Einem das Wasser rechts und links bei den Mundwinkeln herausrinnt. Es gibt Liqueurgläser, die nur zur Hälfte geleert werden können.*) Bei neuen Formen sei man daher vorsichtig und wähle lieber die alten.

* Für Liqueurgläser haben die schnapskundigen Holländer eine klassische Form gefunden: eine Windenblütenform. Da kann der schwerflüssige Liqueur leichter herausfließen. Es war daher selbstverständlich, daß die wiener Sezession das umgekehrte Prinzip für Liqueurgläser beschloß: die Mandarinenform. Nur Schlangenmenschen, die sich soweit zurückbeugen können, daß sie mit dem Kopf die Erde berühren, können ein solches Glas leeren.

Genau so ist es beim Teller. Wir fühlen feiner als die Menschen der Renaissance, die noch ihr Fleisch auf mythologischen Darstellungen schneiden konnten. Wir fühlen auch feiner als die Menschen des Rokoko, die sich nichts daraus machten, wenn die Suppe durch das blaue Zwiebelmuster eine unappetitliche grüngraue Farbe bekam. Wir essen am liebsten von weißem Grunde. Wir. Die Künstler denken darüber anders.

— — — — — — — — — — —

Aber die Objekte der Keramik dienen nicht nur zum Kochen, Essen und Trinken. Das Glas dient uns als Fensterscheibe, Thonwaren als Fliesen, Wand und Tischplattenverkleidung, als Ofen oder Kamin, als Blumenvase oder Schirmständer. Und endlich kann sich der Künstler des Thones bedienen, um ihn zu formen, zu glasieren und zu brennen, weil er den Drang in sich fühlt, Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine so darzustellen, wie er sie sieht.

Einst saß ich mit einigen „angewandten Künstlern" im Kaffeehause. Man sprach davon, eine keramische Versuchsanstalt in der Kunstgewerbeschule zu gründen. Ich war gegen Alles, was die Herren vorbrachten, und Alle waren gegen mich. Ich vertrat den Standpunkt des Meisters, des einfachen Arbeiters. Und sie vertraten den Standpunkt des Künstlers.

Jemand hatte eine wunderbar rote Blüte mit sammtenen Blättern mitgebracht. Die stand in einem Wasserglas auf dem Tisch. Und Einer sagte: Sehen Sie, Herr Loos, Sie verlangen nur, daß man Töpfe macht. Wir aber wollen versuchen, eine Glasur zu erzeugen, die dieselbe Farbe hat wie die Blume hier. Man war Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, alle Blüten der Welt sollten ihre Farbe für neue Glasuren hergeben. Man sprach und sprach . . .

Nun hat mich aber die Natur mit einer kostbaren Gabe beschenkt. Sie hat mich schwerhörig gemacht. Und so kann

ich denn unter laut ſtreitenden und debattierenden Menſchen ſitzen, ohne verurteilt zu ſein, das Blech zu hören. Dann hänge ich meinen Gedanken nach.

Damals fiel mir mein Meiſter ein. Kein Künſtler. Ein Arbeiter. Blumen ſieht er nicht. Er liebt ſie auch nicht. Er kennt ihre Farbe nicht. Aber ſeine Seele iſt von Farben erfüllt, die ſich nur in Glaſur auf Thon darſtellen ließen.

Ich ſehe den Meiſter vor mir. Er ſitzt vor dem Brennofen und wartet. Farben hat er geträumt, die der Schöpfer zu träumen vergeſſen hat. Keine Blume, keine Perle, kein Erz hat eine ähnliche Farbe. Und die ſollen nun Wirklichkeit werden, ſollen funkeln und ſtrahlen, die Menſchen mit Luſt oder Melancholie erfüllen.

Das Feuer brennt. Brennt es für mich oder brennt es gegen mich? Giebt es meinen Träumen feſte Formen oder frißt es meine Träume auf? Ich kenne Jahrtauſende von Werkſtatt-Traditionen. Was irgend dem Töpfer frommt: ich weiß es, ich habe es angewandt. Aber wir ſind noch nicht am Ende. Der Geiſt der Materie iſt noch nicht überwunden.

Möge er es nie werden. Mögen die Geheimniſſe der Materie immer für uns Myſterien bleiben. Sonſt ſäße nicht der Meiſter in qualvollem Glück vor dem Brennofen, harrend, hoffend, träumend von neuen Farben und Tönen, die Gott in ſeiner Weisheit zu erſchaffen vergaß, um den Menſchen an der herrlichen Luſt des Schöpfers teilnehmen zu laſſen.

„Alſo was meinen Sie dazu, Herr Loos?“ fragte der Eine.

Ich meinte nichts.

Unſere Künſtler ſitzen am Reißbrett und machen Entwürfe für die Keramik. Sie teilen ſich in zwei Lager. Die Einen entwerfen in allen Stilarten, die Andern nur „modern“. Beide Lager verachten einander gründlich. Aber auch die modernen Künſtler haben ſich geſpalten. Die Einen verlangen, daß das Ornament der Natur entnommen werde,

die Anderen, daß das Ornament nur der Phantasie entspringe. Aber alle Drei verachten den Meister. Warum? Weil er nicht zeichnen kann. Das schadet dem Meister aber nicht. Kacheln, die Bigot in Paris vor zehn Jahren geschaffen hat, haben noch nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Aber die Muster, die die Künstler vor fünf Jahren auf den Markt brachten, bereiten selbst ihnen heute schon Nervenschmerzen. Das gilt natürlich von allen Entwürfen dieser Richtung.

Wer keramische Produkte kauft, möge sich Das stets vor Augen halten. Man gibt doch nicht sein Geld aus, um sich in drei Jahren darüber zu ärgern. Gegenstände, die das meisterliche, schöpferische Gepräge tragen, werden ihren Wert stets behalten. Gegenstände, die mit sezessionistischem Ornament versehen sind, sollen, wenn sie Einem auch gefallen, zurückgewiesen werden. Sie gefallen Einem, nicht, weil sie schön sind oder unserem Empfinden entsprechen, sondern, weil man versucht hat, uns diese Richtung aufzudrängen. Man verlasse sich auf sein Empfinden, das man besaß, bevor Hermann Bahr über diese Dinge schrieb.

Reißbrett und Brennofen! Eine Welt scheidet sie. Hier die Exaktheit des Zirkelschlages, dort die Unbestimmtheit des Zufalles, des Feuers, der Menschenträume und das Mysterium des Werdens.

— — — — — — — — — — —

Ich schreibe nur für Menschen, die modernes Empfinden besitzen. Für Menschen, die der Weltordnung dankbar sind, daß sie heute und nicht in früheren Jahrhunderten zu leben haben. Für Menschen, die sich in Sehnsucht nach der Renaissance oder nach dem Rokoko verzehren, schreibe ich nicht. Es gibt solche Menschen. Sie weisen immer auf die vergangenen Jahrhunderte, in denen Maler und Bildhauer Entwürfe für den Handwerker geliefert haben. Sie weisen auf die Renaissance, in der die Menschen aus Krügen tran-

ken, in die eine ganze Amazonenſchlacht modelliert oder geſchnitten war. Sie weiſen auf Salzfäſſer, die wie ein Schiff ausſahen, das von Tritonen gehalten und wo das Ruder als Salzlöffel verwendet wurde. Unmoderne Menſchen. Und ſie liefern Entwürfe für das Handwerk. Oder ſie modellieren, wenn ſie zufällig von ihren Eltern auf die Bildhauerſchule geſchickt wurden, gleich Alles ſelber.

Wollt Ihr einen Spiegel? Hier iſt er: ein nacktes Frauenzimmer hält ihn. Wollt Ihr ein Tintenfaß? Hier iſt es: Najaden baden um zwei Felſenriffe. In einem iſt Tinte, in dem anderen Streuſand. Wollt Ihr eine Aſchenſchale? Hier iſt ſie: eine Serpentintänzerin liegt vor Euch ausgebreitet und an ihrer Naſenſpitze könnt Ihr Euch die Zigarrenaſche abſtreifen.

Ich fand das nicht gut. Und da ſagten die Künſtler: Seht, er iſt ein Feind der Kunſt. Aber nicht, weil ich ein Feind der Kunſt bin, fand ich es nicht gut, ſondern, weil ich die Kunſt gegen ihre Bedränger in Schutz nehmen wollte. Man hat mich aufgefordert, in der Sezeſſion auszuſtellen. Ich werde es tun, wenn die Händler aus dem Tempel vertrieben ſind. Händler? Nein. Die Proſtituierer der Kunſt.

Wendet Euch von den Propheten der Renaiſſance. Liebt Eure modernen Gegenſtände. Seht den herrlichen Spiegel! Konnte die Renaiſſance ein Glas hervorbringen, das ein weißes Taſchentuch mit derſelben Reinheit und Friſche reflektiert? Seht das herrliche Tintenfaß! Wie der große geſchliffene Kriſtallglaswürfel funkelt und gleißt. Es kann nicht umfallen; es kann nicht. So ſchwer, ſo feſt ſteht es auf dem Tiſch. Wie ſicher man ſich fühlt! Es kann nicht umfallen. Seht die herrliche Aſchenſchale! Eine große Glasſchale mit Silber montiert. Waſſer iſt darin, um die glühenden Zigarrenreſte ſofort auszulöſchen. Die ſilberne Montierung hat Einbuchtungen, in die man die brennende Zigarre legen kann. Hat die Renaiſſance ſo herrliche Dinge aufzu-

weiſen? Freut Euch, freut Euch, Ihr Menſchen des zwanzigſten Jahrhunderts!

— — — — — — — — — — — —

In den Auslagen ſieht man Tiere aus weißem Porzellan. Gelbe oder blaue Flecke unter der Glaſur geben ihnen einen charakteriſtiſchen „Chic“. Sie ſind hübſch, dieſe kopenhagener Arbeiten. Die eingerollte Katze. Oder die beiden Hündchen, die ſich an einander drücken. Mir gefallen ſie ungemein, — in den Auslagen. Denn — wie merkwürdig! — ich wäre in Verlegenheit, wenn mir eins davon geſchenkt würde. Ich würde es in meiner Wohnung nicht zur Schau ſtellen. Gewiß, die Beſucher kommen und ſagen: Ah! Kopenhagen! Das macht Einem Freude. Wie es einem Freude macht, wenn man eine Zigarre anbietet und den Ruf vernimmt: Bock Imperiales! Zwei Kronen das Stück! Denn dieſe Freude iſt teuer erkauft. Den ganzen Tag muß ich mich von dem Vieh anglotzen laſſen. In ſeiner perfiden, humoriſtiſchen Weiſe. Dazu bin ich nicht immer zu haben. Dafür bin ich nicht immer geſtimmt. Indifferente oder große Dinge will ich in meinem Zimmer ſehen. Korbfauteuils oder Reproduktionen Klingers. Oder die witzigen Erzeugniſſe früherer Jahrhunderte. Vieux Saxe. Die greifen nicht mehr in mein Leben. Die ſind durch ein Jahrhundert von mir geſchieden.

Die altdeutſchen Sprüche an den Wänden ſind wir jetzt glücklich los. Aber wenn nun die „angewandten Künſtler“ kämen und ſagten: Schafft moderne Sprüche! Ich ſage: Nein, gar keine Sprüche! Mit Witzblättern werde ich mir nicht mein Zimmer austapezieren. Dafür weiß ich mir einen anderen Ort.

Kopenhagen macht auch Blumenvaſen. Blumenvaſen iſt nicht das treffende Wort. Vaſen iſt vielleicht richtiger geſagt. Denn dieſe Vaſen wirken beſſer, wenn keine Blumen darin ſind. Blumen will ich im Zimmer haben. Aber mit

den raffinierten Kunſterzeugniſſen dieſer Richtung können ſie nicht konkurrieren. In bunzlauer Geſchirr kommen ſie beſſer zur Geltung. Das fühlt Jeder. Und daher ſieht man die kopenhagener Vaſen immer leer.

Ich glaube, die Zeit wäre nun glücklich vorbei, wo ſich das Stürmen und Drängen der Menſchen in Gebrauchsgegenſtände verkroch, die unbenutzbar waren, in Bierkrügel, aus denen man nicht trinken, in Schuſterhämmer, mit denen man nicht Stifte einſchlagen konnte. Der moderne Menſch hat andere Mittel, ſeine Ueberſchüſſigkeiten loszuwerden. Einmal wachte ich fröhlich auf. Mir hatte geträumt, das ganze Kopenhagener Getier ſei toll geworden und müſſe dem kopenhagener Vaſenmeiſter übergeben werden.

Manche Leute ſagen mir nach, daß ich Geſchmack beſitze. Wenn man einmal in dieſen Ruf kommt, wird man von den Leuten gern bei ihren Einkäufen mitgenommen. So bat mich eine Dame, mit ihr in die Sezeſſion zu gehen, um ihr beim Einkauf zu helfen. Zimmerſchmuck. Geld ſpielte keine Rolle. Aber groß durfte es nicht ſein. Ich riet ihr zu einem kleinen Marmorblock von Rodin. Ein herrliches Antlitz entrang ſich mühſam dem Stein. Die Dame beſah das Stück von allen Seiten. Sie wurde verlegen. Dann ſagte ſie: Wozu dient Das? Nun war es an mir, verlegen zu werden. Das merkte ſie. Und ſie ſagte: Sehen Sie, Herr Loos! Sie ſind immer ſo gegen Gurſchner und die Anderen. Aber bei Denen weiß ich doch, was ſie wollen. Kann ich an dieſem Stein Streichhölzer anzünden? Und wenn ſchon! Wo ſoll ich ſie hinlegen? Kann ich eine Kerze dranſtecken? Wo iſt die Vorrichtung dafür? Kann ich Aſche abſtreifen?

Wie ſagte ich doch vorhin? Proſtituierer der Kunſt!

(1904)

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Deutſches Leid. Der nationale Unfug wird immer ärger. Nun richtet er ſich als deutſche Entrüſtung gegen die Nobelpreis-Richter, weil er ſich einbildet, daß „die Uebergehung Roſegger's bei der Verleihung des Nobelpreiſes für Literatur infolge der Proteſte von ſlaviſcher Seite“ erfolgte. Und eine kleine Zeitungsſtimme droht ſogar, wie kaum ein Miniſter des Auswärtigen: „Von deutſcher Seite wird man nun von den Herren in Stockholm energiſch Aufklärungen verlangen müſſen“. Entſetzt frägt man ſich: was iſt hier größer, die Dummheit oder die Frechheit?

Aber dieſe kleinen Zeitungsſtimmen ſchwätzen nach dem Beiſpiel der großen. Da iſt z. B. ein „St--g“ in der „Neuen Freien Preſſe“, deſſen loſes Gewäſch, das ebenfalls die Anwärterſchaft Roſegger's auf den Nobelpreis ausſpielt, wiederum nur beweiſt, daß auch dieſem „Welt“-Blatt die Fähigkeit, in Dingen der Kunſt und Dichtung mitzureden, immer mehr abhanden kommt. Nachdem von „weltfremden Einſiedlern“ und „Einſiedlerpreis“, von einem „literariſchen Oktroi“ und „ſozialen Tendenzen“ der Nobelſtiftung geſchwätzt wurde, wird herablaſſend eine „Koſtprobe“ des preisgekrönten indiſchen Dichters Rabindranath Tagore aufgetiſcht; daran ſchließt ſich einige Auskunft über die Perſon und das Schaffen des Dichters, und zuletzt wird geſagt: „Ob nur die exotiſche Buddhiſtenmode Rabindranath Tagore den Preis verſchafft hat oder ob nicht vielleicht auch Englands Indienpolitik die Krönung des bengaliſchen Dichters gern ſah, bleibt das Geheimnis der Stockholmer Preisrichter, die einen neuen Lord Byron geſchaffen haben: ‚Ich erwachte eines Morgens, und ſiehe da, ich war berühmt!‘“

Gut gebellt, Journaliſt! muß man hier ſagen, und man bedauert nur, daß Peter Roſegger in dieſe Dinge hineinge-

zogen wurde, in die er nie hineingehört. Denn auf den Nobelpreis, insoferne dieser als internationale und höchste Auszeichnung für Literatur gedacht ist, kann das gewiß volkstümliche und volkskundige Erzählertalent eines Rosegger doch niemals Anspruch erheben. Daß Rosegger kürzlich seine 70 Jahre vollendet hat, ist auch noch kein Grund, in ihm einen Anwärter für den Nobelpreis zu sehen, höchstens eine Entschuldigung für den blinden Ehrgeiz seiner Verehrer. Und so mag die vermeintliche Brüskierung des steirischen Poeten in heimatlichen und nächsten Kreisen Leid, gewissermaßen *steirisches* Leid, auslösen. Das darf jedoch nicht *das deutsche Leid* werden; es zöge sonst noch Herrn Rudolf Hans Bartsch auf den Plan und dessen berechtigtere Ansprüche. Aber — Scherz beiseite! —: Daß Rosegger in diese Angelegenheit hinein gezogen wurde, verdankt er, glaube ich, mehr seinen Schwächen als seinen Vorzügen. Man hat als Mensch und Dichter die Presse, das Soziale, das Nationale und wie die Korruptionsmächte sonst noch heißen mögen, die heute als Kulturpächter auftreten, nicht ungestraft auf seiner Seite. Es muß etwas vorhanden sein, das diesen Mächten eine Handhabe gibt, in einem einen Verbündeten zu wittern. An Rosegger findet sich diese Handhabe und zwar in seiner Werbe- und Sammel-Tätigkeit sowohl für Deutschtum wie für protestantisches Kirchentum. Derartiges verhandelt vortrefflich, aber es schadet dem Dichter und Menschen. Der Rosegger, der sagt: „So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Krage auf den Rücken, und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche . . . Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Gaben zu diesem Kirchenbau im Waldland für Eure Glaubensgenossen. Ihr habt ja gewiß auch schon oft erfahren, daß alles, was im Sinne des Christentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt", dieser Rosegger

zeigt, daß er in religiösen Dingen über das Konventionelle nicht hinaus ist. Es ist auch mehr als fraglich, ob das Sammeln für einen Kirchenbau ein Tun im Sinne des Christentums ist, und wenn dieses mit Kirchentum schon identifiziert wird, ob solches Christentum wirklich wunderbaren Segen in unser Leben bringt. In nationalen Dingen ergeht es Rosegger nicht besser. Auch hier ist es fraglich, ob die drei Millionen, die als Bausteine gestiftet wurden, eine wahre Stärkung für das Deutschtum bedeuten. Denn schließlich muß doch auch am Deutschen das Menschentum die Stärke ausmachen, und das läßt sich nicht wie die Sprache als Uniform aufbringen. Und wie diese Bausteine einliefen! Man hörte sie (den Berichten nach) nur so prasseln, gleich dicken Hagelkörnern, die bis zu den windischen Grenzen fielen und die vielleicht zur Folge haben werden, daß sich mancher windische Same deutsch verlautbart. Unterdes aber mag mancher bedeutende Mensch in sehr deutschen Landen mühsam um sein Brot ringen. Denn die Deutschen haben nur das Deutsche und nicht das Bedeutende zu schätzen gelernt. Und so muß das Nationale herunterbringen, statt hinauf. Wider den Erzähler Rosegger, dem Bedeutung zukommen mag, steht demnach belastend Rosegger der Sammler; ich wenigstens kann diesem keine erfreuliche Seite abgewinnen. Wenn er schon geben will, gebe er aus Eigenem und lasse Kraxe und Stecken zu Hause (zumal er heute auch kein Landmann mehr ist). Oder er sammle für völlig ausgesetzte Dinge, die keine Anhängerschaft von Mehrheiten eintragen. Denn die Verhandelungen mit diesen Mehrheiten sind immer ein Fragwürdiges für einen schaffenden Menschen. Was aber den indischen Dichter Rabindranath Tagore betrifft, so müßte ein Peter Rosegger selber einsehen, daß an dessen menschliches und dichterisches Vermögen sein eigenes Schaffen *nicht heran-*

reicht. Schon die wundervolle Koſtprobe gibt Zeugnis hiefür. Sie lautet: „Leben und Tod“.

Ich war des Moments nicht bewußt, als ich die Schwelle des Lebens überſchritt.

Welche Kraft war es, die mich wie eine Waldblume um Mitternacht dieſem unendlichen Myſterium öffnete?

Als ich am Morgen ins Licht ſah, fühlte ich einen Augenblick, daß ich in dieſer Welt kein Fremdling ſei und daß mich der Unerforſchliche ohne Namen und Form in ſeine Arme genommen hatte mit den Armen meiner eigenen Mutter.

So wird mir dieſer Unbekannte auch im Tode erſcheinen, wie ich ihn immer kannte. Und weil ich dieſes Leben liebe, weiß ich, daß ich auch den Tod lieben werde.

Das Kind ſchreit, wenn die Mutter es der rechten Bruſt wegnimmt. Aber im nächſten Augenblicke findet es an der linken Bruſt Erquickung.

Und jener Journaliſt ſteht vor dieſer Probe wie vor unnützem Tand. Und verdächtigt die Nobelpreis-Richter (die unvergleichlich anſtändiger werteten als bei uns zu Lande in ſolchen Fällen je gewertet wurde) der Modeſchwärmerei oder politiſcher Beeinfluſſung. Und mault etwas von Weltfremdheit. Und ahnt nicht, vor Dünkel ſtumpf, daß dem Menſchen und Dichter, dem das Leben vertraut wird, die Welt, in der der Journaliſt lebt, fremd werden muß.

Nago, im Dezember 1913.

(gez. von Max v. Esterle)

Gemeinderat Philipp Mayer (Innsbruck)

Krupp-Prozeß und Trust-Unfug

Rauschen im fortschrittlichen Blätterwald: „Die Freiheit in Gefahr — Der Staatsanwalt drängt sich in die privaten Verhältnisse einer geschäftlichen Unternehmung."

Der Krupp-Prozeß ist für die Form, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa angenommen haben und anzunehmen drohen, symptomatisch. Es handelt sich mir hier nicht um Schuld oder Unschuld der Aktiengesellschaft Krupp in diesem einzelnen Falle, noch weniger um eine Kritik der Prozeßführung — es gilt den geschäftlichen Geist von heute zu kennzeichnen, wie er sich im Prozeß und durch dessen Kommentar in vielen Zeitungen verrät. Er läßt sich in zwei Zielen beschreiben: Konzentration von Geld und — dadurch — Macht in wenigen Händen, und, um das zu erreichen und das Erreichte zu behalten, Abhängigkeit der staatsverwaltenden Beamten und Körperschaften von diesen Machthabern. Der Verteidiger umschrieb den zweiten Satz mit höflichen Worten: „Aus welchem Grunde geben denn große Schiffahrtsgesellschaften Freibillete und große Feste? Doch nur um eine enge Fühlung zu gewinnen mit verschiedenen Persönlichkeiten. Das ist gang und gäbe und in keiner Weise ungewöhnlich und unzulässig." Der Schluß, den der Verteidiger aus diesen Worten zog, verdient ebenfalls Zitierung: „Man sollte sich hüten das, was wir für höhere Kreise der Gesellschaft für selbstverständlich halten, ohne weiteres abzuschneiden für den Verkehr in den mittleren Gesellschaftskreisen"; vorsichtig verdeutscht: man „beschenke", der besseren Geschäfte halber, die mittleren „Gesellschaftskreise" wie die höheren. Das Vorbild für dieses geschäftliche Gebahren sind die amerikanischen Trusts. In älterer Zeit Rockefeller und Morgan, in neuerer Zeit Tom Bruan haben nicht Verbrechen, Bestechungen und Meineide gescheut, wenn ihre Taschen dadurch voll wurden. Der Petroleumtrust, der Kupfertrust, der Whiskytrust, der neue Tabaktrust sind eine Reihe von Niederträchtigkeiten, für die jeder, der weniger Geld und dadurch weniger Einfluß hätte und hat, ins Zuchthaus müßte und muß. Eine Anzahl deutscher Aktiengesellschaften ist bereits in Händen der amerikanischen Trustmänner und

Geldkönige, die bekanntlich den deutschen Petroleumhandel unterjocht haben und die deutsche Tabakindustrie zu unterjochen im Begriffe sind. Daß sich ihr Einfluß auch auf die Aktiengesellschaft Krupp erstrecke, behaupte ich dabei nicht, weil ich darüber nichts weiß — ich begrüße aber die Energie eines Staatsanwaltes, der umsichtig und unerschrocken gegen Umtriebe ankämpft, die, wenn auch nur beiläufig, an Trustgebräuche erinnern, und ich bedauere eine Verteidigung, die zur Entschuldigung des Angeklagten sagt: „Gerade er, der viel im Auslande reiste, und sieht, wie die Sache dort gehandhabt wird, brauchte keineswegs aus den Berichten des zweiten Angeklagten den Schluß zu ziehen, daß eine strafbare Handlung, eine Bestechung vorliege.“ Dieser Satz ist heute umso bedenklicher, weil gerade heute die deutschen Tabakhändler und Fabrikanten gegen die Mittel, die das Ausland zu ihrem Ruin handhabt, Kampf auf Leben und Tod führen. Es ist auch die Wendung der Verteidigung nicht stichhältig: „Im allgemeinen wird man doch behaupten können, daß bei den Direktoren eines der größten industriellen Werke die sittliche Urteilskraft dieselbe ist wie die des Oberstaatsanwaltes.“ Nein, im allgemeinen kann man das nicht behaupten, man müßte bei jedem Werk immer erst den besonderen Nachweis führen; seit der Gründung der Standard Oil Compagnie und ihrer über Amerika, England und den europäischen Kontinent ausgedehnten Machenschaften ist das Vertrauen und die sittliche Urteilskraft der Direktoren der großen industriellen Werke und Banken im allgemeinen verloren gegangen. Im Prozesse verstärkte die gewundene Ausdrucksweise der Direktoren nur das allgemeine Mißtrauen, besonders aber der Versuch eines der ihrigen, die Geheimberichte der Aktiengesellschaft Krupp, die sogenannten „Kornwalzer“, als „Wische ohne Bedeutung“ auszugeben.

Wenn man einem Deutschen imponieren will, droht man ihm mit der Lächerlichkeit vor dem Ausland. Das ehrliche Ausland aber wird auf Seite des Staatsanwaltes stehen, es ist von den Trusts gewürgt worden bis zum Ersticken und ringt nach Luft; die ausländischen Geldmänner freilich werden insgeheim schimpfen, öffentlich aber und in Zeitungen spottend wider die deutschen Behörden hetzen, auf daß deren Mut am Ende nicht auch ihnen gefährlich werde.

Das Unglück will es, daß auf die öffentliche Meinung das Wort „Staatsanwalt“ wie das rote Tuch auf den spanischen Stier wirkt. Die öffentliche Meinung, durch kartellbestochene Zeitungen gemacht, hat sich daran gewöhnt, in Handel- und Industrie-Interessen schlechthin „die“ kulturellen Interessen der Menschheit zu sehen. Sie will nicht nur nichts davon wissen, daß jene Interessen gewöhnlich die Interessen Weniger sind, sie begreift es auch schwer, daß die wahren menschlichen Interessen durch jene heute geradezu leiden, weil die schöpferischen Kräfte lahmgelegt oder für gewinnsüchtige Zwecke der Geldmonarchen ausgebeutet werden. Was haben die Geldfürsten, die ein unsichtbares Reich über die Erde aufrichten, das jede staatliche und volkliche Majestät frißt oder zu fressen sich anschickt, für die Menschheit eigentlich geleistet? Nichts. Weniger als nichts, denn sie haben hunderttausende Menschen ausgesaugt, tausende buchstäblich in den Tod getrieben. Sie haben betrogen, gestohlen, zerstört. Man hat ihnen, außer mit Millionen, mit Fackelzügen, Ansprachen, Zeitungsartikeln dafür gedankt. Was aber nützte alles das der Menschheit? Daß sie über die Tore der Aktiengesellschaften schöne Sprüche schreiben — über die der Krupp'schen Aktiengesellschaft z. B.: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein“ — daß sie zur allgemeinen Beruhigung und vielleicht zur Beruhigung ihres fast immer feigen Gewissens (denn Kraftgestalten, Eroberer wie etwa die raubenden Wikinger sind die Geldfürsten nicht!) ein paar wohltätige Institute gründen, wiegt die Opfer nicht auf, die ihnen die vielen Dienenden bringen, die Verschuldung, in die mit reißender Schnelligkeit Land und Volk versinkt. Der Zweck der Arbeit ist nur dann das allgemeine Wohl, wenn der Gelderlös für die Produktion sofort in Umlauf kommt und nicht von wenigen Händen in Stahlkammern zusammengescharrt wird, um bei günstiger Gelegenheit gegen Zins an die Produzierenden geliehen zu werden.

Was da von „ungesetzlicher“ Einmengung des Staates in die individuelle Unternehmerfreiheit geschwatzt und gezetert wird, ist ohne Gehalt. Dieser Individualismus führte zur Freiheit von keinem Dutzend Individuen auf Kosten der Unfreiheit von Millionen. Kommerzialräten und Aktiengesellschaften gegen streikende, ausgehungerte Arbeiter

und Angestellte Polizei und Truppen zu leihen, dazu scheint der Staat verständig und fortschrittlich genug; ihnen bei ihren Gaunereien auf die Finger zu klopfen, fehlt ihm auf einmal die Sachkenntnis des kaufmännischen Betriebes. Die Geldmänner sagen freilich: Warum lassen sich denn die anderen täuschen, wären sie klüger, kämen wir gegen sie nicht auf; indem der Staat die Ungeschickten schützt, züchtet er sie und wirkt so der „natürlichen Auslese" entgegen! Wenn aber eine Bank von einem gewöhnlichen Dieb bestohlen wird, ein Geldherr von einem gewöhnlichen Verbrecher beraubt wird — dann ist es Aufgabe der Behörde, den Ungeschickten zu schützen, der sich nicht wehren konnte oder nicht sich zu wehren wagte! Wirtschaft, heißt es weiter, ist die Resultierende der drei Komponenten einer Zeit: Persönlichkeiten, Ideen und Milieu; die Trusts sind eine entwicklungsnotwendige Wirtschaftsform, wie jede frühere sie gewesen ist; gegen sie sein, heißt die Entwicklung aufhalten. Das ist im Grunde das berühmte „laissez faire, laissez aller", das auch von der Verteidigung pünktlich zitiert wurde. Die Ansicht von den drei Komponenten der Wirtschaft selbst zugegeben, vermag ich Trusts und Kartelle, also die gegenwärtige Wirtschaftsform, nur aus dem vielleicht zufälligen, vielleicht begründeten Mangel an Ideen und Persönlichkeiten zur Zeit ihrer Bildung zu erklären, deshalb (wie auch die Erfahrung lehrt) nur als Hindernis und Gegner großer Ideen und Persönlichkeit zu erkennen, und so kann ich auch im Interesse persönlicher und staatlicher Entwicklung ihre rücksichtslose Bekämpfung nur gutheißen und fordern. Ich werde darin nicht irre, wenn einzelne Lebensfremde oder bezahlte Trustagenten Rockefeller und ähnliche Gesinnungslumpen selbst als Persönlichkeiten preisen, ja deren Biographien als zeitgemäße Vorbilder für Lesebücher empfehlen. Gelegenheit macht Diebe, aber sie entschuldigt nicht, noch weniger glorifiziert sie die Diebe.

Die Bedeutung des Krupp'schen Prozesses ist eine moralische, wegen des amerikanischen und teilweise auch schon europäischen Trusthintergrundes. Freilich können Prozesse nicht viel gegen Trustmachenschaften ausrichten. Erstens wird der nächste geschäftliche Beutezug einfach geschickter angestellt, zweitens trifft das Urteil immer nur die Werkzeuge, niemals die unsichtbaren Hauptschuldigen, denen na-

türlich am Ruin des Werkzeugs weniger als an einem Stäubchen auf dem Rock gelegen ist (denn jedes Werkzeug läßt sich für Geld ersetzen). Die gegenwärtigen Gesetze, zum großen Teil in politischen Kämpfen errungen, garantieren wohl (oder versuchen es wenigstens also) die politische Freiheit der Bürger, aber deren wirtschaftliche Abhängigkeit von den Geldfürsten im Staate und über dem Staate begrenzen sie soviel wie gar nicht. Die wirtschaftlichen Kämpfe gehören der Zukunft an — allerdings werden sie sich nicht, wie Parteiverblendete meinen und welche Meinung diese Kämpfe bisher aufgehalten hat, gegen politische Obrigkeiten wenden, denn die haben selbst nichts, sondern gegen die Geldobrigkeiten.

Zum Schlusse noch eines: Meiner Darstellung wurde von einer Seite der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen die Aktiengesellschaft Krupp gemacht, da diese niemals „kapitalistische Interessen staatlichen oder nationalen Interessen" vorziehe. Nachträglich finde ich aber in einem Artikel von L. Brentano Bemerkungen, die das Verhalten der Aktiengesellschaft denn doch in einem anderen Licht erscheinen lassen. Die Aktiengesellschaft hat Amerika die Tonne Panzerstahlplatten um 800 Mk. billiger verkauft als ihrem Vaterlande, wenigstens diesbezüglichen öffentlichen Behauptungen nicht widersprochen, und sie hat eine Konkurrenzfirma aufs Trockene gesetzt, indem sie in der Generalversammlung der Firma eine Kapitalsvermehrung, die zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit notwendig war, einfach verhinderte. Sie konnte die Verhinderung erzwingen, weil sie „die Kontrolle der Aktien der Firma" besitzt, was wohl heißt, weil sie auf etwelche Weise in Besitz von mehr als die Hälfte der Aktien gelangt war. Von solchen Nutzungen der geschäftlichen Konjunktur zu rockefellerischer Schlauheit sind nur mehr wenige Schritte. L. E. Tesar.

Verbüffelt und verbohrt

Ein Preßköterchen, das unter dem putzigen Spitznamen Nemo in der Innsbrucker Volkszeitung allwöchentlich seine satirische Notdurft verrichtet, im übrigen jedoch sich von dem mageren Ruhme nährt, einmal ins Parlament entsendet worden zu sein — nicht als Berichterstatter, auch nicht als Schweifwedler, sondern als Abgeordneter, versteht sich —: dieser Nemo profeta hat kürzlich den Versuch unternommen, das letzte Aufgebot seines hohen Hausverstandes zu einem völlig unerwarteten Sturmangriff auf den „Brenner" zu sammeln. Mit welchem Erfolg, möge im Nachstehenden ein Blick auf unsere tief erschütterte Position enthüllen:

Ein ganzes Leben lang ist man redlich bemüht, seine Muttersprache gründlich kennen zu lernen, man büffelt über eine Menge Bücher, um die Ideen unserer großen deutschen Geister in sich aufzunehmen, zwängt sich wie ein Bohrwurm in die deutsche Literatur hinein und kommt schließlich zur trüben Erkenntnis, daß man gar nicht deutsch versteht, das heißt eigentlich, man versteht nur nicht jenes Deutsch, das eine Anzahl von hysterischen Literaten eigens zu dem Zwecke erfunden hat, um außerhalb des Verständniskreises aller normal denkenden Menschen ihre sprachverwüstende Tätigkeit mit dem Scheine besonderer geistiger Leistungsfähigkeit umgeben zu können,

Darauf kam ich, als mir diese Woche der Zufall wieder eine Nummer der Zeitschrift „Der Brenner" in die Hand spielte, jener Zeitschrift, die Karl Kraus die einzige ehrliche Revue Oesterreichs und Deutschlands nennt, ohne daß man es — mit Ausnahme von Mühlau — in diesen offenbar literarisch zurückgebliebenen Ländern anerkennen will. Bei der Lektüre dieser wohl aus prophylaktischen Gründen in den Hundstagsmonaten nicht erscheinenden Zeitschrift hat man das Gefühl, daß unsere deutschen Dichter einfache Sumser waren, die die deutsche Sprache aus geistiger Zurückgebliebenheit in ihrer primitiven Originalität anwendeten, während erst das junge Literatentum richtig deutsch schreibt. Früher war ein Satz ein in Worten ausgedrückter Gedanke, jetzt fehlt zwar der Gedanke, doch die Worte bilden großartige Sätze.

Wenn man die Aufsätze dieser Zeitschrift liest, hat man das Gefühl wie beim Anhören des Geläutes einer von der Alm heimkehrenden Kuhherde; das Klimbim dieses Geläutes besagt uns, daß die Kühe Glocken um den Hals gehängt tragen, aber es fehlt die Harmonie der Töne, die Komposition zu einer Arie. Das Klimbim des literarischen Wortgeläutes besagt uns auch nur, daß die Leute die 26 Buchstaben des Alphabets gelernt haben, aber sie können sie nicht zur normalen Wiedergabe von regelrechten Gedanken benützen.

Am schrecklichsten sind die Gedichte! Sie sind gefährlich wie Menagerielöwen, die dem Käfig entsprangen. Leider gibt es keine literarischen Schußleute, die diese gereimten Raubtiere niederschießen dürfen.

Da brüllt so eine literarische Bestie, die in einem unbewachten Momente der Feder entfloh und den „Brenner" unsicher macht, folgendes:

„Die Höhen drücken Herbstgewitter an die Brust;
Auf einmal hat der Braus davongemußt."

Also hat der Braus fortgemußt, weil die Höhen das Herbstgewitter an die Brust drückten. Aber nicht genug damit; der Mann sieht auch „die Stadt verblauen" und die „Berge lichterloh fliegen".

Man denke! „Doch nicht genug des Entsetzens!", fährt das aufgeregte Käfferchen fort. Noch schlimmer sei ein anderes Gedicht, betitelt „Trunkene Nacht". Und diesem widmet nun der Sachverständige eine stilkritische Untersuchung, die in der vernichtenden Feststellung gipfelt:

Die dunkle Brust der Braut hat den bedauerlichen Fehler, daß sie sich nicht reimt. Also reimt der Mann, nachdem er das „davongemußt" schon verbrochen —

das hat zwar der andere verbrochen —

noch ein neues Wort auf Brust, dem die Sprachforscher vergebens nach seinem Ursprung nachspähen werden...

Kurzum: das Wort „Bluſt" ist es, das diesem Sprachdiagnostiker, der sich ein ganzes Leben lang redlich bemüht hat, seine Muttersprache „gründlich" kennen zu lernen, wie eine Wespe in die Augen sticht. Und dieses gute alte deutsche Wort, das er dem „Brenner" als sinnlose Neubildung und als ein „Produkt geistiger Entartung" ankreidet, gab ihm, wie er selbst versichert, so völlig den Rest, daß er sich übergeben mußte. Somit wäre alles wieder in schönster Ordnung, und die Beherztheit, mit der hier ein unfreiwilliger Humor sich in sein Schicksal ergibt, müßte mit der Frechheit seiner Absicht restlos versöhnen, wenn nicht die Frage zu beantworten bliebe — die einzige, die hier in Betracht kommt —: was denn um Gotteswillen eine Redaktion, und sei sie noch so beschränkt, veranlaßt haben mochte, diese läppische Anpöbelung für ernst und der Veröffentlichung wert zu erachten. Doch ehe sich der unglückselige Autor dieser Lappalie ganz in den Vorwand einer „sachlichen" Berechtigung versteift, will ich doch lieber ihm und auch der

Redaktion, die sich nicht scheute, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben, gleich jetzt ins schlechte Gewissen reden und beiden zu verstehen geben, daß lediglich private Gründe die Ursache ihrer neuesten Blamage sind. Es ist nämlich noch nicht so lange her, da hat die Volkszeitung den schamlosen Versuch unternommen, dem mißliebigen und ihr sehr unbequemen Wirken des einzigen Publizisten von Wuchs und Charakter, den Tirol bis vor kurzem noch hatte, dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie „sensationelle" Enthüllungen aus seinem und seiner Angehörigen (!) Privatleben zu bringen versprach: ein Versprechen, das sie gewiß nicht der Anstand einzulösen hinderte, sondern die Schwierigkeit, solcher Sensationen habhaft zu werden. Damals nun teilte ich der Redaktion des Blattes mit, daß die Verächtlichkeit dieses Artikels mich bestimme, die Zusendung des „Brenner" an ihre Adresse künftighin zu unterlassen. Eine Empfangsbestätigung meines Schreibens durfte ich natürlich nicht erwarten. Oder wenigstens in keiner anderen Form, als sie mir jetzt durch diese öffentliche Kundgebung zuteil wurde. Aus ihrer Tonart entnehme ich zu meiner Genugtuung immerhin das Eine, daß die Redaktion meine Sprache verstanden hat. Das genügt vollkommen. Mehr braucht's nicht. Daß sie auch den „Brenner" versteht, ist nicht nötig. Sie wiederhole daher in ihrem eigenen Interesse auf keinen Fall den Versuch, ihre Leser — zu denen doch schließlich auch die Setzer des „Brenner" gehören — dahin aufzuklären, daß unsere Sprache nichts anderes beweise, als daß wir die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets gelernt haben. Sonst könnte es am Ende noch passieren, daß Leute, zu deren Beruf es nun einmal gehört, sich kein X für ein U vormachen zu lassen, diese Aufklärung durch die sensationelle Enthüllung überbieten, daß wir — einem dunklen Gerücht zufolge — sogar nur fünfundzwanzig Buchstaben beherrschen. Aber selbst diese Fünfundzwanzig müssen zuguterletzt genügen, uns dem Verständnis eines Wochenplauderers in Hinkunft so weit zu entrücken, daß unsere in Züchten mannbar gewordene Hysterie vor der Belästigung solcher satirischer Bocksprünge ein für allemal sicher ist . . . Verstanden, Nemo? — „Nein!" Recht so; so soll es sein!

Ludwig von Ficker.

Autoren-Abend des „Brenner“

„Der Brenner“ veranstaltet Mittwoch, den 10. Dezember, abends halb acht Uhr im Musikvereinssaal seinen vierten literarischen Abend, an dem Robert Michel und Georg Trakl aus eigenen Werken lesen werden. — Das Programm ist folgendes:

I. Robert Michel: Vom Podvelez (Novelle).

II. Georg Trakl: Die junge Magd, Sebastian im Traum, Abendmuse, Elis, Afra, Kaspar Hauser Lied, Helian.

III. Robert Michel: Die Häuser an der Dzamija (aus einem neuen, noch unveröffentlichten Roman).

Karten in der Wagner'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung und an der Abendkassa.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Die Beschwörung“ von Leo Herland im letzten Heft muß es auf Seite 146, Zeile 8 v. o. statt „seine Geister“ richtig „reine Geister“ heißen und auf Seite 153, Zeile 15 v. u. muß es hrißen „Mitgefühl mit mir Ferunliegendem und mir Fernstehenden“ (nicht „Fernstehendem“).

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 387/388:

Glossen / Ich soll Novist werden? / Zum Gesamtbild der Kulturentwicklung / Unbefugte Psychologie / Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il 'Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 6

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Rasse der Menschen / Josef G. Oberkofler: Maria die Magd / Ludwig Erde: Der Prophet / Albert Ehrenstein: Freyung / Georg Trakl: Gedichte / L. E. Tesar: Das Erlebnis / W. Scheller: Die Bibliothek der Philosophen

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he. vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Dezember 1913 Heft 6

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

XI. Die Raſſe der Menſchen

Der Herbſt, der im letzten Glühen iſt, beginnt einen trunknen Tag. Schon baden die bereiften Wieſenhänge in der morgengelben Sonnenflut. Es läßt die Gräſerreſte noch einmal aufzittern zur Schönheit dieſer Erde. Ich wandre ſtaunend in den goldenen Tag.

Einſamkeit und Stille. Schon hat mich die weite Waldung aufgenommen. Der Weg wird mir eine erdfarbne hilfreiche Hand, die mich zwiſchen das Waldleben der Bäume hindurchführt. Und die Bäume atmen leiſe. Ich dämpfe das Geräuſch meiner Schritte, ihre kühle Ruhe nicht zu ſtören. Aber — iſt es der Morgenwind, der ſie anfliegt, oder der raſch hereinbrechende Tag — ſie regen ſich, ſie flüſtern; ſie fühlen wohl, daß ein Menſch durch ihre Reihen geht. Und der Menſch hält an, horcht auf und glüht.

*

Der Wald ſteht groß vor mir, von Morgenſonne übergoſſen. Dieſe myſtiſche Geſellſchaft von Bäumen, die ſchweigend auf mich einredet. Dieſe Höhe der Lärchenſtämme. Ihre auffindbare Wurzelung iſt vielleicht gar nicht tief, deſto tiefer aber die verhangene. Und mein Schauen gräbt ſich dieſe Wurzelung aus.

Die Stammſtärke verliert ſich bald in der Erde, zerſcheidet ſich immer mehr, wird immer dünner und verzweigter,

bis ſie als unzähliges feines Gefaſer verläuft. Der Blick erkennt nun: es iſt unmöglich, daß eine ſolche Wurzelverankerung, auch wenn ſie mit Erde völlig bedeckt und feſtgeſtampft iſt, dieſe Höhe und dieſes ungeheure Gewicht eines Baumes tragen könnte, wenn die Wurzelung nicht ſelber Kraft wäre, die ſich in die Erde einbohrt und ſich ſo mit den Kräften der Erde verbindet, indem ſie dieſe an ſich zieht; wenn ſie eben nur ein Totes und nicht ein Lebendiges wäre. Das zeigt ſchon jedes Bäumchen, das verpflanzt wird; welch kraftvoller Stütze bedarf es da, bis es aufgenommen hat, bis es mit den Kräften der Erde verwachſen iſt. Und ſolange es der Stütze bedarf, erweiſt es ſich als noch nicht kräftig genug, als noch nicht hinreichend zum eigenen Leben gekommen. Denn dieſes eigene Leben bedeutet: ein Angeſchloſſenſein an verhangene Kräfte, das genug Stärke verleiht, um jede Stütze entbehrlich zu machen. Und bildet auf ſolche Art ein Verwachſenſein mit der Verhangenheit.

Der Wald ſcheint mir nun noch wunderbarer, die Bäume haben mehr Leben gewonnen. Ein Heer von feinſten Wurzelfaſern trägt dieſen mächtigen Baumleibern die Nahrung zu, und Luft und Sonne verhelfen dem Trägerheer zu Kräften. Die Nahrung aber iſt das Blut der Erde, das in unzähligem Geäder aufquillt, angezogen von der Saugkraft der Wurzelfaſern. Welch ein Gemenge von Kräften, ineinander mündend und ſchaffend, geführt und geordnet von einer inneren Geſetzlichkeit, — von ſcheinbarem Chaos zu prächtigen Gebilden aufſteigend. Welche Menſchenhand, welche Menſcheneinſicht dürfte es wagen, hier noch ordnend einzugreifen?

Und wie mit dem Baume iſt es mit dem Menſchen. Nur noch wunderbarer, weil dieſer viel vermögender iſt. So muß er, wo er zum eigenen Leben kommt, auch zu einem noch tieferen und bewußteren Verwachſenſein mit der Verhangenheit kommen. Und alle Stütze, Anleitung, Belehrung,

deren er im zarten Alter oder bei Verpflanzung und anderer Schwächung etwa bedarf, müßten darauf ausgehen, ihn dieſem, ſeinem eigenen, Leben zuzuführen.

Anſtatt deſſen aber bleibt der Menſch von erdrückendem Stützwerk aller Art umgeben, das immer noch vermehrt wird und das ihm alle Verhangenheiten immer mehr vorenthält, ja wegnimmt, und mit ihnen das Erdreich ſeiner Wurzelung, das ihm von der Natur beigegeben iſt, damit er daraus Nahrung für ſeine Kräfte ziehe. Denn der fortſchreitende Verfall hat es mit ſich gebracht, daß man das Stützwerk als die Hauptſache anſieht und nicht mehr das Geſtützte, das Tote und nicht mehr das Lebendige, mit dem Erfolge, daß dieſes immer mehr eingeht. So daß es nun nottut, daß der Menſch wieder eröffnet werde. Es bedeutet: daß er den Anſchluß an die Verhangenheit und mit dieſem ſein Erdreich und ſeine Kräfte genügend wiederfinde, um alles Stützwerk entbehren zu können. Daß er derart ſein eigenes Leben eröffne wie ein Baum, der neu aufgenommen hat und nun ein völliges Verwachſenſein mit der Verhangenheit bildet.

Das iſt meine Auffaſſung vom Sicherſchließen zum eigenen Leben. Es macht mir eigentlich erſt *den Menſchen* aus. Und es läßt ſich nun wohl begreifen, daß ſolches Menſchſein an keine Aeußerlichkeiten gebunden iſt, auch nicht an völkiſche oder Raſſe-Eigentümlichkeiten, daß es vielmehr überall vorhanden ſein kann, wo der Menſch noch nicht durch ein falſches Geſtütztwerden ſeinen Zuſammenhang mit der Verhangenheit verloren hat. Und die Träger eines ſolchen Menſchentums bedeuten mir die Raſſe der Menſchen.

*

Ich habe mich zu dieſer Darſtellung durchgerungen, während der Wald voll Sonne iſt und es mich mächtig in ſein Leuchten hineinzieht. Das Denken iſt mir oft ſchon beſchwerlich, und nichts entlaſtet die Stunde ſo ſehr wie die

Einfalt. Sich der Einfalt hingeben können, iſt vielleicht die tiefſte Erholung des Weiſen. Aber ich bin wohl noch zu wenig einfältig und zu wenig weiſe. Und ſo ergebe ich mich wieder meinem Sinnen.

Ich ſtaune nun nicht mehr, an verſchieden gearteten Menſchen ein Gleiches vorzufinden. Das Sicherſchließen erbringt dieſes Einende. Menſchen, die ſich noch ſo fremd ſcheinen, müſſen durch ihr völliges Sicherſchließen zu Gleichem kommen. Denn es gibt nur ein Sicherſchließen (wenn auch verſchiedene Grade des Erſchloſſenſeins). Und dieſes macht erſt den Menſchen aus, wie das In-Fühlung-kommen mit den verborgenen Kräften der Erde erſt das Leben des Baumes ausmacht. (Das äußere Tun iſt nicht mehr das Ausſchlaggebende, weder am Baume noch am Menſchen.)

Hier zeigt ſich ein Wichtigſtes: die Kraft, auf ſich ſelber zu ſtehen, die Kraft, ſein eigenes Leben zu leben, iſt auch das Einende. Ein Einendes aber iſt zugleich ein Soziales. Demnach erweiſt ſich das Perſönlichſte als das Sozialſte (wobei freilich dieſer Begriff ſeine völlige Entartung nicht mehr in ſich trüge). Denn nur die Wege des perſönlichen, des eigenen Lebens führen zum Einenden in der Tiefe. Die Verſchiedenheit der Lebensäußerungen herrſcht nur an der Oberfläche, gleichſam nur an der Peripherie des Geſchehens, und zwar umſo mehr, je weniger das eigene Leben gelebt wird, weil dann auch umſo mehr die Aeußerungen an der Oberfläche das Maßgebende ſind. Das Einende aber iſt wie ein Mittelpunkt in der tiefſten Tiefe, daraus alles Leben erſt ſein eigenes Leben empfängt. Je mehr ſich ein Leben erſchließt, umſo mehr rückt es zu dieſem Mittelpunkt vor, umſo mehr empfängt es ſein Einendes. Es iſt das große Einende in der ganzen Natur. Und jede wertvolle Einigung im menſchlichen Daſein muß zu ihm irgend welchen Bezug haben. Es eint auch die Raſſe der Menſchen.

*

Ich fühle mich müde. Die absterbende Jahreszeit erschwert mir vielleicht den Aufbau meines Menschenbegriffes. Ich liege still in der Sonne, um Kraft zu sammeln. Der Tag ist voller Glockenklänge, die mir alle Daseinstiefen aufwühlen. Man möchte ruhig liegen bleiben und lauschen und sich hineintreiben lassen in dieses unbegreifliche Gewoge von Klängen, das mit weltfernen Schauern das Herz erfüllt.

So aus der Müdigkeit heraus schaue ich die flimmernden Bäume, die blauen Berge, den hellen Himmel. Mein Lager, die Wiese, dehnt sich unermeßlich. Und jetzt beginne ich zu fühlen, immer stürmischer und wilder, und ich erkenne, was alles man dem Menschen genommen hat. Und daß es das Soziale ist, das am meisten Verheerungen in der Welt angerichtet hat. Wie es sich als Zivilisation dem Menschen näherte, ihn tätschelte und eine gefällige Tünche über ihn ausgoß, während es, einem feigen unheimlichen Raubtier gleich, ihm die Wurzeln seiner Herkunft abfraß und ihm so seine beste ursprüngliche Kraft raubte. Wie überall, wo es wirkte, die Leben ihre Angeschlossenheit an die Verhangenheit und damit ihr eigenes Leben und ihr Einendes einbüßten. Wie es sich als Frauen- und als Arbeiter-Bewegung um Positionen bewirbt, die das Weib vom Weibsein und den Menschen vom Menschsein abbringen. Wie es den Krieger roh schilt und in einem hin friedliche Institutionen schafft, die dem Menschen so lange zusetzen, bis er an Leib und Seele gebrochen ist. Wie es das Brot verteuert, und wie es überall herunterbringt, wo es auftritt: dieses Soziale von außen her, das ein Zusammenstehen von Eigennutz ist, um sich für Nützlichkeit, — ein Zusammengehen von Unvermögen, um sich für Vermögen, — ein Zusammenwirken von Unrechtlichkeit ist, um sich für Rechtlichkeit auszugeben. Und wie es endlich in diesem gemein gemeinnützigen Sinne sogar das Religiöse durchleuchten will .....

Aber ich bin wieder merkwürdig ruhig geworden. Die Landschaft dehnt sich so still und ergeben in den Tag hinein, daß es mich ganz fromm stimmt. Das Ungereimte im Sozialen macht mich nun lächeln; es stolpert sicher noch über seine Anmaßung und bricht sich den Unternehmungsgeist. Und in das Religiöse kommt es doch nicht. Denn das Religiöse als Einkehr in sich, als Aufleben der Verhangenheiten des Lebens, bedingt, daß aller Unternehmungsgeist draußen bleibe.

Aber es kommt auch nicht in den Menschen. Denn Menschsein — als ein Verwachsensein mit der Verhangenheit — ist auch ein Religiöses. Es ist also gewiß ein stärker Einendes vorhanden als das Einende des Sozialen. Wo aber ein stärkeres Band wirkt, wird das schwächere nicht fühlbar. Darum: Das Soziale erreicht den Menschen nicht.

Aber auch das Nationale erreicht den Menschen nicht. Schon ein wahrhaft geeintes Volk kennt kein Nationalgefühl. Es besagt: daß es durch stärkere als nationale Bande geeint ist, durch Bande, die mehr als Sprache und Geschichte verknüpfen. An solchem Volk ist — wohl durch Ueberströmen der mächtigen Menschlichkeit Einzelner — ein mächtig Menschliches frei geworden, das besser zusammenhält als alle Nationalität. Wo aber etwas besser hält, wirkt der schwächere Halt nicht mehr. Und wenn schon an einem Volke dergleichen nachzuweisen ist, um wie viel mehr erst an einem Menschen, der mit seiner Verhangenheit verwachsen ist. Darum nochmals: Das Nationale erreicht den Menschen nicht.

Aber den Menschen erreicht auch die Rasse nicht. Nach dem, was in meiner Darstellung den Menschen ausmacht, ist sein wahrnehmbares Leben nicht das Ausschlaggebende. (Das Innere aber ist zu wenig bestimmbar. Wo über dieses geurteilt wurde, geschah es immer vom Postulat der weißen

Raſſe aus, und die Schlüſſe waren dementſprechend einſeitig und unzureichend.) Somit ſind auch die ſogenannten Raſſenmerkmale, an den Merkmalen des Menſchen gemeſſen, nicht ausſchlaggebend. Immerhin mögen ſie ein Stück mit dem Menſchen in die Tiefe gehen. Aber wo der Menſch zum eigenen Leben ſo frei geworden iſt, daß er ein Verwachſenſein mit der Verhangenheit bildet, hat dieſes Menſchſein alle Raſſe-Eigenſchaften getilgt, etwa wie Tageshelle den Schein der Lampe tilgt, und lebt die Helle dieſes Aufgeſchloſſenſeins. Und ſo erreicht den Menſchen auch die Raſſe nicht. Oder vielmehr iſt es heute ſo: daß der Menſch gewiſſermaßen aus der Raſſe austritt, je mehr er Menſch wird.

(Wie es ſich fügt: — Wahrlich, das Redliche iſt das Geniale! — Als ich es ſchrieb, wußte ich's noch nicht; aber ſo, wie ich das heute höre: Karl Kraus, der Menſch, ſteht es in dieſem Licht eines Ausgetretenſeins aus der Raſſe. Denn an dieſem Schriftſteller mögen die Raſſe und das Nationale als Boden-Zuſtändigkeit höchſtens noch auf die Form Einfluß haben. In der Weiſe, daß er unter dem Druck der Großſtadt als ſeiner Boden-Zuſtändigkeit und der Spätzeit ſeiner Raſſe zum Satiriker und Aphoriſtiker wurde. Denn jüngere Urſprünglichkeit geht vielleicht geraderen Gefühlsgang als den der Satire und ergibt ſich wohl einer mehr ſinnlichen Form als der des Aphorismus. Und wenn Kraus der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß man auch innerhalb der Raſſe jenen höheren Zuſtand bewähren könne, der einmal keiner Raſſe verſagt war, dagegen nicht der Meinung iſt; daß dem Genius der mongoliſche Einſchlag unbequem und die Weltordnung auf die Erhaltung des germaniſchen Typus abgezielt ſei, ſo iſt es mir wie ein Beleg dafür, daß es nur ein Sicherſchließen gibt für den Menſchen.)

Nun könnte man nur noch den Satz umkehren und

einwenden: daß manchen Rassen und Nationen dieses Menschsein eben nicht erreichbar sei. Aber das stimmt nicht. Denn Menschsein ist das ältere als Rassesein, und dieses wiederum das ältere als Nationsein.

Nunmehr ordnet es sich so an (auch dem Range nach): Zuerst der Mensch, noch geeint mit dem Mittelpunkt alles Lebens. Wo er sich zunächst loslöst, ist es, daß er sich als Rasse fühlt. Sich weiter entfernend von seinem ursprünglichen Geeintsein, scheidet er sich in Nationalitäten. Und so weiter, bis er alles ursprünglich Einende verloren hat und nun sozial wird, um einem völlig entwurzelten Sein, das mit sich nichts anzufangen weiß und nur mehr als Oberfläche haltlos umher treibt, durch äußere Sicherung nach allen Seiten Stand zu schaffen. Wodurch der Mensch zu Ständen und Bewegungen, zu Bünden und Verbänden kommt, deren immer mehr werden, bis schließlich von einem ursprünglicheren Wellengang alles wieder hinweggespült wird. Denn ursprünglich — so läßt sich folgern, der Vollendung nach, die im Anfang war — gab es nur eine Rasse der Menschen.

*

Der Tag ist frostig und bleicher geworden. Der Wald fast dunkler. Ich gehe die einsamsten Wege. Ich begegne einem rauschenden Bächlein, dem Lauschen der Bäume, dem traumverhängten Himmel. Und mit mir geht ein müder Friede.

So wandernd, sinne ich wieder dem Menschen nach. Und wie er dort, wo sein Leben den Anschluß hat, seine ganze Umgebung mit frischer Kraft speist. Es sind Kräfte aus der Verhangenheit. Und das Unwissen, der zuverlässigste Führer des Geistes, schafft sie zutage; das Wissen führt den Geist nur auf Abwege.

Ich fühle, wie es freier um mich ist, da ich alles Wissen und allen Fortschritt von meinem inneren Menschen ge-

nommen habe, und ihn nun erſt wieder die unermeßliche Bahn bis zum Urſprung fortſchreiten ſehe. Welch ein Raum für neue Wegſtrecken und für Begegnungen noch im Laufe der Jahre! Und ſicher hilft es mit, daß der Menſch beſſer zu denen findet, bei denen er einkehren kann. Wo ihm ein Ausruhen wie an einem Feierabend zuteil wird. Wo man ſich nicht mehr eint und nichts mehr vereinbart, ſondern ſich gegenſeitig als ein Geeintes genießt. Denn des Menſchen Einswerden mit dem Menſchen iſt nicht von jener Art, welche Leute unter ſich eins werden läßt. Dieſe benützen ſich gegenſeitig, um ſich zu vergnügen oder um eine Sache durchzuführen. So benützt niemals der Menſch den Menſchen. Vielmehr ſo: Freude aus ſich herausholen, läßt auch den anderen ſich freuen. Macht aus ſich herausholen, läßt auch den anderen ſich mächtig fühlen. Geht einer in ſich hinein, iſt es zugleich ein Zuſammengehen; ſchließt einer ſich auf, iſt es ein Sichaneinanderſchließen. Und ſeine Sache hat jeder ſelber durchzuführen; denn ſeine Sache iſt ſein Leben. Ein Zuſammenhalten zu ſolchem Zweck iſt nicht durchführbar. (So hält ſich nur Scheinleben.) Denn die Innenkraft eines Menſchen (und darauf kommt es an) wird nur größer, wenn ſie eine größere in ſich aufnimmt. Durch Zuſammenfügen oder Anſtücken läßt ſich eine ſolche Kraft nicht vermehren. Wenn zwei oder mehrere gleich haltlos ſind, und ſie halten ſich erſt durch ihr Zuſammenſtehen, ſo iſt die Beſchaffenheit ihrer Kräfte deshalb nicht anders geworden. Die vereinte Kraft nimmt nur mehr Raum ein, der Kraft des Einzelnen wird dabei wohl ein Maß-, aber kein Gehalt-Zuwachs. Und wenn dadurch jeder ſich ſtärker glaubt, ſo betrügen ſich alle. Der Menſch iſt immer auf ſich ſelber, auf ſeine eigene Stärke angewieſen, um ſein Menſchſein herzuſtellen. Der Weg hiezu kann ſich ihm freilich durch andere offenbaren. Aber es gehört zur

Freiheit des Menſchſeins, daß es ſeine Stärke einzig aus dem Anſchluß an ein von Menſchen Nicht-Abhängiges, an ein von Menſchen Nicht-Bedingtes nimmt.

(Wie zeigt ſich hier das Spiel verloren, das rein intellektiſche Forſcher mit dem ganzen Aufgebot ihres Wiſſens ſpielen, wenn ſie nachweiſen zu können glauben, daß Ergebniſſe eines außerordentlichen Menſchendaſeins ſich zurückführen laſſen auf ein Aufleſen und Zuſammenſtellen von Ideen durch die Menge. Ein Umſtand iſt freilich vorhanden, der ſolche Forſcher — auch wenn ſie völlig gewiſſenhaft ſind — zu derartigen Schlüſſen verführen mag, nämlich: daß immer wieder Hauptzüge eines außerordentlichen Menſchendaſeins in älteſten Zeiten aufzufinden ſind. Dieſer Umſtand muß jedoch in der Richtung zu klären ſein, daß es nur ein Sicherſchließen für den Menſchen gibt, und daß das Vorbild wohl ſchon am Urſprung vorhanden iſt.)

Aber es dunkelt ſchon mächtig, auch in meiner Vorſtellung; ich erforme mir nicht mehr meine Gedanken. Ich bin allzu müde vom Sinnen und Wandern und Stehenbleiben. Ich bedarf des Ausruhens. Bald werde ich mein Bett aufſuchen.

*

Ich bin erwacht von mildem erquickendem Schlaf. Noch dämmert es kaum, doch vom Tale klingt ſchon das Abeläuten herauf. Noch fühle ich das Geglättete und Ausgeruhte meines Sinnens, als auch ſchon wieder die verlaſſenen Gedenken ſich einſtellen, faſt plötzlich, wie angeflogen; und ſie ſcheinen geneigt, ſich formen zu laſſen.

Ich ſehe den erſchloſſenen Menſchen durch die Zeitläufte wirken und zwar umſo tiefer wirken, je mehr er ſich im Leben erſchloſſen hat. Die Außerordentlichſten und Erſchloſſenſten reichen am weiteſten, ſie gleichen ſich auch am meiſten in ihrer Wirkung. Denn ſie ſtehen einander am nächſten, weil ſie mit ihrem Leben dem Mittelpunkt alles

Lebens, der alles eint, am nächsten waren. Immer aber ist es so, daß ihr Bild umso phantastischer und unwirklicher wird und von seiner ursprünglichen Beschaffenheit einbüßt, je mehr die Menge von ihnen Besitz nimmt. Bis sie zuletzt zu Göttern und Götzen der Menge verkehrt werden, wodurch allmählich ihre Umrisse verblassen und schließlich untergehen an dem Heraufkommen neuer Menschen. Er ergibt: Aus der Rasse der Menschen entstehen die Götter. Der Mensch als solcher ist dabei nicht mehr geworden. Doch solange Götter nur als gesteigerte Heroen verehrt werden, ist es nicht verfänglich. Schlimm wird es erst, wenn sie zu einer Geltung gelangen, die sie Gott gleichsetzt. Denn damit werden dem Menschen zwei stärkste Ansporne zum eigenen Erschließen genommen: sein Unwissen um Gott und das Wunderbare, das in einem Menschenleben liegt, das seinen Glanz — wenn auch getrübt — durch die Zeiten wirft. Die Instinkte des Menschen wehren sich nun gegen solchen Raub, um sich die Begriffe Gott und Mensch ungeschmälert zu erhalten. Nach dieser Richtung, die sich Gott und den Menschen erhalten will, wird darum der Drang des Menschen klären und sichten wollen.

Der intellektische Forscher aber tritt solchem Tun der Menge entgegen, ohne es als Raub zu fühlen. Er stellt zwar die Gottesschaft als ein Werk der Menge hin, begreift jedoch nicht, daß hier etwas, das den Menschen reicher macht, zurückzuerobern ist; vielmehr schickt er sich an, noch mehr fortzunehmen, indem er auch das Menschenbeispiel — dessen Lebensstärke ein ewig Unteilbares ist — als von der Menge herrührend hinstellen will. Damit erweist sich ein Forscher dieser Art als Träger der Instinkte der Menge, die darauf aus sind, sich Gott und die Schöpfung zu eigen zu machen, indem sie in den Wahn verfallen: alles sei nach und nach durch ein Zusammenwirken der Vielen zustande gekommen.

So ſtehen ſich Menſch und Menge gegenüber. Daß der Menſch zu Höherem fähig iſt, zeigt er immer wieder; die Menge jedoch iſt nur zu Höherem fähig, wo ſie einem *Menſchen* untertan wird oder ſich in *Menſchen* auflöſt. Immer aber iſt es das Tun der Menge als ſolcher, das der Erſchließung des Menſchen entgegen iſt. Dieſes Tun iſt Organiſation; die Organiſation aber lebt im Grunde davon, daß ſie das Leben ausſchließt. Denn das Leben wurzelt in jenem Verhangenen, das von jeher als Organiſierteſtes im Menſchen liegt.

Es kennzeichnet die Aufgabe des Menſchen: *zu desorganiſieren, aufzulöſen.* Denn *der Menſch* — als Ausdruck eines Lebens, das um ſeine urſprünglichſte Freiheit ringt — *iſt das Konſervativſte.* —

Im Daſein aber iſt es wie ein großes Wallen. Aus dem Mittelpunkt alles Seins wirft das Unbedingte immerfort ſeine Wellen und beſpült die Menſchenmenge. Und immer und überall löſt ſich der Menſch ab und bringt von ſeiner Gebundenheit an das wahrnehmbare Bedingte durch ſein Sicherſchließen zum Anſchluß an das verhangene Unbedingte.

Und er gewahrt nun hinter dem Unzulänglichen das Zulängliche, hinter dem Zugänglichen das Unzugängliche, hinter allem Vergänglichen das Unvergängliche, und hält ſich daran.

Es macht ihn fähiger zum Beſtehen alles Bedingten.

*

Den bewaldeten Gipfel des Cugal beſpült verglühende Dämmerung. Auf ſeinen Südhängen halte ich noch Umſchau. Vor mir liegt ein gewaltiger Bergzug, maſſig und mannigfach gegliedert, davor die lange Talung, die der Aviſio eintönig durchrauſcht. Alle Gipfel ſind ſchneebedeckt, und in den Blößen des finſtren Hochwalds niſten die Schneefelder wie geiſterhafte Gebilde. Talwärts verläuft ſich der

Schnee. Die Talsohle und die Hügel und Hänge der Sonnenseite bis zu mir empor beherrscht das Falben von Wiesen und brechendem Laub. Einsam weilend, fühle ich nochmals die ungeheure Geselligkeit der Natur auf mich einströmen, die aus mystischen Urgründen schöpft und den an sich zieht, der sich ihr zu ergeben weiß. Wie ist sie mir immer auch die Gefährtin in schaffender Stunde; ihr Atem spornt mich an, hält mir die Kräfte wach und bringt dem Erschöpften wieder Stärkung. Dankerfüllt bekenne ich mich zu ihr. — —

Der Abend ist rasch vorgerückt. Letzte Abendröte netzt den Waldboden der Lärchenstände. So umrankt noch schweres Leuchten meine heimkehrenden Schritte. Hinter mir her, wie hinter dem Hirten die Herde, läuft die ganze Ernte meines Unwissens. Zurückschauend staune ich noch darüber, wie viel dieses Unwissen aus mir heraus gebracht hat. Mag in manchem auch die Vorstellung vorausgeeilt sein, so tritt sie doch meiner Lebensführung nirgends störend entgegen. Und schließlich glaube ich zu fühlen, daß auch ich immer mehr zuständig werde zur Rasse der Menschen.

*

Nacht. Lastendes Gewölk bringt vom Süden her, schneidender Frosthauch fällt in das Dunkel. Und der breite Hof um den Mond. Das Erlöschen der Bäume, aufsteigender Nebel da und dort. So kündet sich neuer Schnee an. Das große Schweigen und Ausruhen in der ganzen Natur, das nun heraufziehen will. Und meine eigene Müdigkeit. Will es mir, dessen Sinn dem Tun der Natur völlig zugekehrt ist, eine Mahnung sein, daß auch ich die Decke des Schweigens über mich ziehen und ausruhen soll? Denn nun wird es Winter.

Ende des ersten Teiles

Maria die Magd / von J. G. Oberkofler

Hermann Hellweger zugeeignet

Dein Mund verlöscht an schamgequälten Dingen,
Ein reifes Kornfeld langt verstört dir nach;
Dein Leib wird wie ein dämmerndes Gemach,
Drin dunkle Hämmer Unerhörter klingen.

In deinem Schoß wird ein Vergrabnes wach
Und taucht in Blut von Schmerz durchglühte Schwingen:
Der Engel beugt sich, Botschaft dir zu bringen
Und überströmt dich wie ein Frühlingsbach.

Dein Grab wird herrlich. Ostersegel wehn
Von aufgerissner Himmelswunde her
Und all dein Fleisch will strahlend auferstehn.

Du bist die Flut gehemmt von keiner Wehr:
O Herr, mir soll nach deinem Wort geschehn.
Ich bin die Magd, du aber bist der Herr.

*

Gen Abend trat ich in dein kühles Zelt
Mit wunden Füßen und verstaubten Wangen;
Du wachtest treu, den Pilger zu empfangen,
Auf dich zu nehmen Kreuz und Schuld der Welt:

„Zum Abendmahle rüstet mein Verlangen
Wie eine Garbe willig auf dem Feld —"
Und Brot und Wein hast du mir hingestellt —
„Dies ist mein Leib von meiner Nacht verhangen."

Du dientest mir. Gekommen war die Zeit.
Des Oelbaums Fülle schattet über Land.
„Mich dürstet, Herr; mein Oelberg ist bereit."

Ich sah den Engel, der in Demut stand,
Den Kelch mir bot. Erfüllt war sein Geleit.
Du aber trankst den Kelch aus meiner Hand.

*

In weher Not erfüllt ſich jene Stunde.
Schon blüht dein Leib wie Arons Hirtenſtab.
An dunklen Toren weiſen ſie dich ab,
Und Nacht bedrängt dich, ſtille Demutwunde.

Erglühter Weizen fällt auf dich herab,
Der Dornbuſch flammt aus blutzerwühltem Grunde
Und zuckt voll Gier nach deinem blaſſen Munde:
Der Auferſtandne türmt ſich aus dem Grab.

Da ruft der Engel Hirten von den Auen:
Sie bringen Lämmer, deinen Schmerz zu ſühnen
Und deiner Einfalt Wunder anzuſchauen.

Der Morgenſtern iſt über dir erſchienen:
In dumpfer Reue ahnen dich die Frauen;
Doch Fürſten nahen, würdig dir zu dienen.

*

Du ſahſt den Sohn ans Marterholz geſchlagen,
Um lichte Schläfen glühn ſein Dornenkiſſen,
Die Hand durchbohrt, das Gottesherz zerriſſen
Und ſeine Schultern die Verachtung tragen.

Sein Blut beſprengt dich milde: Weib, ſie wiſſen
Nicht, was ſie tun. — Geborſtne Felſen ragen
In Tod und Schweigen. Hoch auf Sichelwagen
Kämpft rot die Sonne mit den Finſterniſſen.

Da ſchrieen viele aus verzerrtem Mund
Und ſchlürften Blut und fluchten ihrem Los
Und ſchlugen weinend ihre Brüſte wund.

Doch deine Liebe ward vor allen groß:
Du ſankſt erlöſt in deiner Seele Grund
Und nahmſt den Sohn zurück in deinen Schoß.

Der Prophet / von Ludwig Erde

Er war ein Findling und wurde als Kind lieblos umhergestoßen. So begann er frühzeitig zu denken und zu grübeln. Er verdingte sich als Diener und Koch bei einem Philosophen von Korinth für keinen anderen Lohn als die Gunst, in dessen Schule horchen und in dessen Schriftrollen lesen zu dürfen. Dann verkaufte er sich als Knecht nach Aegypten, um dort mit den Priestern zu sprechen, von denen er hörte, daß sie die Väter der Weisheit waren. Er hatte Glück und fand einen freundlichen Lehrer, einen uralten Priester, der seltene Manuskripte besaß und lange über das Wesen der Welt nachgedacht hatte. Der Greis war ihm zugetan wie ein Vater dem Sohn. Gerade aber als der Findling sich reif glaubte, die letzten und höchsten Dinge zu vernehmen, die hinter den Hieroglyphen der Tempel verborgen waren, sagte ihm der Hundertjährige: „Geh und wirke!“ Der Findling verstand das nicht recht, aber er gehorchte. Er ging nach Rom.

Das war zur Zeit, als die großen Kaiser längst gestorben waren, als Rom sich selbst vergessen hatte und einem Garten glich, den Böcke verwüsteten und Maulwürfe unterwühlten. Der Findling sah um sich Feste und Blut, sah Gesichter, die die Leidenschaft zerfressen hatte, andere, die der Schmerz verzerrte, und solche von ausdrucksloser Gleichgiltigkeit.

Geh und wirke!

Er verkroch sich in einen Winkel und studierte, bis seine Augen rot vor Lesen wurden, die Schriften, die er sich gesammelt hatte. Er wollte das Leben ergründen und das umso ungeduldiger, als er erkannte, daß das Leben um ihn verderbt und nichtig war. Er wollte den friedelosen Menschen Roms Ruhe und Glück geben. Weil Hunger und Begierden ihn quälten, griff er zu einem Mittel, von dem ihm ägyptische Einsiedler berichtet hatten: er gei-

ßelte den Leib. Schließlich war er mit ſich im Reinen. Er ging auf ein Forum, wo die Vornehmen in läſſigem Spaziergang den Magen für die Mahlzeit ſtärkten. Er ſtellte ſich auf einen Sockel und ſagte: „Dieſer Sockel hat bis vor kurzem das Standbild des letzten Kaiſers getragen, der jetzige hat es geſtürzt, wie er den Kaiſer geſtürzt hat, der künftige wird das Bild aus den Sümpfen fiſchen laſſen und wieder erhöhn — der Purpurmantel iſt ein Gewebe, das Menſchenfinger leicht zerreißen können — alle menſchlichen Geſchäfte ſind ein vergängliches Spiel. Wehe dem Menſchen, der nicht auf ſie verzichtet.“

Auf dem Forum ging der Barbar auf und ab, der die kaiſerliche Leibwache anführte. Seine Toga ſäumte ein breiterer Purpur ein, ſeine Arme umfaßten ſchwerere und plumpere Spangen als die der übrigen. Schmeichler ſagten dem Barbaren: „Hörſt du nicht? Er läſtert die Heiligkeit der Majeſtät!“ Der Barbar lachte laut: „Ein Narr, ein Gaukler.“

„Ihr geht zum Mahl, ſitzet ihr aber davor, hindert der Ueberdruß eure Kehle am Schlucken. Ihr geht in die Arena und aus dem Sand grinſt die Langweile euch entgegen. Was nützt es auch, ob der Fechter Sporus oder der Fechter Androklus fällt? Was nützt es, ob die Dirne Lydia oder ob das Weib des Cäſar euch den Reiz enthüllt? Alles Fleiſch verfault. Der Ekel, der an eurem Herzen frißt, frißt weiter.“

Die Römer fingen an den Mann zu betrachten, der von der Langweile ſprach. Seine Haut war Leder, ſeine Augen brannten tief zwiſchen den Knochen, Haar und Bart waren zerzauſt; das Kleid aber gürtete ein Strick, derb und voll Flecken, die braun wie Roſt waren. Der Findling ſtieg vom Stein, ging langſam umher und hatte die Augen auf den Boden geheftet: „Ein Grab iſt die Erde; die Pflanzen und Würmer, die da Menſchen heißen, ſind bloßer Schimmel.“

Er zeigte auf die Paläſte und Tempel: „Der Marmor zerbröckelt. Ihr vermählt euch mit Eitlem. Ihr ſeid in Gold und Leinen armſelige Bettler.“

Faſt ſenkrecht ſtanden die Sonnenſtrahlen auf dem Markt. Unbeweglich, dick. Der Findling gürtete den Strick ab, entblößte den Leib. Die Römer lachten — eine häßliche grindige Haut überſpannte ein Gerippe. „Büffelbart, was willſt du mit dem Strick?“ „Wer ſeines Fleiſches nicht Meiſter wird, verfehlt den Weg zum Geiſte.“ Das Gerippe ſchwang den Strick, ſchlug ſich unbarmherzig auf Bruſt und Rücken, und die magere Bruſt hielt, zuckte kaum unter den Wunden, deren Blut ringsum ſpritzte. Die Römer ſtarrten regungslos, dieſes Schauſpiel kannten ſie nicht. Die Schläge dröhnten über den Platz und erinnerten die Spaziergänger an das göttliche Strafgericht, mit dem ſie einſt in der Schule geſchreckt wurden. „Laß das, Vater!“ — der Barbar hielt die Hand mit der Knute feſt. —

*

Die Worte und das Gebahren des Findlings ſtachelten die verbrauchten Nerven von Roms Müßiggängern auf. Er war eine Abwechslung. Der Barbar und deſſen Freunde gründeten für ihn eine Schule, in einem Landhaus vor Rom. Sie ſtaunten ihn dort einmal an wie ein ſeltſames Tier, nannten ihn andremale den Propheten.

Einiges Volk der Stadt lagerte ſich im Garten des Landhauſes und berauſchte ſich an den Drohworten und Verheißungen des Findlings. Unermüdlich ſprach der. Er malte die Hinfälligkeit des Lebens aus, ſchilderte die Zweckloſigkeit aller Freuden, pries die Weisheit glücklich, die dem Tand entſagt hatte. Der Geruch des Todes ſtieg aus ſeinen Worten — „Wir Elenden, wir Elenden“, murmelten die Hörer. Eine Dirne lachte. „Teufelin, was ſtörſt du das Werk der Männer?“ Der Prophet hetzte die Männer auf, ſie mußten die wenigen Weiber, die gekommen

waren, mit Schlägen aus der Verſammlung treiben. „Jagt ſie, habt nicht die Luſt mit ihnen gemein. Sie locken euch mit dem Fleiſch und ihr flieht von eurem Jammer in die Luſt — die Luſt endet und euer Jammer wächſt.“

Das Volk war nach Rom zurückgegangen. Der Prophet ſaß ermüdet am Steintiſch des Gartens und ſtarrte auf den Schatten der Sonnenuhr, deren Linien in den Stein gekratzt waren. Ein Schauſpieler, der zu den engeren Freunden des Hauſes gehörte, ſagte: „Die Uhr maß einſt die Zeit der Spiele, die hier im Garten gehalten wurden. Unſer Glanz iſt verblichen wie unſere Götter — es iſt einſam um uns geworden. Warum biſt du eigentlich gekommen, unſern Tod zu ſtören?“ Der Prophet antwortete: „Deine Seele iſt einſamer als die verlaſſene Arena des Gartens.“ „Du biſt mit nichten ein Prophet. Wäre meine Seele einſam, hätte ſie Ruhe, ſo aber quälen ſie Zweifel und Unruhe.“ „Und warum ſchlägt dein Herz voll Angſt und Unruhe?“ „Ich frage dich — was würdeſt du uns raten?“ „Ehe du nicht die Seele aus dem Schein hebſt, ehe wartet deiner nicht der Friede, den du erſehnſt.“ Der Philoſoph und Patrizier, dem das Landhaus gehörte, lächelte: „Jeder ſtrebt nach Glückſeligkeit. Du freuſt dich am Eifer — warum läßt du nicht andere ſich in ihrer Luſt erfreuen?“ „Hüte ſich ein jeder vor den Lauen, die da nicht ja und nicht nein ſagen.“ „Das Laſter und die Schlechtigkeit gehören einmal in die Welt, wie der lächerliche Vers ins Luſtſpiel paßt, wenn er auch für ſich allein unvernünftig iſt.“ „Vermenge keiner das Äußerliche mit dem Innerlichen. Laßt die Poſſen dem Tier und kehrt die Vernunft zum Geiſte.“ Der Prophet ſtand auf, mit bebenden Lippen und zitternden Händen baute er vor den Männern ſein Gedankengebäude. Hoch ſchwebte deſſen Fundament über der Erde, daß deren Schmutz es nimmer erreichen könnte; in den Schleiern des Äthers verſchwand deſſen Spitze. „Die Herrlichkeit des Geiſtes, die im Innerſten

ruht, vermag der Mund nicht zu beſchreiben. Sie iſt die Einheit, die in ſich ſelbſt geſchloſſen iſt, wie die Schlange, die ſich zum Kreis biegt. Tauſendfach verzweigt ſich der Stamm des indiſchen Feigenbaumes und jeder Zweig trägt tauſend Blätter — ſo faltet ſich der Eine Geiſt in tauſend Weſen auseinander und treibt ſeine Spitzen bis in die menſchlichen Seelen hinab. — Wider den Geiſt aber iſt die Erde. Ihr Stoff iſt feucht und finſter; er gebiert Fliegen und Schmeißwerk; er dünſtet die böſen Genien aus, die die menſchlichen Seelen verderben." Der Prophet ſprach nicht weiter, doch ſein Gemüt war dem Bilde weiter hingegeben. Der Philoſoph ſtörte ihn: „Mann der Verzückung, und wo ſitzt das Leben und ſtrömt in unſer Blut ein?" — „Wie ſprichſt du? Haſt du mich nicht gehört? Ich habe doch alles geſagt. — — Du einziger Geiſt biſt Leben und du biſt gut. Was von der Erde iſt, iſt böſe. Wer ihr dient, ſei verflucht!" Der Prophet ſank auf die Bank. „O Mann des Eifers, alles was die Natur mitbringt, iſt mir eine liebliche Frucht. Du mußt die Früchte nur genießen lernen. Gut und böſe ſind ungeſchickte Worte." Der Prophet hörte nicht. Der Barbar fragte: „Warum quält ihr ihn?" Der Schauſpieler antwortete: „Hörſt du nicht, daß er mich quält!" — er rührte den Propheten an — „Komm zu dir! . . . Prophet, der du wähnſt, die Komödie erkannt und verbeſſert zu haben, warum ſprichſt du vor uns?" „Ich gebe euch die Lehre, die zur Wahrheit führt und zur Ruhe." „Heißt du nicht die Welt vergänglich und eitel?" „Wohin zielſt du?" „Warum leuchteſt du ins Narrenhaus? Wenn alles eitel iſt, ſind dann nicht auch deine Sprüche eitel und du täteſt beſſer zu ſchweigen?" „Die Lehre iſt nicht eitel. Eitel iſt dein Spott!" Der Philoſoph ſagte: „Mann der Ueberzeugtheit, dein Atem keucht — iſt der Eifer weniger eitel?" „Zweifler, was verfolgt ihr? — Euer Gift frißt euch ſelbſt!" „Der Tadler

ſtirbt mit dem Getadelten, in kurzer Zeit ſind nicht einmal mehr ihre Namen übrig" — der Philoſoph lächelte wieder — „Freund, nur der wenig redet iſt weiſe. Du ſchiltſt ohne Ende unſere Eitelkeit; weißt du, daß der Polterer immer von dem Uebel angefreſſen iſt, weswegen er die anderen ſchmäht?" Der Leib des Propheten zitterte, Schweiß rann ihm über die Schläfen; auf den Wangen, die von der Sonne braun waren, brannten rote Flecken auf —: „Verführer, nun erkenne ich dich! Verſucher — du zielſt nach meinem Herzen!" Er faßte ſich noch einmal zuſammen: „Tor, was beginnſt du? Keiner iſt ausgeſchloſſen vom Heil; dein Irrweg aber wird unermeßlich ſein." Er ſprang auf: „Die Lehre iſt ſtärker als aller Hohn! Sie beſiegt alle Schwäche!" Seine Glieder, die vordem müde in ſich zuſammengeſunken waren, jagten im Kreis um das Beet vor dem Tiſch. Der Schauſpieler hob bittend die Hände: „Prophet, ich glaube — Prophet, laß mich trinken vom Quell." Der Erregte hörte ihn nicht, hetzte ſich weiter ums Beet. Er warf ſich auf die Knie in den heißen Sand, riß das Gewand entzwei, und der fürchterliche Strick peitſchte wieder Bruſt und Rücken. Der Schauſpieler lief davon, der Philoſoph ging langſam nach. Der Barbar allein blieb im Garten. Er hockte ſtumm auf der Bank, beobachtete den raſenden Geißler. Als der ohnmächtig niedergeſunken war, wuſch er den blutenden Leib, hüllte ihn in das Untergewand von blendend weißem Leinen, das er trug, hob ihn vom Sand ins Beet. Er ſagte den Gefährten: „Gehen wir — der Vater iſt ein Zauberer. Er iſt zum König entrückt, den er uns geſchildert hat. Wenn er zu uns wiederkehrt, wird er neuer Weisheit voll ſein." —

Der Schauſpieler gab den Beruf auf. Mitten in der Komödie beläſtigte ihn auf einmal die Frage: wozu ſpielſt du? Er fiel aus dem Charakter, den er mimte; ſeine Geſten ſchienen ihm von fremden Händen geſpielt, ſeine Worte

von fremden Zungen gesprochen. Mühsam, beifallslos kam er mit der Rolle zu Ende. Der kaiserliche Beamte, der das Komödienhaus leitete, stellte ihn zur Rede. „Warum soll ich die Leute erheitern? Warum sollen sich die Leute an mir erheitern? Was nützt es, wenn Langweile Langweile vertreibt?“ Der Schauspieler ging ins Landhaus, zahlte dem Patrizier Zins und mietete sich ein.

Auch andere, die im Landhaus verkehrten, fielen aus den Rollen. Ein Volksredner verließ das Forum, ein Schreiber die kaiserliche Kanzlei, junge Vornehme ließen ihre Mädchen und Musikanten in Stich. Die zu wenig Geld zum Nichtstun hatten, lebten von den Resten, die von den Wohlhabenden abfielen. „Es ist einzig würdig des Menschen, sich aufs Ende zu bereiten.“

Der Philosoph drückte sich einen Kranz Rosen aufs Haupt, nahm einsam in der Haushalle das Mahl. Vorm Trunk sprengte er ein paar Tropfen Wein auf den Boden: „Segne mich, Klugheit der Mäßigung. Meine Gefährten hat ein Toller verführt.“ Er überließ die Hausverwaltung mehreren Sklaven und zog in die Stadt. —

*

Der Prophet stand eines Nachts in der Arena, den Blick gegen das Gestirn Orion gerichtet. Der Barbar trat zu ihm. „Vater, ich suche dich.“ „Umsonst heißt du mich Vater, ich bin nicht älter als einer deiner Brüder.“ „Dein Haar wird grau.“ „Die Wanderschaft hat es gebleicht.“ „Woher stammst du? Wir wissen keiner, woher du gekommen bist.“ „Wo der Vater der Flüsse zum letztenmal über die Felsen fällt, sitzt der Hundertjährige. Seine Nahrung ist nicht Brot und Fleisch — sie ist die Weisheit, die war, ehe die Erde und der Himmel waren . . . Stern der Güte, du führst den Wanderer durch die glühende Wüste, grüße die Augen des Greises.“ Der Barbar sann nach: „Hat dich der Hundertjährige gezeugt?“ „Ein Tropfen der Weis-

heit netzte meine Lippen, und mein Herz frohlockte.“ „Weißt du, wer Odhin iſt?... Als Kind lebte ich an einem Fluß, breiter als der Tiber und tiefer und doch ſtiller. Wir opferten Odhin Pferde und Römer und er ſchenkte uns Sieg. Er iſt ein mächtiger König, er waltet in einem glänzenden Himmel voll Krieg und Lärm. Er iſt nicht mit uns gezogen, ſeine Prieſterinnen blieben am breiten Fluß... Stammſt du von Odhin?“ „Ich bin in der Wildnis geboren — mein Vater war der Tau, meine Mutter die Luft — dort haben ſie mich gefunden. Ich kenne Odhin nicht.“ „Die Chriſten unter der Stadt — ſie ſind Hunde, die ihren Herrn verraten — aber ſie opfern einem weißen König, der über Odhin herrſchen ſoll; ſtammſt du von ihm?“ „Die Weiſen lehrten mich, die Chriſten ſind jung, die Weisheit jedoch iſt alt.“ „Aber du haſt mit ihrem König Verkehr?“ „Ich kenne ihren König nicht.“ „Bruder — du ſagteſt es mir, daß du's wärſt — Bruder, der Weg vom Hundertjährigen im Süden iſt weit nach Rom; wer hieß ihn dich gehen?“ Der Prophet ſah gegen den Horizont, über den der Fackelglanz der nächtlichen Feſte Roms winkte: „Ich weiß es nicht. Mein Lehrer verabſchiedete mich — ich ging nach Rom.“ „Du ſprichſt alſo nicht mit Odhin und nicht mit dem weißen König — Bruder, warum willſt du dann mehr ſein als wir?“ „Wurm, verkriech dich ins Haus, ſtör die Nacht nicht“ — die Augen des Propheten funkelten und ſpiegelten die Sterne. Der Barbar verhüllte das Geſicht: „Vater, ich glaube ſchwarze Schatten ſchwirren um dich — hilf mir — ich ſuchte dich!“ „Was willſt du?“ „Vater, das Weib des Cäſar gab mir den Schlüſſel zu ihrem Gemach! Die Kaiſerin wartet auf mich. Ich bin des Kaiſers Wächter — Rom wartet auf mich und des Cäſar Gold.“ „Was willſt du von mir?“ „Die Kaiſerin iſt ſtark und ſchön, ihr Haar iſt gelb wie Gold und voll Duft. Italien hat nicht ihresgleichen! Vater, du biſt

doch ein Zauberer, ich habe es gesehen — hilf mir zum Sieg.“ „Tier, paar dich mit dem Tier.“ „Warum schimpfst du die Kaiserin? Ich begehre die Kaiserin!... Vater, hast du nicht auch einmal ein Weib begehrt?“ „Verruchter, dein Atem haucht Pest durch die Nacht!“ Der Prophet ging. Vorm Arenator blieb er stehen, hoch richtete er sich auf: „Es ist keine Brücke vom Geist zum Fleische.“ Der Barbar eilte ihm nach. „Vater, bleib — du trägst Schuld an mir! Hör mich! dein Zauber hat meinem Arm die Kraft genommen! Ich spür es! Du hast mein Schwert stumpf gemacht! Gib mir meine Stärke wieder!“ „Du erschlägst den Kaiser und es wird die Zeit kommen, wo dich der Kaiser wieder erschlägt.“ „Weißt du das? Kehren die Toten wieder?“ Die Arme des Propheten rauschten flügelgleich, schüttelten sich über der Arena: „Ich höre das Blut, das geflossen ist, rauschen nach Vergeltung. Die Toten stehen auf. Ich höre die Mörder schreien vor der Wut der Gemordeten. Die Erde dampft vor Sünde und kocht zu neuer Sünde auf. Ihr Fluch ist ewig.“ Der Barbar verbarg wieder das Haupt, er sah die Arena beben, tote Hände aus dem Sand greifen —: „Vater, sprich nicht!“ Er schwankte, klammerte sich ans Kleid des Propheten. „Vater, Vater — sie werfen mit den goldenen Ringen des Cäsar nach mir. Rette mich!... Vater, was soll ich tun?“ „Du weißt es.“ Der Prophet ging, der Barbar sank in den Sand. Der Fackelschein über Rom wurde schmutziger und erlosch.

In den schattenverhängten Augen des Propheten aber brannte das Feuer des Triumphs. Als er am nächsten Tag sprach, griffen seine Arme empor, als könnten sie den Himmel niederziehen und in seiner stürzenden Wucht die Sünde und die Erbärmlichkeit der Erde für immer begraben. —

*

Die Neugier der Kaiserin den Mann zu sehen, der dem Barbaren den Mut verredet hatte, überwog ihren Zorn, daß sie getäuscht worden war. Sie ließ den Barbaren am Leben und befahl den Propheten zu sich. Der gehorchte. Die Erfolge hatten ihn verblendet, er wollte neuen Sieg gewinnen. Die Kaiserin war in ein einfaches Gewand gehüllt; sie urteilte, der asketische Mann müsse durch Demut verführt werden. Aber alle Künste scheiterten am Propheten. Er blieb hart und beleidigte die Kaiserin durch grausame Schmähungen. Das Weib wurde des Spieles bald müde —: „Warum bist du eigentlich stolz? Du hast Jünglinge ohne Jugend und Männer ohne Tat überredet, das ist leicht. Du kennst nur Bücher und nicht das Leben."

Der Prophet konnte die Worte der Kaiserin nicht vergessen. Heimgekehrt, trat er vor die Jünger, prüfte sie. Was er beobachtete, erschreckte ihn: stumpfe Gesichter ohne Ueberzeugung, ohne Entschluß, ohne Begeisterung. Er fragte den Schauspieler: „Bist du glücklich?" „Ich wüßte nicht, weshalb ich glücklich sein sollte." „Warum hast du dann die Komödie aufgegeben und bist zu mir gekommen?" „Zu dir?! Es ist angenehmer, müßig der Weltlangweile zuzusehen als im Schweiße." „Wo ist dein Glaube geblieben?" „Wo sind die Wolken geblieben, die gestern am Himmel waren?" Der Prophet fragte einen anderen: „Bist du glücklich?" „Ich bin meiner müde, das ist alles." Ein dritter sagte: „Prophet, wir sind jetzt alle hier — ich weiß nicht, wen du noch bekehren könntest — ich fürchte, es wird nun auch bei dir langweilig werden." Der Prophet fragte nicht weiter. Der Rausch des Sieges verflog, seiner Seele bemächtigten sich Zweifel. „Der Schall des Wortes hat sie verführt — mir gehört nur ihr Ohr, nicht ihr Herz."

Der Prophet fing an, den eigenen Lehren zu mißtrauen. Seine Bilder, seine Reden rissen mitten im Satz ab und die Lider schlossen sich ihm, als dürfte die Gemeinde nicht

die Stürme ahnen, die ſeine Seele verwüſteten; dann wieder ſchäumte ſein Mund Verwünſchungen gegen alles Leben, unerhörte Flüche, unter denen die Hörer zuſammenſchauerten.

Er wich den Jüngern aus, aß nicht, ſchlief nicht; eine Stimme rief ihn, unausgeſetzt, eindringlich, ſtach durch ſein Herz, ſcheuchte ihn von Mahl und Lager — der Prophet wollte dem Leben begegnen, das er nicht kannte und das er verfluchte. Der innere Zwiſt begann ihm bald die Gewalt über die Menſchen zu entziehen; Gelächter, Witz ſtörten die Geſpräche. Er eiferte wider ſich ſelbſt, ſuchte die Stimme zu betäuben, die ihn durchzitterte. Seine Wunden vernarbten nicht mehr, ſeine Augen wurden Kohlen, deren Glut verzehrender Atem anblies. Die Römer, die der Gladiatoren Kämpfe gewohnt waren, flohen ſchneller denn je vor dem Strick; er war ihren Nerven zu viel. Nur der Barbar hielt bei ihm aus; denn jeder Schlag erleichterte ſein Herz, war ihm Vergeltung für den Verluſt, den er durch den Propheten erlitten hatte.

Einmal, in einer Nacht, die jener anderen unheimlich glich, hatte der Prophet den Barbaren zu ſich in den Garten gebeten. Er ſtrich die Haare aus deſſen Stirn, ſenkte verlangend die Augen in die Augen des anderen: „Sohn, erzähl mir von deinem Leben.“ Der Barbar redete wirr vom Opfer, das er gebracht hatte. „Nicht doch, mein Sohn, ſprich, ſprich mir von dir. Was iſt dir begegnet? Was haſt du getrieben?“ Der Barbar lachte roh: „Willſt du Sünden hören und Eitles?“ Der Prophet ſchied, kehrte zurück: „Du begehrteſt die goldenen Ringe des Cäſar?“ „Du haſt ſie mir geſtohlen!“ „Sohn, liebteſt du das Weib des Kaiſers?“ Froſtſchauer ſchüttelten den Barbaren. Er riß den Strick vom Rock des Propheten und ſchlug auf ihn ein. Unbarmherzig, lange. Er ſchlug die Erinnerungen nieder, die der Prophet geweckt hatte. Dann wachte er, eine Furie der Rache, neben dem Bewußtloſen. —

Und wieder eine Nacht. Der Prophet verließ das Landhaus, haſtete dem roten Rauch zu über Rom. Er ſah nicht rechts, nichts links, er ſah nur die Straße, die ſich abrollte wie aus einem Knäuel in einer unſichtbaren Hand und die ihn mitrollte. Der Prophet ging aus nach dem Leben. Er ging des Nachts, weil er die Menſchen am Tage unaufrichtig glaubte, ſie konnten ſich zu leicht hinter den gleißenden Farben verbergen. Hinter ihm liefen Schatten, lautlos wie Hyänen, die der Beute folgen. Der vorderſte kam manchmal dem Propheten ſo nahe, daß dieſer die vorſichtigen Schritte hörte, die gierige Nähe ſpürte — aber er blickte ſich nicht um, der Knäuel rollte zu raſch.

Die erſten Häuſer, niedrig, dunkel; Quartiere von kleinen Bürgern und verabſchiedeten Soldaten. Durch die Ritzen einer Tür ſchimmerte Licht; Gezänke, Lärm von Krügen und Kannen drang auf die Straße. Der Prophet lehnte ſich an die Mauer gegenüber der Schenke, horchte. Hauſte drinnen das, was ſie Leben nannten? Die Tür krachte auf, Fackeln blendeten den Propheten, ein Gegenſtand wurde aus der Schenke geworfen, fiel dumpf auf, die Tür ſchloß ſich wieder. Der Gegenſtand lebte. Der Prophet näherte ſich ihm. „Eine Teufelin!“ Das Mädchen ſtöhnte, der Prophet ſtieß es mit dem Fuß an. „Leideſt du?“ Das Mädchen krümmte im Bogen den Körper auf, ſank zurück; Blut ſickerte ihm aus Hals und Kopf. Der Prophet trug es aus dem Dunkel an eine freie Stelle, wo es Waſſer gab. „Du ſollſt mich küſſen — Agoſto“. Das Mädchen öffnete die Augen. Der Prophet wandte ſich ab: „Schweig, dein Mund flucht und deine Augen ſind unrein.“ „Agoſto...“ „Ich bin nicht Agoſto“. „Agoſto — trag mich in die Sonne.“ „Hier gibt es keine Sonne“. Das Mädchen bewegte unruhig den Körper; der Prophet kühlte ihm von neuem Schläfen und Puls. „Agoſto — küſſen — — küſſen —“. Stille. Nur das Waſſer tropfte im Brunnen und die Schenke

ſandte ein dumpfes Geräuſch herüber. Die Augen des Mädchens waren ſtarr und gleich milchigem Glas; die Wunden floſſen nicht mehr; das Blut, das aus der Stirnwunde nach beiden Schläfen geronnen war, umſchloß das Haupt wie ein roſtiger Eiſenreif. Der Prophet kauerte ſich an der Leiche nieder und betrachtete den halboffenen Mund; der letzte Wunſch ſaß ihr noch immer auf den Lippen. „Sie ſterben ohne Frieden, ich wußte es.“ Er verſuchte ihr den Mund zu ſchließen. Es kicherte hinter ihm, da er aufſtand und weiter ging.

Am Tiber fand ein Bacchanal ſtatt. Die Füße des Propheten verſanken in Roſen, in ſein Gewand verfing ſich der Schein der großen Feuer und der Dunſt des Weins. Ein Weib ſtellte ſich ihm entgegen. Es war nackt, über die Schulter hing die Hälfte eines zerriſſenen Leoparden. „Iß von der Katze und genieße mich; ich zerreiße dich ſonſt.“ Der Prophet taſtete nach dem Strick wie ein Schiffbrüchiger nach dem rettenden Seil. Das Weib umſchlang ihn, ihr Atem erhitzte ſein Geſicht. „Verſchmähſt du mich?“ „Pfui — du biſt die Kaiſerin.“ „Kümmert's dich? Du biſt meine Beute.“ Sie preßte ihn an den Leib, biß in ſeine Wangen. Die Schläfen des Propheten hämmerten, vor ſeinen Augen wogte, leuchtete das blonde Haar. Zecher und Dirnen umringten die beiden. Der Prophet ſchrie auf; er ſah ſeine Jünger im Kreiſe tanzen und heulen. Der Schauſpieler machte lüſterne Gebärden, der Barbar ſchwang drohend eine Tierkeule; hinter dem Reigen aber ſtand der Philoſoph, Blumen um die Stirn, und lächelte. Die Kaiſerin ſchrie: „Du biſt unſchuldig — wie ſüß iſt dein Blut! Komm — komm!“ Der Prophet ſtieß die Kaiſerin von ſich und durchbrach den Reigen. „Zerreißt ihn, opfert!“ Ein Tänzer verrannte ihm den Weg, der Prophet ſchlug ihn gegen die Bruſt, ſah ihn taumeln, blutbrechend fallen. Er erreichte den Tiber, ſchwamm an eine Stelle des anderen Ufers, die der Fackel-

ſchein nicht mehr erreichte. Er warf den naſſen Mantel von ſich und gürtete den Strick um den bloßen Leib.

Zwei Stimmen haderten im Propheten. Die eine ſagte: „Du biſt dir untreu — die Jünger waren auf dem Feſt, du biſt vor dem Tode geflohen — du weigerſt dich, die Erde zu verlaſſen.“ Der Prophet blieb ſtehen, er wollte zurückkehren: „Sie werden mich zerreißen, und mein Tod wird die Lehre beſiegeln und ihr die Herzen der Jünger öffnen“. Die zweite Stimme antwortete: „Du biſt nicht ausgezogen, von Bacchanten gemordet zu werden — ſuche — ſuche.“

In einem Schupfen brannte eine Laterne. Sie ſtand auf einem Wagen und neben ihr hantierte ein Greis an einem Körper, der auf dem Wagen lag. Es war ein Arzt. Der Prophet trat ein. „Wen heilſt du ſo ſpät“ „Ich unterſuche bloß.“ „Wen unterſuchſt du?“ Der Arzt richtete ſich am Wagen auf, über den er gebückt geblieben war: „Du fragſt ungeſtüm. Dieſer iſt der Gladiator Marcus, der heute vom Netzkämpfer Glaukon verwundet wurde. Haſt du das Feſt am Tiber nicht geſehen?“ „Dein Mitleid ſcheint groß; du kümmerſt dich raſch um den Verwundeten“. „Marcus gehört dem Patrizier Anicetus. Der will ihn morgen gegen ſeinen Tiger kämpfen laſſen. Deshalb eilt die Unterſuchung.“ Die Züge des Propheten wurden müde und traurig: „Ich bin umſonſt gewandert; die Erde iſt unrein und eitel, das Treiben der Menſchen iſt erbärmlich und äußerlich.“ Er knüpfte den Strick ab. „Wer biſt du, daß du ſo anmaßend urteilſt? Was machſt du mit dem Strick?“ Der Prophet ſchlug ſich; der Arzt riß ihm den Strick aus der Hand, warf ihn in die Ecke: „Was treibt dich nackt in die Straßen? Du ſcheinſt mir vom Fieber befallen.“ „Ich habe das Leben geſucht, das ſie alle preiſen. Ich habe eine Nacht verloren.“ „Willſt du in einer Nacht das Leben erkennen?“ „Wie die eine Nacht ſind die anderen Nächte. Was die Menſchen Leben heißen, iſt ver-

gänglich und nichtig.“ Stimmen kamen die Straße herauf, der Arzt ſchloß das Tor, unterſuchte wieder den Verwundeten; er achtete nicht weiter auf den Propheten; als er aber heimkehrte, ſagte er ihm: „Begleite mich; vielleicht findeſt du, was du ſuchſt.“ —

*

Der Prophet wohnte beim Arzt in der Fechterſchule. Dieſe war in einem Dorfe am Meer, ein paar Stunden außer Rom gelegen. Der Prophet wurde Gehilfe des Arztes. Der erzählte ihm: „Bevor ich nach Rom kam, ſtarben Jahr für Jahr mehr als tauſend Fechter, die in der Arena nur verwundet wurden, im letzten Jahr iſt kein einziger von den Verwundeten geſtorben.“ So oft der Prophet konnte, weilte er am Meer. Der ferne Horizont, der hohe Raum weiteten ſeine Seele. Er hatte vordem in Italien nur die Stadt geſehen und das Landhaus und die ſtaubige Heerſtraße, die am Landhaus vorbei in die Stadt führte. Die Seeluft und der Schollengeruch, der von den Feldern hinterm Dorf kam, kräftigten ſeine Gedanken. Er betrachtete aufmerkſam die kleinen Tiere, die zwiſchen den Strandſteinen liefen oder ſich auf ihnen ſonnten, freute ſich, mit welcher Beharrlichkeit ſie ein Hindernis bewältigten, mit welcher Umſicht ſie einem Feind auswichen oder auf Beute lauerten. Zuerſt wollte er die Tiere zählen, die er beobachtete; die Menge und die Verſchiedenheit der Tiere zwangen ihn jedoch, den Verſuch aufzugeben. Nach einer Woche wurden der Arzt und er zu einem gebärenden Weib gerufen. Der Prophet betaſtete behutſam das neugeborene Kind; der Arzt fragte ihn: „Warum zerdrückſt du's nicht? Warum haſt du ihm ans Leben geholfen? Die Erde, die es tragen wird, iſt eitel.“ Der Prophet ſchwieg; als ſie aber am Strand ſtanden und die Abendſonne den Wellen goldene Kämme gab und den Uferſand rötete, antwortete er: „Die Erde iſt gut und ſtark, nur die Menſchen werden erbärmlich.

wenn ſie es vergeſſen.“ „Die Sonne verſinkt, das Licht erliſcht — was du eben bewunderſt, iſt bald tot und vorbei.“ „Ich bin am Meer geſeſſen, ehe der Tag anfing, und ich habe die Sonne neu aus dem Waſſer ſich heben geſehen“ — der Prophet wurde leiſer — „ich glaube, das Leben beſiegt immer von neuem den Tod.“ „Denkſt du nicht mehr an deine Jünger? Werden ſie dich nicht ſuchen?“ „Ihre Freude wird umſo größer ſein, wenn ich wiederkomme. Denn ich habe gefunden.“

Es dämmerte noch. Der Prophet ging zwiſchen den Feldern zur Hütte, darin die Frau entbunden hatte. Das Weib war mit dem Gatten vor der Hütte. Der Mann hatte Feldgeräte über der Schulter, das Weib hatte den Knaben an der Bruſt. Der Mann küßte den Knaben und ſchritt feldein. Der Prophet blickte ihm nach. Der wuchtige Leib war von der Dämmerung längſt verzehrt, immer noch glaubte aber der Prophet ihn durch die aufgebrochene Erde ſchreiten zu ſehen mit den Arbeitsgeräten auf dem breiten Rücken und dem ſchweren Gang und ſchweren Gebärden. Geh und wirke! Der Prophet näherte ſich dem Weib. Es hatte ſich auf die Schwelle geſetzt — Mutter und Kind waren eingeſchlafen. Die Bruſt, die dem Knaben Nahrung gegeben hatte, quoll aus dem Gewand der Mutter. Der Prophet ſtarrte die Schlafenden an — er ſah das gewöhnliche Weib nicht mehr, er ſah die Erde vor ſich ſitzen mit der ſtrotzenden Fülle Kraft, die ſie barg, und der Knabe wurde ihm zu allem Reichtum, den die Erde täglich neu bildete. Sein Geiſt ſchauderte unter der Gewalt des Sinnbilds, das ſich vor ihm enthüllte. Er beugte ſich nieder, und berührte mit ſcheuen Lippen die Bruſt.

Lachen zerbrach die Morgenſtille. Das Weib fuhr empor, der Knabe ſchrie und kollerte aus dem Schoß. Der Prophet fing ihn auf. „Betrüger, wir haben dich! Es iſt keine Brücke vom Geiſt zum Fleiſch! Heuchler, du gehſt geheime

Wege!“ Hinter dem Propheten brüllte der Barbar, daß Schaum ſeine Lippen bedeckte; um ihn ſtanden andere Jünger. Der Prophet ſah ſich verſtändnislos um; da er die Jünger erkannte, jubelte er: „Freunde, ich habe Wahrheit gefunden, der Irrtum iſt von mir gefallen — aber ihr hört nicht?“ Der Schauſpieler ſagte: „Vier Stunden bin ich hergelaufen, ich bin müde und möchte ſchlafen, nun hat die täppiſche Haſt des Barbaren mein Vergnügen geſtört. Ich freute mich auf die Vermiſchung des reinen Geiſtes mit dem irdiſchen Fleiſche.“ Der Barbar raffte Steine auf: „Hund, wo iſt mein Gold und mein Ruhm?!“ Der Schauſpieler hielt den Arm des Barbaren feſt: „Prophet mit der doppelten Zunge — ſprich, wie lautet die neue Wahrheit?“ Der Prophet hielt dem Schauſpieler das Kind entgegen. „Mann, du biſt kindiſch geworden“ — der Schauſpieler lachte — „ſag einmal, wohin biſt du unlängſt verſchwunden, nachdem du mit der Kaiſerin getanzt hatteſt? Mann der Wahrheit, du biſt ſchier kein übler Tänzer. Der Barbar hat wie dein Junges vorhin geheult, weil er dich nicht finden konnte.“ Der Prophet begriff den Schauſpieler nicht; der wandte ſich zu den Gefährten: „Ihr habt geweint, da ich das Komödienhaus verlaſſen hatte; der Stümper, der mich vertreten hat und mich nachgeahmt hat, hat euch gelangweilt. Flechtet Epheu ins Haar, ich ſpiele noch heute.“ Beifall lohnte die Rede, der Barbar indes ſchrie: „Steinigt ihn, er hat euch betrogen! Er iſt ein Schwarzkünſtler! Er hat meine Stärke verzaubert!“ Der Schauſpieler zog den Barbaren mit ſich: „Willſt du mir noch ein paar Stunden ſtehlen? Haſt du ihn nicht der Gaukelei überwieſen? Alſo, ſein Zauber iſt gebrochen. Ich bin hungrig.“

Der Prophet gab der Mutter das Kind, ſah hinter den Männern her, die ſeine Jünger geweſen waren. Ein Mann kam ihnen entgegen, hielt ſich bei ihnen auf, kam näher. Der Prophet erkannte den Philoſophen. „Weißt du's, wa-

rum sie gegangen sind?“ „Du wirst unbequem — der Schauspieler zumal kann dir die beiden Nächte nicht verzeihen — er hat wunde Füße.“ „Sie wollten mich nicht hören?“ „Freund, alles ist eitel, am eitelsten ist der Wahn. Geh! du wirst müde sein, mein Haus bleibt dir offen wie früher.“ „Ich brauche dein Haus nicht mehr.“ „Wo wirst du deine neue Wahrheit lehren?“ „Es gibt keine Lehre.“ „Du bist klein im Unglück geworden!“ „Die Welt ist stärker als die Lehre; sie läßt sich nicht in eine Formel fassen.“ „So bist du endlich zu dem gekommen, was ich dir vor Wochen gesagt habe — jedes Ding ist lieblich und gut, man muß nur den lieblichen Anblick finden!“ „Nein, dein Mund redet vielleicht stark und weise, aber dein Herz ist schwach und leer. Du bist alt und deine Freunde sind alt. Du hast gespottet, andere haben gewimmert — euer keiner hat die Kraft besessen wider mich zu streiten mit wirklichem Tun. Rom wird fallen, ihr werdet fallen vor jenen, die jung sind.“ Der Prophet ging. Der Philosoph sagte sich: „Er ist ein Mann des Uebermaßes — er kennt keine Grenze, er ist entweder diesseit oder jenseit ihrer.“ Der Prophet aber war in der Dämmerung verschwunden.

Freyung / von Albert Ehrenstein

Ihr nächtigen Häuser der Freyung,
Weltwiesen am stillen See,
versteinter Waldwinkel der Stadt,
tief verpuppt in Schlaf!

Lang lebe, verzauberter Kirchturm!
Ich gehe die Zeit,
und komme ich wieder zur Erde,
will ich bei dir sein als Haus.

Gedichte / von Georg Trakl

Der Wanderer

Immer lehnt am Hügel die weiße Nacht,
Wo in Silbertönen die Pappel ragt,
Stern' und Steine ſind.

Schlafend wölbt ſich über den Gießbach der Steg,
Folgt dem Knaben ein erſtorbenes Antlitz,
Sichelmond in roſiger Schlucht

Ferne preiſenden Hirten. In altem Geſtein
Schaut aus kriſtallenen Augen die Kröte,
Erwacht der blühende Wind, die Vogelſtimme des Toten-
Und die Schritte ergrünen leiſe im Wald. [gleichen

Dieſes erinnert an Baum und Tier. Langſame Stufen
Und der Mond, [von Moos;
Der glänzend in traurigen Waſſern verſinkt.

Jener kehrt wieder und wandelt an grünem Geſtade,
Schaukelt auf ſchwarzem Gondelſchiffchen durch die ver-
fallene Stadt.

Hohenburg

Es iſt niemand im Haus. Herbſt in Zimmern;
Mondeshelle Sonate
Und das Erwachen am Saum des dämmernden Walds.

Immer denkſt du das weiße Antlitz des Menſchen
Ferne dem Getümmel der Zeit;
Ueber ein Träumendes neigt ſich gerne grünes Gezweig,

Kreuz und Abend;
Umfängt den Tönenden mit purpurnen Armen ſein Stern,
Der zu unbewohnten Fenſtern hinaufſteigt.

Alſo zittert im Dunkel der Fremdling,
Da er leiſe die Lider über ein Menſchliches aufhebt,
Das ferne iſt; die Silberſtimme des Windes im Hausflur.

Das Erlebnis / von L. E. Teſar

Soll zwiſchen den Worten „Erlebnis einer Erſcheinung“ und „Anſchauung einer Erſcheinung“ eine Grenze gezogen werden? Soll die Anſchauung bloß die Hebamme des Erlebniſſes heißen, welche dem Menſchen wohl eine Straße weiſt, ihm es aber überläßt, auf ihr weiter zu ſchreiten oder nicht? Erleben nicht meine Augen das Hindernis, indem ſie es ſchauen? Und iſt es nicht eine einfache Erweiterung des Schauens, wenn ich den ganzen Willen gegen das Hindernis prallen laſſe, es mit allen meinen Organen an mich preſſe oder von mir ſchleudere? Dem Erlebnis ſteht nur ein dem Weſen nach anderes gegenüber — der Begriff. Er iſt der Feind des Erlebniſſes. Während dieſes mich differenziert, erlaubt jener bloß eine raſche Handhabung und Einordnung der Wahrnehmungen und ſperrt ſie dadurch von der Möglichkeit des Erlebtwerdens aus. Der Begriff gleicht einem Lagerſchuppen, deſſen Tür nur verzwängte und zurechtgeſtutzte Ware einläßt. Begriffe ſind gefährlich. Sie ſind abgegriffenes Kleingeld, und die ſie weitergeben ſind unreinliche Menſchen ohne Bedürfnis, den Schmutz von der Münze zu putzen. Kommt dann und wann einer, der zu Bürſte und Feile greift, nachzuweiſen, daß ein gefälſchtes Stück im Umlauf geweſen, ſtaunen die anderen und beginnen mit haſtigen Nägeln

ihrerſeits an den Münzen zu kratzen. Aber ſie ſind ungeſchickt, und die alten Dinger laufen bald weiter, ſchwarz und beulig. Nur die Hände ſind unſicher geworden und ſie wagen kaum zu entſcheiden, ob der Münzenreiniger nicht ein Schlauer geweſen, der echte Stücke als falſch entwertet und gefälſchte dafür in den Verkehr geworfen.

Wäre die Hartnäckigkeit, zwiſchen Erleben und Anſchauen zu unterſcheiden, nicht ſelber ein Fall in begriffliche Streitſüchtelei? Ich verſuchte früher auch die „Erfahrung“ vom Erlebnis zu trennen. Ich nannte jene das Erlebnis bloß eines Organs, eines Teiles von mir; das eigentliche Erlebnis hingegen ein ſolches meines ganzen Selbſt. Auch hier irrte ich. Ich kann den Teil nicht von Mir trennen. Was mein Auge erfährt, erfahre Ich; was meine Finger erfahren, erfahre Ich. Wenn ich ſehe, bin Ich nur Auge; wenn ich taſte, bin Ich nur Finger. Nur der Begriffliche glaubt Organ und Organismus auseinander halten zu können.

*

Das Erlebnis kennt nur den Augenblick. Es iſt Impreſſion. „Ach, daß es immer ein Früher oder ein Später geben ſoll, daß es ein dauerndes Jetzt nimmer gibt.“ Jeder erlebt allein Sich. Das Irrationale im Erlebnis iſt jedoch, daß Ich, der ich nur Mich erleben kann, ohne Zweites, ohne Gegenſatz Mich zu erleben nicht imſtande bin. *Ein* Menſch ſcheint *kein* Menſch zu ſein. Die abſolute Einheit führt zum Nichts. Der ſtärkſten Völle an Kraft folgt das Gefühl der Leere.

Niemals wird das Vergangene als *geweſene* Form erlebt. Leſe oder ſchreibe ich ein hiſtoriſches Drama, erlebe ich mein gegenwärtiges Selbſt als Kaiſer Heinrich oder als Antonius. Wieſo aber bin Ich imſtande, Mich hiſtoriſch zu erleben, mein Selbſt in einen erlebenden und einen erlebten Teil zu ſpalten? Wenn es meine Phantaſie iſt,

die mich als Kaiſer Heinrich fühlen und denken läßt, warum verlangt dann der Leib des Weibes, den ich brünſtig an mich drücke, mehr als ein Geſchöpf meiner Phantaſie zu ſein? Iſt die Phantaſie ein Schatten, der irgendwoher in mein Ich fällt und zuweilen mächtiger als dieſes werden kann? Wer ſagt uns, die wir der Phantaſie zu opfern glauben, daß ſie nicht uns an ihren Altären ſchlachtet?

Der erlebte Augenblick, die Impreſſion, iſt geſchloſſen und einheitlich. Sie iſt Muſik. Eine Tat, die ihre Spuren unauslöſchlich in mich prägt. Die mich wandelt. Sie hat Ewigkeitswert. Nicht in der Bedeutung von immer Gewußtem oder Bewußtem, ſondern in der des ewig Bewegten.

*

Der Wille im Menſchen drängt aus ſeiner geſtaltloſen Dunkelheit nach Geburt. Unergründlich und unſtillbar, verbraucht ſich die nach Tun gierige Kraft in ſich ſelbſt, wenn ſie ſich gegen andere Kräfte nicht wenden kann oder darf. Sie macht Kurzſchluß; denn auch der gewährt ihr die Wolluſt des Sieges. Der Onaniſt geht nicht an ſeinen Niederlagen, er geht an ſeinen Siegen zugrunde. Die Luſt am Lärm, die Luſt am Alkohol, die Luſt an der Schundliteratur iſt eine Luſt an der Tat. In den weiten Sälen der Fabriken ſitzen Hunderte von Mädchen und kleben tagein, tagaus die dünnen kleinen Metallfäden der Glühlampen feſt. Ihre Finger ſind Automaten, ihre Augen ſind Automaten, ihr Leib iſt ein Automat. Schließlich werden ihre Träume auch mechaniſch. Sie denken jedesmal dasſelbe, wenn ſie das kurze Drahtſtück an den gläſernen Halter ſtecken. Tauſendemale am Tag dasſelbe. Und dieſer Tag wiederholt ſich ſechsmal in der Woche. Wenn es Samstag geworden iſt, wachen ſie aus ihrem Scheintod aber auf. Ihre großen, auf die engen Stühle feſtgebannten Glieder brüllen wie ausgehungerte Beſtien. Sie dehnen ſich und wollen raſen. Taumel, Getöſe, Rauſch und Unzucht brauchen ſie, um die

nächste Woche wieder still zu kuschen. Das tägliche Glas Bier des Bürgers ist der gutmütige Abschluß eines unnützen Tages, der Suff junger kraftstrotzender Arbeiter in den Samstagnächten ist nicht selten eine Rettung des Selbst. Der individuellen und sozialen Gefahr des Alkohols ist kaum mit ethischen Merkspruchlein zu begegnen. Die Muskeln und die Gehirne schreien im Einerlei des technischen und gesellschaftlichen Systems nach Leben. Gebt ihnen dieses Leben und sie sind aus allen „Gefahren" getreten! Ich wickle mich in keine Täuschung — Proletarier bleibt Proletarier, ebenso wie Bürger Bürger bleibt; aber zwischen den Proletariern und zwischen den Bürgern sind verborgene Helden. Sie werden heute, weil sie sich durch die sittlichen Sonntagspredigten nicht bekehren lassen, weil sie das Erlebnis vor ihrem Siebenkreuzerroman nicht gegen den lauen Trank populärer Schriften eintauschen, zu den unrettbar verlorenen Elementen der Gesellschaft gerechnet.

Der Bildungssüchtige ist der Impression bar. Seine Lebensauffassung gründet sich auf das Gedächtnis. Er „merkt sich" die Erscheinungen. Und das sind Erscheinungen, die er meistens nicht selbst empfunden, sondern gewöhnlich irgendwo gehört oder gelesen hat. Seine Lebensbetätigung beginnt mit dem Lexikon und endigt in dem Fachmann. „Er lernt an seinen Schulen die Wissenschaften, um selbst wieder Lehrer zu werden und seine Schüler zu Lehrern abzurichten." Die Bildungsbürger behaupten: „Es ist zum Leben unbedingt nötig, etwas zu wissen, also etwas gelernt, gedächtnismäßig gelernt zu haben". Und die Verschämten unter ihnen entschuldigen sich: „In der Beanspruchung des Gedächtnisses liegt *auch* schöpferische Kraft, weil aus dem niedergelegten Material der nötige Gegenstand *herausgeholt* werden muß." Zum Leben, Leben als Bewegung des Persönlichen, ist aber am wenigsten Kenntnis nötig. Die im materiellen Berufe oder im gesellschaft-

lichen Verkehre unentbehrlichen Kenntniſſe ſind mit einem geringen Aufwand an Mühe und Zeit erreichbar. Jede weitere Kenntnis iſt ſchädlich. Sie verſchlammt den Fluß des Hirns. Denn das Gemerkte kann kaum je mehr erlebt werden. Es iſt begrifflich untergeordnet. Wir tragen es in einer Schachtel mit uns umher; es kann mit uns nicht verwachſen. Stark ſchöpferiſchen Seelen mag hie und da ein gutes Gedächtnis beigegeben ſein, aus einem ſtrapazierten Gedächtnis indeſſen iſt noch niemals Schöpferkraft aufgebrochen. Ein beleſener Kopf iſt in den meiſten Fällen unproduktiv; ſeine Schaffensdrängnis gleicht höchſtens dem Aufwärtstrieb der Liane. Unſere Leſewut iſt eine Willensableitung auf ähnlich bequeme Straßen wie die des Alkohols. Die unabläſſige Lektüre erzeugt breite, aber flache Hirne, der mühſam ſelbſt errungene Gedanke enge, aber tiefe Hirne. Aus allen Blumen Honig zu ſaugen, iſt der Fluch der Tatenloſen. Der Tätige muß an vielen Taten gleichgiltig und an vielen feindlich vorbeigehen. Wer die Tat als etwas Minderwertiges anſieht, darf dieſes nicht aus Neid oder wegen zu ſchwacher Kräfte tun. Er müßte voll Ueberwillen ſein, der durch die Tat eingeengt würde.

*

Iſt die gegenwärtige Luſt am Sport der Wunſch nach dem Erlebnis? Iſt ſie der Abſcheu vor der unlebendigen grammatikaliſchen Formel?

Dem Sporte iſt die Begrenzung eigen. Unter den Griechen liebten ihn die Dorer vor allen; ſie, die ihre Staaten am feſteſten zuſammenfügten. Der Sport ſpielt auf der Flöte des Hamlet; er diszipliniert den Ausübenden. Er iſt der Gegner der individuellen, weil zentrifugalen Selbſtändigkeit. Sein ſtarker Betrieb heute mag wohl im tiefſten Grunde darauf beruhen, auch körperlich den Menſchen freier zu machen; in der Erkenntnis der Untrennbarkeit von Leib und Geiſt, jenen zu ſtählen, um dieſem die Gefügigkeit zu

nehmen. Die Zeit aber hat die Ziele gewandelt. Die ſportlichen „Verbände“ und ſportlichen „Spiele“ ſind nicht mehr die *Mittel*, intelligenten Perſönlichkeiten Geiſtesgegenwart und die Botmäßigkeit ihrer Glieder zu ſichern; ſie ſind *Zweck* geworden. Die geiſtige Beſchaffenheit der ſportlich erſtklaſſigen Menſchen könnte auf dieſe Weiſe leicht jener der römiſchen Gladiatoren ähnlich werden.

Ich erblicke in einer ſolchen ſportlichen Uebung die Reaktion der Geſellſchaftsbedürftigen, der Menge im weiteren Wortſinne, gegen eine individualiſtiſche Strömung, welcher ſie nicht gewachſen waren. Die Geſellſchaft beſinnt ſich in jener Uebung auf ſich ſelbſt und will ſich durch ſie vor dem Zerfall in eine Vielfachheit bewahren. Die ſportliche Vereinigung ſchützt ihre Teilnehmer vor der Zerfahrenheit, der unausbleiblichen Begleiterſcheinung von perſönlichen Gelüſten unperſönlicher Menſchen, indem ſie ihnen den Zwang zur Unterordnung und zur Beſchränkung auflegt. Der jetzige Sportbefliſſene härtet nicht mehr ſeinen Körper zum Träger der Leidenſchaft, er macht ihn durch unausgeſetztes Training und unerbittliche Ordnung leidenſchaftsunfähig. Unſere ſportlichen Klubs und deren Spiele haben den ſchulmeiſterlichen Einſchlag. Sie wirken „ſozialpädagogiſch“ und bewahren ihre Geſellſchaft vor Umſtürzung. Sports, welche geſellſchaftlichem Anſchluß nicht oder kaum günſtig ſind, erſcheinen in den Hintergrund gedrängt. Vor allem das Reiten. Die dilettantiſche Karikatur des Sonntagsreiters iſt dadurch verſchwunden, aber das geſellſchaftliche Lawn-Tennis, welches von ſolchen Bloßſtellungen perſönlicher Ungeſchicklichkeit und Feigheit befreit iſt, erfordert auch nicht die Auslöſung irgendwelcher gefahrtrotzender männlicher Energieen. Kann das Fliegen als Triumph eines doch nicht völlig einzudämmenden Perſönlichkeitsdranges angeführt werden? — Vielleicht, ſolange durch die Sicherheit der Konſtruktion der

Tod des Piloten nicht aus dem Bereich des Möglichen in jenen des Unwahrscheinlichen gerückt wird. Der Flug von Chavez über die Alpen, der mit dem Sturz des Fliegers nach vorausgegangener tötlicher Lähmung der Nerven endete, spricht für die Kühnheit des Mannes, noch nicht für die Kühnheit des Sportes.

Dem Sportklubfreundlichen gilt der englische Gentleman als unerreichtes Vorbild stärkster Männlichkeit. Die mit der englischen Krankheit Behafteten übersehen, daß dieser Gentleman das Muster eines konservativen Unselbständigen ist, der sich immer wieder nach dem anderen besinnt. Er ist nach dem Rezepte gebildet und lebt nach diesem. Sein Ideal ist die Eleganz, die aus der Gruppe nicht herausfällt. Er wünscht, leiblich und geistig nur ein Teil einer glatten Fläche zu sein. Er bekleidet sich nach acht Uhr mit dem Frack nicht darum, gegen zudringliche Blicke ein Präservativ zu haben, um auch in der Gesellschaft ungestört seine innere Einheit zu formen, sondern um seine Gleichheit mit den Nachbarn auch im Kostüm zu betonen. Die englische Gesellschaft hat die Männer, die sie gebraucht, stets aus Irland und Schottland bezogen. Und hatte sie diese genutzt, bespie sie ihr Andenken. Das war das Schicksal von Cromwell und Swift und Byron und Wilde. Es ist bezeichnend, daß Englands Tochterland Amerika das Mittel ersann, ungezügelte Pferde ohne Gefahr für den Reiter zu zähmen. Es ersetzte den zwingenden Schenkeldruck durch ein Getöse, das die Nerven des Rosses ein für allemal abstumpft. Die Amerikaner, die vor ihren Weibern knieen, scheinen die Pferde blödfromm zu machen, ehe sie diese besteigen.

(Aus einer Rede, 1911)

An dem Bestreben, wenn nicht den Sinn der Welt, so immerhin ihre Existenz und das Leben auf ihr zu erkennen, das heißt, die Entwicklung vor allem des Menschen, seine Kultur und seine immanente Bestimmung in sich und möglichst durch sich selbst aufzuhellen und als zusammenhangvolles Geschehen darzutun, hat jeder Denkende irgendwie teil und stets teil gehabt; in der Geschichte der Philosophie lassen sich die Fäden aller geistigen Evolutionen verknüpfen, vom philosophischen Standpunkte aus ist der weiteste Ueberblick über jene zu gewinnen, und es kann gesagt werden, daß die Philosophie, indem sie auch die Kunst, als den anderen Pol menschlicher Daseinserhöhung, in das Bereich ihrer Forschung zieht, die höchste, fruchtbarste Schicht des Geistes ist, zu welcher sich die Kultur der Nationen zu erheben vermag. Denn die Philosophie ist für das Einzelne wie für das Ganze der menschlich möglichste Ausgleich aller irgendwie denkbaren Unebenheiten, und die großen philosophischen Leistungen erscheinen daher als die wichtigsten Stationen in der Entwicklung der menschlichen Kultur. Indem nun dieses Bestreben der Philosophen, letzte Fragen der Beantwortung nahe zu rücken, in berechenbarer Zeit nicht als abgeschlossen wird betrachtet werden können, weil dem menschlichen Erkenntnisvermögen wie allem Menschlichen Grenzen gesetzt sind, die sich nur sehr langsam erweitern lassen, wird eben dieses Bemühen, nach dem Charakter der Zeitläufte wechselnd, lebendig bleiben, neue Werte schaffen und jedenfalls immer diejenige geistige Stufe sein, zu welcher alle, denen an Erforschung und Bildung des Daseins gelegen ist, hinaufstreben, um dort Ergebnisse ihrer Arbeit zusammenzufassen oder zu lernen, den Zwiespalt zwischen Erfahrung und innerem Vorbild zu versöhnen.

Zweifellos gehört es demnach zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden. Freunde der Vernunft und Liebhaber der Herzensbildung geben sich von jeher lebhaft und nachdrücklich damit ab, kennen zu lernen, wie starke Menschen es unternahmen, über dem Gewirr heftiger Bedürfnisse des

Geistes Gebäude aufzurichten, in denen die Welt und das Leben, das All und der Mensch als ein Teil des Alls, derart anzuschauen sind, daß die entwirrende Antwort jeweils fast als gegeben erscheinen konnte. Und wie immer wieder an irgend einer Stelle sich ein Fehler der Konstruktion oder des Materials befand, knüpfte sich an diesen ein neuer Versuch, mit Benutzung des Gefundenen dem noch nicht Gefundenen nachzuspüren, so daß die Geschichte der Philosophie als eine unauflösliche, natürliche Kette sich darstellt, an welcher der Mensch lerne, was er kann und wie weit er zu dringen vermag in der Absicht, erkennend sich seiner Existenz bewußt zu werden.

Zumal eignet einer Zeit, deren äußerer Charakter so ungeistig erscheint wie der des zwanzigsten Jahrhunderts, in ihren edleren, namhaften oder nicht namhaften Vertretern die Begierde, ihre materielle Hülle zu durchdringen und wieder des Gedankens habhaft zu werden, der unter der Herrschaft des Werkzeugs fast verloren gegangen ist. Wer offene Augen und einen klaren Kopf hat, kann sich nicht mit materialistischen Idealen begnügen, er muß, aufs äußerste zum Widerspruch gereizt, die Linien zu entdecken trachten, die unter der ungeistigen Oberfläche das Geistige weiterleiten. Und so entspricht es dem heimlichen oder offenen Wunsch aller derer, die über den zeitgenössischen Errungenschaften den zeitlosen Gedanken nicht vergessen konnten, wenn sich ihnen ein Unternehmen präsentiert, das die philosophischen Errungenschaften der Gesamtentwicklung einheitlich darbietet, und nicht bloß dem Gelehrten, sondern auch dem, man möchte sagen, Selbstbildner ermöglicht, sich nach den grundsätzlichen Gedanken der Meister des Erkennens orientieren zu können.

Im Verlag Georg Müller in München beginnt „Die Bibliothek der Philosophen" zu erscheinen, eine Sammlung, welche alle diejenigen philosophischen Werke vereinigen will, die „lebendig geblieben sind oder zu neuem Leben für unsere Zeit geweckt werden können. Die für die Gegenwart wichtigen Denker sollen mit sämtlichen philosophischen Schriften zu Worte kommen, von anderen Philosophen, auch von halb vergessenen, Werke, die noch heute lesenswert sind. Von Philosophen des Mittelalters werden nur wenige gebracht, die geistig bedeutendsten Vertreter der

Kirche und diejenigen Ketzer, deren Nachwirkung die stärkste war. Aus der neuen Zeit werden die erkenntnistheoretischen und psychologischen Schriften in erster Linie zu berücksichtigen sein; auch werden manche vielgeschmähte Befreier von falschen Gottes- und Religionsbegriffen zu Worte kommen. Aus äußeren Gründen werden die Philosophen der Griechen und Römer fehlen. Sie finden sich in neuen Ausgaben unter den bekannten im gleichen Verlag erschienenen „Klassikern des Altertums". Aller irgendwie überflüssiger philologischer Ballast wird beiseite gelassen."

Die Bibliothek der Philosophen wird eröffnet durch den ersten Teil des Briefwechsels von Immanuel Kant, eine gesichtete Ausgabe, welcher die große der Berliner Akademie zugrunde liegt. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes hat in Uebereinstimmung mit der persönlichen Ansicht des Philosophen gehandelt, indem er nur die für Kant selbst, für seine Lehre und deren Entwicklung und Ausbreitung wesentlichen Briefe zusammenstellte. Kant hatte zwar einen gewissen Widerwillen gegen die Veröffentlichung privater Korrespondenzen, verschloß sich aber nicht der Tatsache, daß die Publikation wissenschaftlicher Briefwechsel oft den besten Kommentar zu den Werken des Autors abgeben kann. So verhält es sich auch hier. Einerseits ist der Verkehr Kants mit seinen Zeitgenossen aus diesem Tausch persönlicher Nachrichten mannigfach kennen zu lernen und andererseits und vor allem spiegelt sich in diesen Briefen das reiche Innenleben des Philosophen, dessen äußeres Dasein so ruhig hinfloß. Die geheime Tragik des denkenden Genies, die Enttäuschung, welche allzu gespannten Erwartungen folgt, nicht minder als die Freude am Aufstiege und am zunehmenden Erfolg, die notwendige Vereinsamung während der Niederschrift des Hauptwerkes, die Trübungen durch den Abfall langjähriger Freunde und durch die Mißverständnisse, denen bedeutende Gedanken seitens der Mehrheit des Publikums immer ausgesetzt sind, — der Ausdruck innerster Lebensschwingungen ist in dieser Korrespondenz offenbar und läßt den phänomenalen Denker auch dem Laien menschlich nahe kommen und ist eine notwendige Ergänzung des Bildes, das aus dem Studium der Kantischen Schriften selbst gewonnen werden kann.

In einem gewissen Sinne eigenartiger und jedenfalls in seiner Zusammensetzung lebhafter ist der zweite Band der Philosophen-Bibliothek, indem er von dem Neudruck eines selten gewordenen Werkes gebildet wird, nämlich des Spinoza-Büchleins von Friedrich Heinrich Jacobi, der in dieser Schrift die sämtlichen Dokumente über die Frage, ob Lessing ein Anhänger Spinozas gewesen sei oder nicht, seinerzeit vereinigte und dadurch Veranlassung gab, daß in Deutschland die Verehrung eines der kühnsten, erfolgreichsten Denker und vollkommensten Menschen endlich möglich wurde. Denn bis dahin war der Name Spinoza infolge gehässiger Verleumdungen und subalterner Mißdeutungen verfehmt gewesen, und niemand hatte den Mut, sich offen zu ihm zu bekennen. Dazu bedurfte es wirklich erst eines so unerhörten Falles wie dessen, daß der allverehrte Lessing kurz vor seinem Tode gleichmütig aussprach, was wohl vielen im Herzen wirkte, aber keinem anderen über die Lippen wollte, so groß war die Furcht vor der geistigen Konvention. Aber ein befreites Aufatmen ging danach durch die Welt des klaren Geistes, und alles leidenschaftliche Für und Wider verebbte, um durch das Werk Spinozas einen Strom neuer Erkenntniskräfte in das geistige Leben Deutschlands eindringen zu lassen. Die Ereignisse, welche diesem Geschehen vorausgegangen sind, gewinnen, im „Spinoza-Büchlein" dokumentarisch dargestellt, an Deutlichkeit in dieser Ausgabe dadurch, daß nicht mehr das ursprüngliche Spinozabüchlein, sondern auch andere in Betracht kommende Schriftstücke, wie Mendelssohns Replik und Jacobis Duplik, gebracht werden, welche die Elemente und Phasen des ganzen Streites klar hervortreten lassen.

Ueber den ersten Teil von Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", welcher in der Fassung von 1819 den dritten Band der Bibliothek ausmacht, braucht wohl nichts vermerkt zu werden als daß er, wie die anderen Bände, untadelig in der Darbietung ist und von jedem philosophisch Beflissenen mit Freuden aufgenommen wird. Buchhändlerisch merkwürdig und wichtiger ist der vierte Band, der die Schriften zu J. G. Fichtes Atheismus-Streit enthält. Das vorbildliche Selbstvertrauen dieses tapferen und aufrechten Mannes, seine ernsthafte Lebensauffassung und seine herzliche

Anſchauung der höchſten Dinge treten in den Akten des Prozeſſes, den er infolge roher Anſchuldigungen eines anonymen Gegners mit der Weimariſchen Regierung führen mußte, beſonders leuchtend hervor, weshalb die vorliegende Zuſammenſtellung ſeinen Freunden als ein willkommenes Geſchenk erſcheinen muß. Ob indeſſen die Wertſchätzung, welche der Herausgeber des fünften Bandes dieſem vor anderen Werken desſelben Verfaſſers zuteil werden läßt, auch zurecht beſteht, kommt bei näherer Kenntnisnahme des Werkes doch zweifelhaft vor. Dieſe „Bekenntnisſchrift“ des mittelalterlichen Humaniſten Agrippa von Nettesheim „Ueber die Eitelkeit und Unſicherheit der Wiſſenſchaften“ iſt aber, wenn von einer weiteren Bedeutung abgeſehen wird, jedenfalls ein höchſt kurioſes und nur in der einen Hinſicht ein außerordentliches Werk, als es mit beiſpielloſer Wut gegen alles und jedes geifert, was unter Menſchen gemeiniglich als unvermeidlich feſtſteht, ſeit es Menſchen gibt, und wahrſcheinlich auch feſtſtehen wird, ſolange es Menſchen geben wird.

Dieſe Ueberſicht zeigt indeſſen, mit welcher Mannigfaltigkeit die „Bibliothek der Philoſophen“ ſich darbieten wird, und ein Blick auf die Ankündigung verſtärkt nur dieſen Eindruck. Da ſind, außer den Angeführten, Namen zu leſen im bunteſten Nebeneinander, wie ſie ſelbſt ſichs wohl nie haben träumen laſſen, Buddha neben — Diderot, ferner Goethe, Jean Paul, Lichtenberg, Luther, Malebranche, Petrarca und viele andere noch, ſo daß ohne trockenes Syſtematiſieren die hauptſächlichen Dokumente aus der Entwicklungsgeſchichte der Philoſophie in lebhaftem Wechſel ſich präſentieren werden. Ein Monument der menſchlichen Erkenntniskraft zeigt ſich hier in ſeinen architektoniſchen Anfängen, denen deutlich anzuſehen iſt, welchem Plane ſie entſprechen und in welchen Linien ſie weiterhin ausgebaut werden, ſo daß das fertige Ganze jedem, dem es ernſt um die Formung ſeines Lebens als des Teils einer großen Geſamtheit iſt, eine unverſiegbare Quelle fruchtbarer Belehrung, ſelbſtändiger Zurechtfindung bedeuten dürfte.

Will Scheller.

VORANZEIGE

Mittwoch 14. Jänner 1914 abends halb 8 Uhr im Musikvereinssaal

VORLESUNG

KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

* * *

Karten zu K 4, 3, 2, 1.40, 80 h, ab 1. Jänner in der Wagnerschen k. k. Universitäts-Buchhandlung

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 389/390:

Glossen / Notizen / Nachts

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 7

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Tat / Georg Trakl: Gedichte / Wilh. Schmidtbonn: Legenden / Theodor Däubler: Gefahr / L. E. Tesar: Gedanken / Carl Dallago: Die Trenkwalder / Georg Trakl: Winternacht / Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl / Max von Esterle: Karikaturenfolge 71 (Robert Michel)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he. vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Jänner 1914 Heft 7

Carl Dallago / Die Tat

(Eine Umschau vom Gebirge her)

Es ist bezeichnend für unsre Zeit, die vor lauter Tun zu keiner Tat kommt, daß sich eine Zeitschrift, die mit Ideen vollgestopft ist, „Die Tat" nennt. Vor ihrem Probeheft ist mir fast bange geworden. Mit Ausnahme von Paul de Lagarde, dessen „Gedanken" diesem tätlichen Ideenchaos eigentlich gegen den Strich gehen müßten, wenn sie befolgt würden, ist nichts da, dem bessere Bedeutung zukäme. Das Beste noch bringt das Kleingedruckte der „Umschau". Hier ordnet wohl auch der weniger tätlich gesinnte der beiden Herausgeber, der sich im übrigen mehr zu fügen hat. Denn die entscheidende Führung der Zeitschrift scheint sich ihr Verleger Eugen Diederichs vorzubehalten.

Von ihm und seinem Begünstigten Ernst Horneffer erhält „Die Tat" wohl die Farbe, und diese ist heute „sozialreligiös". Es scheint, als hätten sich die Mitarbeiter diesem Farbenspiel unterzuordnen. Es gelingt ihnen auch so ziemlich; nur Lagarde eignet sich, seinen „Gedanken" nach, nicht gut hiefür, was jedoch nicht bemerkt wird oder nicht bemerkt werden will.

Wohl im Bestreben, Farbe zu bekennen, schließt ein Aufsatz über Ernst Lissauer, der wie versalzne Suppe schmeckt, mit der sozialen Wendung: „Nicht mehr die aristokratische Ideologie: ‚Der Einzelne über der Masse' — das demokratische Ideal: ‚Der Einzelne und die Masse' ist Ziel und Losung. Hoc in signo vincemus."

Und Ernſt Liſſauer ſelbſt, dem Napoleon „ganz und gar Vernunft“ iſt, und der überhaupt ſchweres nationales Geſchütz aufführt, ohne es in ein Treffen zu bringen, meint zwar ſehr richtig: daß man „gegenüber der mechaniſchen Internationaliſierung die natürlichen nationalen Formen ebenſo zu verteidigen haben werde wie ſie einſt gegen den Kosmopolitismus Napoleons verteidigt werden mußten.“ Nur lernt man aus ſeinen Ausſagen dieſe natürlichen nationalen Formen noch immer nicht genügend kennen. Deſto mehr aber drängen ſich einem die gemachten nationalen Formen auf, die ſich in den Artikeln der Herren Jean Paul d'Arbeſchah, Ernſt Horneffer und Eugen Diederichs als „ſozial-religiöſe“ Tat und für deutſche Kultur kundtun.

Wenn ich im Folgenden vor dieſen Kundgebungen verweile, iſt es, weil mir der Verleger Eugen Diederichs von den bekannten deutſchen Verlegern der uneigennützigſte ſchien, weil er bereits vortreffliche religiöſe und kulturelle Werke verlegt hat, und es mir völlig ungereimt ſcheint, daß einer, der für Religion und Kultur tieferes Verſtändnis bewies (was man wenigſtens den verlegten Werken nach annehmen möchte), noch glauben kann, daß ſich auf ſo gröbliche ſoziale Weiſe von außen her gleichſam eine deutſche Religion und Kultur neu ſchaffen laſſe. Und den Herren Brüder Horneffer dabei noch eine führende Stellung zutraut; gewiſſermaßen eine Fortſetzung Nietzſches ins Religiös-Soziale.

Zur Zeit, als es darauf ankam, waren ſie alle keine Freunde Nietzſches, wenn ſie jetzt auch das wenige Gute, das ſie ſagen, ihm entlehnen. Herr Diederichs ſchien bereits auf Abwege geraten, als er „Overbeck und Nietzſche“ verlegte. Nun will er einen „deutſchen Volksrat“, um den Deutſchen aufzuhelfen, nachdem er indirekt mitgeholfen hat, einen größten ſchöpferiſchen Menſchen der Deutſchen herunterzumachen. Er denkt nun: „... Die Männer, die

zur Führung des Volkes am meisten berufen sind, nämlich seine schöpferischen Kräfte brauchen eine Vertretung, von der aus sie auch ‚gehört' werden. Sie noch länger zurückdrängen, bedeutet Schädigung des Volkskapitals, bedeutet Herrschaft der Zivilisation und nicht der Kultur." Denkt hier also genau Nietzsche nach, der indes wohl wußte, daß die schöpferischen Menschen keinen Vertreter brauchen, nur zuweilen einen Verleger, um sich vernehmlich machen zu können. Und bedenkt schließlich nicht, daß auch er manchmal nicht-schöpferische Kräfte verlegt und schöpferische Kräfte *nicht* verlegt und sie somit zurückdrängt — daß demnach manchmal auch bei ihm Zivilisation herrscht und nicht Kultur.

Auch wäre zu sagen: daß es *nicht* die „Hauptfrage" ist, eher ein Hauptirrtum, wenn man sich frägt, „in welcher Weise organisieren wir Bildungsmöglichkeiten, die die Menschen selbsttätig im Denken machen?" Denn die Antwort müßte lauten: In der Weise, daß man die Menschen sich selber überläßt. Aber dabei käme das Organisieren nicht auf seine Rechnung. Auch wäre der Vorschlag des Herrn Diederichs aussichtslos, der sich zu einer Annahme wie dieser versteigt: „‚Der deutsche Werkbund', in dem sich Künstler, Fabrikanten und Gelehrte zusammenfinden, um die Qualität deutscher Arbeit zu heben und ihr den Sieg auf dem Weltmarkt zu verschaffen, ist der Vorläufer einer Bewegung, die alle schöpferischen Kräfte Deutschlands umfassen wird." So denken Idealisten über das Schöpferische. (Dabei ist vielleicht nur der Irrtum begangen, daß man staatsbürgerliche Bestrebungen auch für die menschennatürlichen nimmt, und daß man vermeint, das Schöpferische habe jenen zu dienen anstatt diesen, die mit jenen nichts mehr gemein haben.) „Besonders Wert" legt Herr Diederichs „auf die Teilnahme von organisatorisch beanlagten Menschen", zu denen er sehr richtig „in erster Linie Industrielle" rechnet. „Ein Großkaufmann, ein Fabrikant muß

intuitive Anlagen haben und ſteht daher neben dem Künſtler". Die Induſtriellen, die den Menſchen immer mehr zur Maſchine ertöten, um aus dem ſo Geſchaffenen möglichſt Gewinn zu ſchlagen, und der ſchöpferiſche Künſtler, deſſen größter Gewinn es iſt, den Menſchen immer wieder zum Leben zu erſchließen, geeint durch intuitive Anlagen!

Hier aber denke ich: Man könnte die großen Geldleute offener für eine gute Sache gewinnen, zumal ſie alle ein ſchlechtes Gewiſſen haben. Und daß Idealismus mit Amerikanismus ſehr verwandt iſt. Und daß der Schriftſteller Diederichs ſich mehr an den Verleger Diederichs hätte halten und nicht ganz auf die Werke ſchöpferiſcher Künſtler, die er verlegt hat, hätte vergeſſen ſollen. Dann wäre er vielleicht auch nicht der Beeinfluſſung durch einen Verſammlungsredner erlegen, der mit ſchöpferiſcher Kraft nichts zu tun hat. Einem ſolchen bietet freilich der „Wille zur Organiſation" eine Handhabe, ſich verdienſtlich zu machen. Und er iſt gedrängt, wie Herr Ernſt Horneffer in „Religion und Nation", zu ſagen: „Ich halte es für einen Irrtum, wenn man mit Nietzſche den ‚Willen zur Macht' als den Grundtrieb aller Lebenserſcheinungen betrachtet. Mir will ſcheinen, als ob der Wille zur Organiſation, zur Form, zur Syntheſe . . . den Vorrang verdient, das Weſen der Wirklichkeit tiefer erfaßt und begreiflicher wiedergibt;" daß nur „*das Mittel* des großen Organiſationstriebes in der Natur wie in der Geſchichte... der Wille zur Macht iſt." So verformt und ruiniert ein ſolcher Redner das, was ein Großer gefunden, und glaubt dabei noch, daß er Eigenes und Beſſeres gefunden habe. Sehr überraſchend im Hinblick auf ſeine frühere Einſchätzung Nietzſches, redet er nun auch auf einmal von deſſen „unvergänglichem Zarathuſtraevangelium", das angeblich in lapidaren Worten die Frage hinſtellt: „*Wer ſoll der Erde Herr ſein?*" Dieſe ſanften Gemüter, denen Nietzſche früher mit ſeiner

Sympathie für die „blonde Beſtie“ Schrecken einflößte, ſind nun auf einmal vor lauter tätlichem Deutſchtum für „Blut und Eiſen“ geſtimmt. So erkennen ſie gerade noch: „Ein Volk gewinnt niemals ſeine volle Stoßkraft, wenn es ſich auf ſeine politiſche und militäriſche Rüſtung beſchränkt. Der Geiſt hat dieſe Machtmittel geſchaffen. Der Geiſt allein kann ſie verwerten ... Ein Volk wird nur dann mit der Vollkraft ſeiner Tapferkeit fechten, wenn es für ſeine ‚Altäre‘ ficht, das Wort ‚Altar‘ im weiteſten Sinne genommen, als Inbegriff alles deſſen, was ihm im Innerſten wert und teuer iſt. Die Religion gibt allen Affekten erſt die wahre Nahrung und Glut.“

Die Sache iſt nun ziemlich klar. Man will Religion, um zu Altären zu kommen, durch dieſe zu wohlgenährten und glutvollen Affekten, und durch dieſe wiederum zur vollen Stoßkraft, um Herr der Erde zu werden. Und meint noch, das ſei Sache des Geiſtes. Aber der Geiſt hat dieſen Werdegang nicht geſchaffen. Wie er auch nicht Religion ſchafft und noch weniger dieſe ſozial ſein läßt. Man höre doch Paul de Lagarde: „Religionen werden nie geſchaffen, ſondern ſtets offenbart. Religion iſt nie ein Werk menſchlicher Gedanken, menſchlicher Sehnſucht, menſchlicher Tätigkeit... Nur der Genius bringt die Ideen, nur der religiöſe Genius die religiöſen Ideen.“ Es zeigt, daß ſolche Ideen doch etwas anderes ſind als bloße Ideen, denen der religiöſe Genius überall abgeht. Es werden daher auch dieſe Ideen an jene nicht heranreichen, und wo ſie jene interpretieren wollen, werden ſie nur etwas verderben. So verdarb auch Herr Horneffer bei der Interpretation Nietzſches noch immer deſſen Ideen (die eben nicht bloße Ideen ſind) und zwar dort erſt recht, wo er ſich bemühte, „die ſozialen Momente in Nietzſche herauszuheben“, die niemals da waren. Es zeigt ſein völliges Verſagen dem Schöpferiſchen gegenüber, deſſen Individualismus ſeine Grenzen immer

weniger überſchreitet, je ſchöpferiſcher er wird; weil mit dem Wachstum des Schöpferiſchen das Individuelle immer weniger Grenzen findet.

Aber dieſem politiſchen Religionslehrer muß auch die Religion ſozial werden, weil er den Mangel der inneren Ausrüſtung durch äußeren Zuſammenhalt erſetzen zu können glaubt. Und aus ſolchem Glauben heraus meint er: „Die Religion kann in ihrem innerſten Weſen nur als eine ſoziale Erſcheinung begriffen werden. Denn ſo ſtark und zuverſichtlich ſich auch das einzelne Gewiſſen zum Weltgeiſt erheben mag ..., der wahre Friede, die echte Ruhe, die ſichere Kraft wird erſt dann den Einzelgeiſt überkommen, wenn ihm aus allen umgebenden Menſchenherzen das nämliche Fühlen, Wünſchen und Hoffen entgegentönt ... Es iſt niemand ſo ſtark, daß er auf jede Zuſtimmung verzichten könnte. Die ruhige Kraft und Selbſtſicherheit gewinnt er erſt, wenn er in einer Gemeinde, die das Gleiche wie er empfindet, ſich heimiſch fühlt."

In hochtönenden Worten iſt damit ausgedrückt: Niemand iſt ſo ſtark, um auf eigenen Füßen zu ſtehen. Ich denke, zu ſolchem Glauben verſteigt ſich nur jener „Weltgeiſt", der „die ruhige Kraft und Selbſtſicherheit" lediglich aus der Gemeinde nimmt. Welch eine merkwürdige Religion, die ſich in derartigem Zuſammenſtehen ausdrücken ſoll! Und doch, wenn nur ein Funke eines religiöſen Gefühls vorhanden wäre, ließe ſich ſchon der erſte, unglaublich unrichtige Satz dadurch richtig ſtellen, daß das perſönliche Inſichgehen, die Einkehr in ſich als ein religiös Einendes gefühlt und ſo „als eine ſoziale Erſcheinung" begriffen werden könnte. Aber es iſt das Gegenteil gemeint: Daß auch dieſer Einkehr erſt das Zuſammenſtehen Kraft und Sicherheit verleihe.

Mir kann es recht ſein. Es zeigt, weſſen Geiſtes Kind dieſes Soziale iſt, und wie dort, wo es aufkommen will, das Religiöſe getilgt ſein muß. Und daß politiſche Redner

keine Religionslehrer sind. Derartige soziale Menschen sollten Worte wie Kraft und Selbstsicherheit weniger im Mund führen. Sicher ist, daß ehe einer für sein Tun die eigene Zustimmung nicht als maßgebender erachtet als jede fremde, also gewissermaßen auf jede Zustimmung verzichten kann, er nicht nur nicht stark, sondern überhaupt noch Niemand ist.

Es wäre daher ratsam, daß solche Menschen, deren Ideen keiner Realität Stand halten, es nunmehr aufgäben, „eine neue religiöse Idee, die wieder die Gemüter ergreift und verbindet, zu finden und zu gestalten." Und daß sie aus dem Wettkampf ausscheiden, „bis der Kampf dereinst um die organisierende Gewalt des gesamten Erdballs gekämpft wird." Dann wird man sie rufen, wenn nicht (was wahrscheinlicher ist) unsoziale Menschen diesen „Kampf um die organisierende Gewalt" immer wieder dadurch vereiteln, daß sie ein von jeher im gesamten Erdball Wirkendes und nur durch Verranntheiten der Menschen immer wieder Verschüttetes als die beste organisierende Gewalt darzutun und wieder zu Ehren zu bringen vermögen.

*

Es ist gewöhnlich so, daß eine Tat zu ähnlichen Taten anspornt — die Zeitschrift „Die Tat" demnach zu Ideentaten. Und der Tatendurst scheint hier bereits zur Organisationssucht geworden. Diese Entwicklung ist natürlich, wenn man bedenkt, daß eine bloße Idee, die nach innen keinen Anschluß findet, sich durch Zusammenschluß Stärke vortäuschen muß. Aber weniger natürlich ist es, zu glauben, durch derartigen Zusammenschluß Religion schaffen und fördern zu können. Dennoch, ein Herr Jean Paul d'Arbeschah schmiedete sich „Religion" als „deutsche Waffe!" und verficht damit solchen Glauben (oder tut wenigstens so; denn der wahre Glaube ist wohl nicht organisationssüchtig.) Er meint: Es habe sich gezeigt, „daß Deutschland auf dem Wege

iſt, Weltreligion zu ſchaffen ... Auf dieſem Wege kann die Bedeutung des Deutſchtums zu ihrer höchſten Machtentfaltung kommen, obgleich weder Internationalität noch Nationalität, noch ſelbſt Individualität am eigentlichen Ziel dieſer Entwicklung ſteht, ſondern Organiſation der nationalen und individuellen Geiſteskräfte." Jetzt denkt alſo Deutſchland ſogar daran, Weltreligion zu ſchaffen und Lagarde (deſſen Bildnis das Heft enthält, aus dem ich zitierte), hat zu dieſen Leuten wiederum umſonſt geſprochen. Des weiteren wird geſagt: „‚Die Germaniſierung des Chriſtentums' iſt alſo der eigentliche Hintergrund unſerer Betrachtungen ... Die erſte Germaniſierung des Chriſtentums ſetzte ſchon ein, als der Germane mit ſeiner Frage: ‚Wie erringe ich die Weltherrſchaft?' an das Chriſtentum herantrat". Alſo ſoll Religion die Anleitung geben, wie die Weltherrſchaft zu erringen iſt — etwa nach dem Muſter, wie der Welthandel zu erringen iſt! Damit mag allerdings die Organiſation gerechtfertigt ſein, aber das Religiöſe iſt nicht mehr aufzufinden. Oder doch? Man höre nur: „Man muß, um die religiöſen Stimmen richtig zu deuten, die ſich heute vorwiegend aus Tiefen losringen ..., unſere Zeit in ihrer mit ſtarken religiöſen Spannungen gefüllten Atmoſphäre unmittelbar zu erleben trachten. Nur durch dieſes ſchöpferiſche Miterleben, durch dieſes Mitringen um ein unerhört Neues, können wir zu ihr ein Verhältnis erlangen." Für dieſes „unerhört Neue" wird nun ein Name geſucht. „Die Bezeichnung ‚Darwiniſtiſche Religion' wäre nicht unberechtigt." Denn: es „wäre zunächſt auf die religiöſe Bedeutung hinzuweiſen, die der Darwinismus heute für deutſches Empfinden anzunehmen beginnt".... Die „poſitiviſtiſche, religionsbare moderne ‚Naturreligion'" ſei doch zu wenig, denn ſie „läßt nur einen mit Vergangenheitsanalogien arbeitenden Darwinismus gelten"... Und: „Religion iſt das der Zukunft zugewandte Verhalten des Men-

ſchen, eine ſchöpferiſche Zuſammenraffung des ganzen Menſchen, die die Dinge dort faßt, wo ſie noch bildungsfähig ſind, nämlich im Willen des Menſchen, und auf dieſe einzig mögliche Weiſe wirklich ‚das Göttliche' erreicht." Hier wird dann recht unpaſſend Nietzſches Zarathuſtra zitiert; hat man doch noch als den Willen des Menſchen im Gedächtnis: „Wie erringe ich die Weltherrſchaft?"

Dafür berührt es wohltuend aufklärend, wenn einem nun „die tiefen Gottesſpekulationen eines Arthur Drews, die Schriften der ſo unmittelbar und doch ſo eigenartig an Nietzſche anknüpfenden Brüder A. und E. Horneffer oder die erleuchteten Reden eines Arthur Bonus" angeprieſen werden. Und wenn man (wie ich) dieſe letzteren nicht kennt und ſie nur in Verbindung gebracht hört mit dem „Kern der Germaniſierung des Chriſtentums", des weiteren hört, daß ihr Verfaſſer „der bedeutendſte und gewaltigſte unter den religiös Ergriffenen der deutſchen Gegenwart" ſein ſoll, daß er uns die „Wege zum Quell des neuen ſchöpferiſchen Lebens, zum ‚neuen Mythos'" weiſt, und wenn dieſer einem als „religiöſe Ausſprache" hingeſtellt wird, die wiederum „das ſtärkſte religiöſe Erlebnis in unſrer Zeit" ſein ſoll, wenn man ſich dies und all das früher Vorgebrachte vergegenwärtigt und hört noch, daß „eine ſolche Religion etwas ganz Anderes geworden", daß ſie nun „die ſtärkſte Waffe des Kämpfenden und der beſte Schild des ſtarken Heldentums" ſein ſoll — „um mit Bonus zu reden: ‚den Gott los, der Sklaven und ſklaviſchen Selbſtverzicht will'" —: ſo möchte ſich einem immer mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß jene Reden des Herrn Bonus nicht erleuchtet ſind.

Wenn nun dieſer neue Jean Paul (der überall „Neues" ſieht und „unerhört Neues" erwartet) ſchon ſah, „daß Deutſchland auf dem Wege iſt, Weltreligion zu ſchaffen" und doch wieder „das reich und mächtig gewordene Deutſch-

land heute im Bann des Materialismus" stehen sieht, und dann wieder erkennt: „Aber die erwachende neureligiöse Inbrunst Einzelner im heutigen Deutschland scheint auch diesem Gespenst die Stirne bieten zu können", so muß er doch sehen, daß seine Zusammenstellung nicht ganz stimmt. Und er täte vielleicht besser, die Religion der religiösen Inbrunst Einzelner zu überlassen und das Germanische nicht nur innerhalb der politischen Grenzen Deutschlands zu suchen. Für das erstere fände er dann auch Zustimmung bei Lagarde: „Der Weg zur Religion ist selbst Religion: ihn gehen die einzelnen Menschen, Nationen nur durch die einzelnen Menschen. Darum die Bahn frei für diese!"

Das unterscheidet die Einzelnen doch wesentlich von der Beschaffenheit jener Einzelnen, die erst durch Zusammenstehen bestehen können und deren Religiöses erst vom Sozialen seine Stärke empfängt. Diesen wird Religion zur Waffe, also Aktivität, weil ihre Unstärke — nicht ihre Stärke — durch Gemeinschaft stärker wird, und sie nun der Meinung leben, es lasse sich Religion schaffen und anschaffen. So muß ihnen Organisation alles bedeuten.

Die Amerikaner haben diese Entwicklung schon durchgemacht in ihren industriellen und kommerziellen Unternehmungen. Diese toten Dinge mögen stärkster Aktivität für ihr besseres Gewinn-Ergebnis — somit auch der Organisation, als der geeinten Aktivität einer Vielheit — bedürfen; niemals aber darf solche Aktivität *das Leben* beherrschen wollen. Denn nimmermehr wird der zu sich gekommene Mensch sich damit abfinden können, daß vollendetes Geschäfts- und Fabriksgebahren den Sinn des Daseins erfülle. Darum ist dem *Menschen* mit Organisation auch nie gedient; ja es zeigt sich, daß eigentlich erst dort das Leben beginnt, wo alle Aktivität aussetzt. Und erst das religiöse Leben, das innerstes Erleben ist!

Darum: Religion ist Tätigkeit erleiden, nicht Tätigkeit

aufnehmen, ist Passivität. Als solche wohl auch Schild und Wehr gegen Leid und Verwundung, Waffe nur in Bedrängnis, niemals Organisation. Und auch nicht Zukunft, sondern wie bereits Lagarde sagt: „unbedingt Gegenwart; Hoffnung auf die Zukunft nur insoferne, als der Umgang mit dem Ewigen jedem, der ihn übt, unumstößliche Gewißheit gibt, daß auch er selbst ewig ist.“ Und niemals die Frage: „Wie erringe ich die Weltherrschaft?“ Sondern ein völliges Freisein von solchen Gelüsten und deshalb ein Tauglichsein zur Lebensherrschaft: zum Aufgehen in die Mächtigkeiten des Lebens. (Hier wird auch ersichtlich, daß Religion mit Feiertag eng verknüpft ist; wie es auch keine Religion gibt, die keine Feiertage kennt. Denn das religiöse Leben stellt sich ursprünglich als ein Wegfall aller Aktivität dar, als ein Zutagetreten des inneren Lebens und so als ein Feiertagsein.)

Wenn organisationssüchtiges Deutschtum sich soweit versteigt, daß es schlechte politische Ratschläge und ungereimte Anschauungen für germanisierende Religion ausgibt, so reizt es das Organisationsfeindliche im Menschen (das ich noch für das am meisten Germanische halte), sich dagegen zu wenden. Das habe ich hier getan.

Nun bleibt mir nur noch ein Satz zu zitieren übrig, der den Verfasser von „Religion — deutsche Waffe“ in das richtige Entwicklungslicht rückt. Der Satz weist auf die religiösen „Manifestationen“ der früher genannten und noch anderer Autoren hin und lautet: „Im Grunde ist diese religiöse Gestimmtheit voll der Zuversicht und des Glaubens an ein ‚Höherhinauf‘, diese Ueberzeugung, daß die Entwicklung vom Protoplasma durch solche Qualen, durch solche Meere von Blut bis zum Menschen, uns zu einer Weiterentwicklung verpflichtet, ein durchaus germanischer Zug, und es bedeutet eine endgültige Germanisierung der Reli-

gion, wenn wir immer mehr lernen, religiös nur noch in dieſem heroiſchen Sinne zu empfinden."

Hier gibt ein Entwicklungsmann ſeinen Hauptinhalt her. Und ſo ſind dieſe Herren, die tun müſſen, als hätten ſie der Entwicklung vom Protoplasma zum Menſchen beigewohnt, um die Ueberzeugung an den Mann zu bringen, daß dieſe Entwicklung „durch ſolche Qualen, durch ſolche Meere von Blut" zur Weiterentwicklung verpflichte, und das alles dem Glauben an ein „Höherhinauf" zuliebe, der noch dazu das Pech hat, daß er dem Ziel aller Streberei unerquicklich ähnlich ſieht.

So muß denn doch begriffen werden, daß man hier nicht mittun kann; daß man keinen heroiſchen Sinn darin findet, eines falſchen und eitlen Glaubens wegen ſich einer Weiterentwicklung durch Qualen und Meere von Blut verpflichtet zu fühlen und das noch für eine „Germaniſierung der Religion" zu halten; daß unſereinen das Wahrnehmen einer derartigen Entwicklung vielmehr verpflichten würde, einer Weiterentwicklung mit allen Kräften zu wehren, und daß ſolches Widerſtandleiſten eher als ein „germaniſcher Zug" anzuſehen wäre (vorausgeſetzt, daß damit überhaupt eine beſſere menſchennatürliche Beſchaffenheit gemeint iſt).

Aber ſchließlich muß hier betont und mit der Zeit auch erkannt werden: daß zum Glück alles anders iſt, daß der wahrhaft religiöſe Menſch von heute das Urbild des Menſchen zwar nicht kennt (genau ſo wie es der religiöſe Germane von einſt nicht gekannt hat), jedoch ſich an der Menſchenbeſchaffenheit einer älteſten Vorzeit bereits erbaut und aufrichtet (genau ſo wie ſich der Germane an der Menſchenbeſchaffenheit ſeiner älteſten Vorzeit wohl bereits erbaut und aufgerichtet hat), daß er daher eine Hinaufentwicklung durch Qualen und Meere von Blut verneint und nur weiß, daß Blut wieder Blut fordert und daß demzufolge das Morden wohl nie ausſterben wird.

Gedichte / von Georg Trakl

Geburt

Gebirge: Schwärze, Schweigen und Schnee.
Rot vom Wald niedersteigt die Jagd;
O, die moosigen Blicke des Wilds.

Stille der Mutter; unter schwarzen Tannen
Oeffnen sich die schlafenden Hände,
Wenn verfallen der kalte Mond erscheint.

O, die Geburt des Menschen. Nächtlich rauscht
Blaues Wasser im Felsengrund;
Seufzend erblickt sein Bild der gefallene Engel,

Erwacht ein Bleiches in dumpfer Stube.
Zwei Monde
Erglänzen die Augen der steinernen Greisin.

Weh, der Gebärenden Schrei. Mit schwarzem Flügel
Rührt die Knabenschläfe die Nacht,
Schnee, der leise aus purpurner Wolke sinkt.

An einen Frühverstorbenen

O der schwarze Engel, der leise aus dem Innern des Baums [trat,
Da wir sanfte Gespielen am Abend waren,
Am Rand des bläulichen Brunnens.
Ruhig war unser Schritt, die runden Augen in der braunen [Kühle des Herbstes
O, die purpurne Süße der Sterne,

Jener aber ging die steinernen Stufen des Mönchsbergs hinab, [zurück,
Ein blaues Lächeln im Antlitz und seltsam verpuppt
In seine stillere Kindheit und starb;
Und im Garten blieb das silberne Antlitz des Freundes
Lauschend im Laub oder im alten Gestein.

Seele ſang den Tod, die grüne Verweſung des Fleiſches
Und es war das Rauſchen des Walds,
Die inbrünſtige Klage des Wildes.
Immer klangen von dämmernden Türmen die blauen Glocken
des Abends.

Stunde kam, da jener die purpurne Scheibe der Sonne ſah,
Dunkles Saitenſpiel in kahlem Geäſt;
Abend, da an dämmernder Mauer die Amſel ſang,
Der Geiſt des Frühverſtorbenen ſtille im Zimmer erſchien.

O, das Blut, das aus der Kehle des Tönenden rinnt,
Blaue Blume; o die feurige Träne
Geweint in die Nacht.

Goldene Wolke und Zeit. In einſamer Kammer
Lädſt du öfter den Toten zu Gaſt,
Wandelſt in trautem Geſpräch unter Ulmen den grünen
Fluß hinab.

Anif

Erinnerung: Möven, gleitend über den dunklen Himmel
Männlicher Schwermut.
Stille wohnſt du im Schatten der herbſtlichen Eſche,
Verſunken in des Hügels gerechtes Maß;

Immer gehſt du den grünen Fluß hinab,
Wenn es Abend geworden,
Tönende Liebe; friedlich begegnet das dunkle Wild,

Ein roſiger Menſch. Trunken von bläulicher Witterung
Rührt die Stirne das ſterbende Laub
Und denkt das ernſte Antlitz der Mutter;
O, wie alles ins Dunkel hinſinkt;

Die geſtrengen Zimmer und das alte Gerät
Der Väter.
Dieſes erſchüttert die Bruſt des Fremdlings.
O, ihr Zeichen und Sterne.

Groß iſt die Schuld des Geborenen. Weh, ihr goldenen
Des Todes, [Schauer
Da die Seele kühlere Blüten träumt.

Immer ſchreit im kahlen Gezweig der nächtliche Vogel
Ueber des Mondenen Schritt,
Tönt ein eiſiger Wind an den Mauern des Dorfs.

Abendländiſches Lied

O der Seele nächtlicher Flügelſchlag:
Hirten gingen wir einſt an dämmernden Wäldern hin
Und es folgte das rote Wild, grüne Blume und der lallende
Demutsvoll. O, der uralte Ton des Heimchens, [Quell
Blut blühend am Opferſtein
Und der Schrei des einſamen Vogels über der grünen Stille
des Teichs.

O, ihr Kreuzzüge und glühenden Martern
Des Fleiſches, Fallen purpurner Früchte
Im Abendgarten, wo vor Zeiten die frommen Jünger gegangen,
Kriegsleute nun, erwachend aus Wunden und Sternen-
O, das ſanfte Zyanenbündel der Nacht. [träumen.

O, ihr Zeiten der Stille und goldener Herbſte,
Da wir friedliche Mönche die purpurne Traube gekeltert;
Und rings erglänzten Hügel und Wald.
O, ihr Jagden und Schlöſſer; Ruh des Abends,
Da in ſeiner Kammer der Menſch Gerechtes ſann,
In ſtummem Gebet um Gottes lebendiges Haupt rang.

O, die bittere Stunde des Untergangs,
Da wir ein steinernes Antlitz in schwarzen Wassern beschaun.
Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden:
Ein Geschlecht. Weihrauch strömt von rosigen Kissen
Und der süße Gesang der Auferstandenen.

Die Sonne

Täglich kommt die gelbe Sonne über den Hügel.
Schön ist der Wald, das dunkle Tier,
Der Mensch; Jäger oder Hirt.

Rötlich steigt im grünen Weiher der Fisch.
Unter dem runden Himmel
Fährt der Fischer leise im blauen Kahn.

Langsam reift die Traube, das Korn.
Wenn sich stille der Tag neigt
Ist ein Gutes und Böses bereitet.

Wenn es Nacht wird
Hebt der Wanderer leise die schweren Lider;
Sonne aus finsterer Schlucht bricht.

An die Verstummten

O, der Wahnsinn der großen Stadt, da am Abend
An schwarzer Mauer verkrüppelte Bäume starren,
Aus silberner Maske der Geist des Bösen schaut;
Licht mit magnetischer Geißel die steinerne Nacht verdrängt.
O, das versunkene Läuten der Abendglocken.

Hure, die in eisigen Schauern ein totes Kindlein gebärt.
Rasend peitscht Gottes Zorn die Stirne des Besessenen,
Purpurne Seuche, Hunger, der grüne Augen zerbricht.
O, das gräßliche Lachen des Golds.

Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt.

Legenden / von Wilhelm Schmidtbonn

Ahasver und das Kind

Alle Leute liefen zusammen. Hunde, Katzen, Hühner, Enten, Pfauen hinterher. Mitten im Dorf hing über den Brunnenrand gebückt ein Mann und trank — wenn es ein Mann war. Haar und Bart waren dieser Erscheinung zu einem Wald zusammengewachsen, der noch weit über über den Boden hinwucherte. Nur oben sahen zwei Augen, unten eine Hand heraus. In den Haaren hatten sich viele Blätter und kleine Aeste verfangen. An einer Stelle hatte sich Moos darauf gesetzt und wuchs da wie auf einem Baum weiter. Krähen standen auf dem Kopf und suchten nach den Getreidekörnern, die der Wind in die Haare hineingetrieben hatte.

Alle Leute standen um den Mann herum. Die Hunde, Katzen, Hühner, Enten, Pfauen lärmten aufgeregt. Endlich kamen auch die Kinder von den Wiesen herbei. Sie stellten sich erst hinter den Kreis der Erwachsenen und spähten durch die Lücken. Dann, als sich zeigte, daß die Erscheinung nichts Böses tat, sondern nur ohne Bewegung dasaß und daß sogar Tränen aus den zwei Augen in den Haarwald hinunterfielen wie der Anfang eines Gewitters, da traten die Kinder vor die Erwachsenen und sahen aus großen Augen zu dem Mann hin. Sie beobachteten, wie

die Hand des Mannes den Stein des Brunnens umklammerte, als wolle ihn irgendeiner, der nicht zu sehen war, davon wegziehen. Als der Wind die Haare ein wenig hochtrieb, sahen sie die zweite Hand, die einen Stock hielt, und als sie genauer zublickten, erkannten sie, daß Stock und Hand zusammengewachsen waren, so, daß die Hand zu Holz geworden und der Stock mit Haut überzogen war. Ein nächster Windstoß machte die Füße frei. Sie waren das Merkwürdigste an dem Manne. Sie waren dreimal so groß und dick, wie sonst Füße von Männern sind. Es waren keine Schuhe daran. Aber sie waren ganz mit einem langen Fell überzogen und hatten hohe und feste Hufe unter sich wie Pferdefüße. Die Füße stemmten sich gegen die Erde, als ob auch sie von irgend etwas Unsichtbarem weggezogen würden. Sie zitterten deutlich unter der Anstrengung, sich bei dem Stein zu halten. Der Lehrer des Dorfes fand zuerst den Mut und ging zu dem Mann heran, fragte und sprach mit ihm, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Eine Frau, die dachte, daß dem Manne Speise nötiger wäre als Rede, ging mit einem Stück Brot zu ihm. Ohne die Hand von dem Brunnenstein wegzutun und ohne mit einem Blick aufzusehen, aß er gierig wie ein Tier aus den Händen der Frau.

Leute aus dem Nachbardorf, die der Erscheinung nachgeeilt waren, kamen herbei und brachten die Kunde, die ihnen wieder von Einwohnern anderer Dörfer überbracht war, daß der seltsame Fremde niemand anders sei als Ahasver, der ewige Jude, der, als einst Jesus mit seinem Kreuz vor seinem Hause niederbrach, umsonst sich bitten ließ, ihm das Kreuz ein Stück den Berg hinanzutragen. Vom Himmel verflucht, mußte er nun in einem ewigen Drang, rastlos wandernd, die Füße über die Straßen der Erde bewegen. Die Frau, die den Mann gespeist hatte, hob auf diese Nachricht den Arm, um ihn zu schützen,

denn ſie dachte, alle würden zornig hinzukommen und den Mann ſchlagen. Aber alle ſtanden nur erſchreckt da und ſahen in großem Mitleid auf den Mann hin. Die Kinder ſtanden in Ehrfurcht ſtumm und drängten ſich aneinander.

Da fing der Mann, ſtatt zu danken, zu ſchreien an, mit einer dunklen und zerbrochenen Stimme, die nicht in ſeinem Mund, ſondern in irgendeiner Höhlung ſeines gewaltigen Leibes bereitet zu werden ſchien. Da er ſeit Urzeit alle Länder der Erde durchwanderte, ſprach er wohl auch alle Sprachen. „Fort!“ ſchrie er, „ich will allein ſein — verfluchtes Menſchenpack!“ Aber während er mit dem ganzen Leibe ſich an den Brunnen klammerte, hoben ſich ſeine verzauberten Füße zum gewaltſamen Gehen. Und waren ſtärker als ſeine Arme. In ſeltſamer Wehr gegen den unſichtbaren Feind mußte er die Hände von dem Stein löſen, mußte ſich über die Straße fortbewegen. Die Hände hafteten neben den Füßen auf der Erde. Nach jedem Stein griffen ſie, um ſich zu halten. Endlich erreichte der Mann einen jungen Baum, der noch am Stabe daſtand. Während er ſich feſthielt, ſchritten die Füße weiter. Der Baum brach. „Eiſen her!“ rief die Frau und lief in die Schmiede, kam mit einer ſtarken und langen Kette zurück, umwand ſeine Beine damit. Aber die ausſchreitenden Beine zerriſſen die Kette, als ob ſie aus Strohringen gefügt geweſen wäre. „Ausruhen, ſchlafen, einmal ſchlafen!“ ſchrie der Mann wie ein ſterbendes Tier, während ſich die Augen in ſeinem Kopf umdrehten. Er ſtreckte die Fäuſte wild gegen den Himmel, als wolle er ſich am Blau und den weißen Wolken feſthalten. Ein paar Männer, ſich ſelber an den Händen faſſend, hielten ihn. Aber er zog ſie mit ſich. Die Männer banden ihn mit der vielfach geſchlungenen Kette an einen Karren mit zwei Ochſen, der gerade daſtand. Aber der Mann zog auch Karren und Ochſen mit. Sie öffneten ihm eine feſte Holz-

hütte und dachten, ihn so zu umschließen. Aber die Wand bog sich vor seinem Vorwärtsdrang und brach auseinander: hinter ihm fiel die ganze Hütte zusammen. Jetzt liefen die Leute in die Kirche, läuteten die Glocken, beteten zum Himmel, um so vielleicht den Fluch zu brechen. Aber mit entsetzlichen Verwünschungen auf die Menschen umher, auf die ganze Menschheit, auf den Himmel selber, kroch die behaarte Gestalt mehr, als sie schritt, davon, immer in Abwehr und doch rasch dahingerissen. Eine lange Spur blieb von den Hufen im Gras zurück, als ob ein Urtier darüber gegangen sei. Endlich verhallte das Geschrei, der hochgeworfene Staub versank hinter den Büschen.

Aber ein kleines Mädchen, dem die blauen Augen zu groß aus dem weißen Gesicht sahen, und dessen Beine zarter waren als bei andern Kindern die Arme, schlich von den Menschen fort, hinter den Häusern her, begann im freien Feld zu laufen, bis sie den Mann einholte. Ohne Furcht griff statt der Männer jetzt sie nach seiner Hand, um ihn daran festzuhalten. Er sah zu ihr hinunter, stieß die kleine Hand fort. Das Kind blieb neben ihm. Er schlug mit dem Stock danach. Sie stand eine kurze Weile und war schon wieder bei ihm. Wenn er sich umsah, machte sie Halt, wenn er weiter ging, kam sie hinterher. Er warf einen Stein nach ihr und traf sie an die Stirn. Sie kam dennoch hinterher. Er wandte sich in einen Wald, ging hastiger, als er hätte müssen. Sie zögerte nicht und brach mit den kleinen nackten Füßen durch das Holz so schnell wie er. Wenn sie ihn einmal nicht mehr sah vor vielen Bäumen, horchte sie auf das Geräusch der Aeste. Er trat so leise auf, wie er mit seinen schweren Hufen konnte. Aber immer war sie wieder da. Er griff endlich nach ihr, während der zornige Schaum aus seinem Munde ihr das Gesicht netzte. Aber als sie auch jetzt noch unerschrocken zu ihm hochsah, gedachte er leichter mit ruhigen

Worten von ihr loszukommen. „Was willst du?“ fragte er. „Ich weiß ein Lied“, sagte sie mit einer Stimme, die wie eine fröhliche silberne Schelle klang, während sie immer zu ihm aufsah und sich über das ganze Gesicht rot färbte, „das singe ich, wenn mein Brüderlein schlafen soll. Das will ich dir singen, armer Mann.“ Er schleuderte sie fort, gegen einen Baum. Sie lag betäubt, mit geschlossenen Augen. Er floh aus dem Walde, versteckte sich hinter einer Hügelreihe. Als er sich schon sicher glaubte und nur in einem unbestimmten Gefühl nach langer Zeit noch einmal sich umdrehte, sah er das Kind von den Hügeln herab hinter ihm herkommen. Bald war sie wieder bei ihm. Eine Spur von Blut blieb hinter ihren nackten Füßen zurück. Aber sie achtete nicht darauf, stellte, stellte die Füße vor, fiel, stand auf. Wenn er kaum merkbar den Kopf nach ihr drehte, hob sie auch schon die Augen und erstrahlte voll Hoffnung. Endlich aber, als es Nacht geworden war und sie manchmal auf einen Baum oder eine Strohbarre zuging, in der Meinung, daß es der Mann sei, brach sie nieder. Doch nicht fern von ihm, sondern sie hatte die letzte Kraft dazu benutzt, mit den Händen sein Haar zu erfassen. Das Haar, an dem ihr Fall zog, schmerzte ihn. Im höchsten Zorne hob er den Fuß, um das Kind zu zertreten. Aber zu seinem Erstaunen und Schrecken spürte der Mann plötzlich, daß seine Füße still standen. Den beiden schwachen, in sein Haar geklammerten Händlein war, als ob der Himmel Rührung mit ihnen fühlte, mehr Kraft gegeben als Männern, Ketten, Karren, Ochsen vorher: die Füße standen still. Auch in ihnen stand es still. Im ganzen Leib und in der Stirn des Mannes stand es still. Es war wie nach wehem Lärm eine selige Ruhe. Er hob versuchend die Füße, aber sie gingen nicht weiter, schwer hingen sie und fielen wieder zur Erde. Geschüttelt von der Hoffnung wie von einem Frost, setzte er sich neben

das Kind, beſah und fühlte die kleinen Hände, in die der Himmel dieſe geheimnisvolle Kraft gegeben hatte, ſtreckte die Füße aus, verſuchte noch einmal, ſchrie dann auf in Freude. Und was alle Qual nicht vermochte, brachte der Jubel zuſtande. Etwas in ihm, das kalt und hart geweſen, fing an zu brennen und zu fließen, daß er dachte, Feuer und Rauch müßten aus ſeinem Munde ſchlagen. Er öffnete den Mund weit, zog die Nachtluft ein und kühlte ſo den Brand in ſich, bis es nur noch wie ſchmeichelnde Sonne innen Wärme gab, und bis er dachte, daß nun die Strahlen davon durch ſeine Bruſt brechen und das Feld umher golden erhellen müßten. Er bettete das Kind in ſeinen Schoß. Sie, noch in Furcht, ihn aus den Händen zu verlieren, ließ ſein Haar nicht los, aber es wurde langſam eine Liebkoſung aus dem Griff der Finger. Dann, den Kopf zurückgelegt und ſelber die Augen ſchon geſchloſſen, als läge ſie im Schoß der Mutter, begann ſie, ihr Schlaflied zu ſingen. Ihre Stimme klang nun in der weiten Nacht wie das Läuten eines verlaſſenen, für ſich ſeligen Kapellenglöckleins. Der Mann hob die Bruſt auf, als wäre ſie ein Berg, und als wäre eine ungeheure Kraft nötig, den Berg ſo hoch zu heben: dann ſchlief er ein. Und noch im Singen fielen auch dem Mädchen die Augen zu.

Als das Kind am nächſten Morgen die Augen wieder auftat, verwundert über ſich ſah und dann gleich aufſprang, war der fremde Mann nicht mehr da. Nur ein rieſenhafter, uralter Baumſtumpf, der geſtern nicht dageſtanden hatte, ſtand nun da, von Moos und Flechten ganz überwachſen. In ſeinen auszweigenden Wurzeln hatte ſie gelegen.

Leute kamen und brachten das Kind zu ſeiner Mutter zurück.

Die drei Jungfrauen von Heemſteede.

Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines ſpaniſchen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutſchland bei ſich als Gaſt. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken ſein. Kaum waren ſie von den Menſchen und Häuſern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin — da warfen ſie ihre reichen und ſchweren Kleider hinter einen Buſch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen ſo, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinſte, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, ſprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Uebergefühl der Freiheit ſogar nach Wolken und Sonne. Da ſie ſo ihre Augen oben hatte, fiel ſie jäh zur Erde. Sie wollte aufſtehen und nach dem Stock oder Stein ſich umdrehen. Da ſah ſie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das raſch höher wuchs und ſchon um ihre dünnen Knie ſich ſchlang. Das Mädchen rief erſtaunt den Freundinnen zu. Die zweite, ſchlank und ſchmal, von kindlichem Wuchs, ſo daß ſie eher einem Knaben gleichſah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu meſſen, die Augen nur an der Erde gehabt. Jetzt war ſie plötzlich von einem Volk von Käfern umflogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr befreites Haar beſetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufſtellten, ſo daß ſie erſchreckt mit den Händen hineingriff, um ſich Luft zu ſchaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl ſie an Jahren nicht älter war als die anderen, ſchämte ſich ein wenig, zu ſpringen, denn die Brüſte ſchmerzten ſie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Geſtalt ſchien die Ruhe angemeſſener als raſche Bewegung. Sie ſtand des-

halb an einem Strauch und riß Blätter ab, um ſie ins Haar zu flechten. Als ſie auf den Ruf der erſten ſich umwenden wollte, griffen unverſehens die Aeſte des Strauches nach ihr, wanden ſich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß ſie ſich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der erſten zu Hilfe. Dieſe kniete noch und verſuchte das Gras, das ſchon ihr Kinn erreichte, von ſich zu reißen. Die anderen befreiten ſie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann liefen ſie ſo ſchnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber ſchon ſchoſſen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu ſehen waren, umkreiſchten ſie, kämpften miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten ſich die Ohren vor dem taubmachenden Geſang zu, ſchrien vor Furcht und liefen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückſchlug.

Im Sand ſtanden die Mädchen ſtill und dachten ſich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die ſchwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes feine Härchen der Haut zu ſehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie legten ſich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten ſich über die Abdrücke ihrer Formen, ſchufen ſo ein ganzes Volk von ſchönen Frauen — bis ſich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinlief, die Glieder ſo beſchwerte, daß ſie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen ſahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten ſich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die

Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochſtanden. Waren ſie erſt errötet und beglückt von dieſer unerwarteten Liebe der Welt, ſo wurden ſie nun ihrer Schönheit faſt böſe. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder feſthalten wollte, zum Waſſer hin, ſchon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Waſſer noch nicht erreicht, da ſpülten ſchon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, ſtanden auf in ſpringenden Spitzen und vorgeſtreckten Rundungen. Die Mädchen retteten ſich in ein Boot, das im Sande lag, ſahen ſich voll verwunderter Furcht an, ſahen auf Sand und Waſſer hinaus, hakten die Arme feſt ineinander, um Schutz zu haben, aber auch ſchon in der Freude, hier endlich ſicher zu ſein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunter kommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob ſich ein wenig im ſteigenden Waſſer, ſchwamm, drehte ſich. Es ſchien ein Spiel und noch nicht nötig, Menſchen, die in der Ferne ſichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausſpringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unſichtbaren Kraft bewegt, raſch, in gerader Linie, einem beſtimmten Ziele zu, vom Land weg auf das ſilberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu ſpät. Die Menſchen in der Ferne ſtießen zwar ein anderes Boot ins Waſſer, um dem erſten nachzueilen. Aber das erſte war ſo ſchnell, daß bald nur noch Waſſer und Luft und kein Boot mehr zu ſehen war.

Draußen gab das Holz ein ſeltſames Tönen von ſich, wie wenn nicht an Holz, ſondern an Glas geſchlagen würde. Tauſend Blumen in allen bunten Farben ſprangen heraus, ſo daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu ſehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Abſätzen, ein ſilbernes Volk von Fiſchen ſchwamm mit und leuchtete, als wenn ſie alle Wunderlampen in ſich trügen, daß alle

Teile ihres Innern brennend zu ſehen waren, neue, nie geſehene, große bunte Vögel kamen ſo ſchnell herbei, als ob ſie aus der Luft entſtänden und ſangen mit dunklen, menſchenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, ſondern eine ritterliche Werbung aller.

Während die Mädchen umſchlungen auf den Knien lagen und mit aufgeriſſenen Augen zum Himmel beteten, grub das Schiff unter Muſik und Wohlgeruch heiter ſeinen Weg in Sonne und Blau hinein, langſam und unaufhaltſam, und immer dieſem beſtimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Inſel mehr gab.

Der letzte Menſch.

Die Berge waren längſt von den Strömen in die Meere getragen, die Meere ausgefüllt und Land geworden, die ganze Erde eine glatte Kugel, überall in den Horizont gewölbt und von weißem Eis bedeckt. Ueber dem Eis hing die Sonne gelb aus einem braunen Himmel herunter, die Sterne waren mit der Sonne zugleich zu ſehen — das ganze Bild dieſes Erdtages glich dem Bild einer Mondnacht in den lang entſchwundenen Vorzeiten, da noch Berge gereckt ſtanden, Wälder tönten, Meere brannten, Städte der Menſchen an den Strömen ſchwarzen Rauch ausatmeten.

Der letzte Menſch ſchliff über das Eis in langen geraden Strichen, in den Knien gebeugt, als hätte er Schneeſchuhe unter den Füßen. Er hatte aber nur breite Hornhufe da unten wie ein Pferd. Sein ganzer Leib war mit einem dichten gelben Pelz bedeckt, die Arme lang bis faſt zum Boden, die Stirn nieder und ſchräg nach hinten abgeſchnitten — der letzte Menſch war durch die Umſtände der Natur wieder zurückentwickelt zu den erſten Menſchen der Urzeit. Nur die Schlankheit der Gelenke,

die Schmalheit der Hüften zeigte an, daß das schaffende Blut eines früheren Geschlechtes in diesem Leib noch pulste. Vor allem aber sah aus diesen großen, ausgebrannten, blauen Augen nicht die ausschauende, erobernde Kraft des Urmenschen, sondern nur die müde Traurigkeit des von Jahrtausenden belasteten Erben.

Der letzte Mensch suchte nach Gras. Wo er bisher an einem grünen Platz geweilt und sich eine Höhle in die harte Erde gegraben hatte, war immer wieder das Eis herangerückt gekommen. Ein Haß auf dieses Eis zehrte in ihm, oft stampfte er mit wütenden Hufen darauf, um es zu zertrümmern, und mußte doch immer wieder weiter flüchten und im Hunger nach Gras ausspähen, der schmerzenden Kälte wegen die Arme über der Brust gekreuzt und den Leib ganz an die Schenkel gebückt. Hatte er Gras gefunden und sich gesättigt, so stierte er nach der gelben Scheibe der Sonne, sah rings über das Eis, tat hin und wieder einen bellenden Laut in Frost und Weite hinein und hörte, ob nicht irgendwoher der Ruf eines andern Menschen ihm antwortete.

Er hatte längst Eltern, Geschwister und alles, was noch an Mensch und Tier auf den Eisfeldern herumschliff, sterben sehen — klaglos, von dem unentrinnbaren Anhauch des Eises verzehrt. Er war endlos lange von Haus fort immer der gelben, lichtgebenden Scheibe entgegengewandert, Gras suchend. Die Nächte lag er zu einer Kugel zusammengerollt und fühlte dann die Wärme seines Blutes so wohlig, daß er leise zu singen anfing. Endlich mußte er erkennen, daß er der Letzte von allen war. Von da an fürchtete er sich und wagte nachts die Augen nicht mehr aufzutun. Nun bewegte er sich schon tagelang über das Eis, ohne Gras zu sehen. Der Hunger biß ihn, und er schlug mit heftigen Fäusten gegen seine Eingeweide, ward dabei immer schwächer.

Auf das letzte Stück Gras endlich, das er fand, setzte er sich, und wagte nicht zu essen, in der Gewißheit, dann keine Nahrung mehr zu haben. Aber bald warf er sich über das Gras hin und fraß, ohne die Halme wie sonst erst mit den Händen abzureißen, gleich mit den breiten, sich schiebenden Zähnen vom Boden weg. Während er lag und schäumend kaute, rührte hinten schon das heranrückende Eis an seine Füße. Er erschrak nicht, gab sich seinem Schicksal hin, saß gekauert, die Arme um die Knie, und sah dem Eis zu. Von allen Seiten, von den Nachmassen geschoben, selber ein Wesen, selber fressend, näherte es sich langsam, aber doch so schnell, daß der Mensch immer wieder seine Füße an sich ziehen mußte.

Es war wie ein Spiel, so daß der Mensch sogar einmal, in Selbstvergessenheit, den Mund breit zog und lachte.

Plötzlich schrie er auf, als drehe sich ein glühendes Eisen in ihm um, brannte nach allen Seiten die erlöschende Glut seiner Augen in die Leere, schrie, schrie, streckte die Arme aus nach irgend etwas, warf sich dann über die Erde hin, wühlte sie mit lächerlicher Geschwindigkeit auf, bis sie in dicken Brocken um ihn her lag. Von der Furcht allein zu sein, von einer letzten Wollust, von einem letzten Schöpfungstrieb gepackt, immer in ungeheurer Hast und bald mit blutenden Fingern, baute er eine Gestalt auf, sich selber ähnlich, die Gestalt einer Frau. Als sie so hoch dastand wie er selbst, schraubte er die Arme darum, wühlte den Kopf daran, schrie nicht mehr, stöhnte nur noch, winselte, flehte, griff an die erdene Brust, daß sich ein Herzschlag rühre, griff an die Arme, daß sie sich um ihn legen sollten. Das Eis packte ihn bei den Füßen. Zum formlosen Gesicht seiner Gestalt hochsehend, die Arme um die unbewegten Hüften geklammert, den Mund an dem gefrorenen Schoß hängend, sank er hinunter.

Das Eis kroch über ihn weg, nicht kauend, sondern weich

und lautlos. Dann ſchob es ſich unter die Geſtalt aus Erde, ſchnitt ſie wie mit einer Meſſerklinge von ihrem Platz los, nahm ſie auf ſich.

Ein wenig geneigt, ſtand die Geſtalt als das Letzte von Menſchheit, und doch wie ein Denkmal der Hoffnung, auf der Endloſigkeit der weißen Kugel und ſtarrte aus den leeren Augenhöhlen in das beſternte Dunkel.

Aus „Der Wunderbaum“. Dreiundzwanzig Legenden von Wilhelm Schmidtbonn. (Egon Fleiſchel & Co., Berlin)

Gefahr / von Theodor Däubler

Das Meer iſt laut: Wie furchtbar ward es draußen!
Und immer neue Wogen kommen aus dem Leeren!
Die Stürme trägt ein Wunſch die Erde zu verheeren;
Und plötzlich hörſt du einen Fluch im dumpfen Rauſchen.

Der Zorn der See, die Wut kommt in Gewitterbauſchen;
Ihr Nahen kann dir noch die Finſternis erſchweren,
Wie ſollſt du dich der ſchwarzen Nachtſchauder erwehren?
Oft folgt Gefahr: du mußt dein Atmen gut belauſchen.

Ein Mondſchreck, — und du biſt vielleicht dem Meer verfallen!
Auf einmal kommt der weiße Tiger angeſprungen,
Und ſchon zerfetzen dich die kalten Silberkrallen.

Der Satz iſt immer noch der Salzkatze gelungen,
Woher die Angſt? Ob ich den Meerſchluck ſchon erlebte?
Ich weiß, daß ich mein Seezerwürfnis oft erſtrebte.

Gedanken / von L. E. Tesar

Viele glauben zur Entkräftung ihnen unangenehmer oder unverständlicher Ansichten keinen besseren Beweis anführen zu können als die Feststellung, jene Ansichten stammen von kranken Leuten. Wieviele der Menschen sind jedoch gesund? Gesundheit heißt des Lebens wichtigstes Gut; so berichten schon die Lesebücher der Volksschule. Gibt es aber einen Großen der Geschichte jeder Gattung, den die Medizin von allen Leiden frei zu sprechen imstande wäre? Dürer, der einzige Dürer, der späte Meister der Melancholie und der Apostel, zeichnete ein Bild seiner nackten Gestalt mit einem gelben Fleck auf dem Unterleib und notierte dazu: „Wo der gelbe Fleck ist, dort tut mir weh". Der totsieche Grabbe schrieb den Hannibal und die Hermannsschlacht. Feuerbach galt den heurigengesunden Wienern als zuwiderer Sonderling, und Marées war in der Führung von Messer und Gabel ungeschickter als ein Kind. Das Liebesleben Napoleons oder Friedrichs des Großen als Muster zu betrachten, würde jeder Bürger mit edler Entrüstung von sich weisen. — Krankheit gibt noch keinen Anspruch auf Größe, Gesundheit aber noch weniger Anspruch, den Schulmeister großer Menschen spielen zu dürfen.

*

Wer im Gegenwärtigen genug des menschlich Problematischen findet und unbedingt das vergangene menschlich Problematische verwirft, glaubt wahrscheinlich, daß die menschlichen, innerlichen Probleme einer Zeit stets von dieser restlos gelöst werden, daher mit deren politischen, äußerlichen Formen endgiltig erledigt seien. Nun sinnen wir über gegenwärtige Probleme, nicht um zunächst äußerlichen Formen der Gegenwart (als einer Realität an sich) zu nützen, sondern wir

ſinnen über die Rätſel des Menſchen, um den Menſchen zu nützen, durch die ja jede Gegenwart erſt zur Realität wird. Weil aber das Milieu nicht den inneren Wert des Menſchen beſtimmt, bleibt auch der vergangene Menſch für uns wichtig. Er reagiert unter Umſtänden und auf Umſtände, die oft den Menſchen von heute fremd ſind. Seine Betrachtung führt deshalb in Gebiete der Seele, die uns ſonſt kaum zugänglich wären oder überhaupt unbekannt blieben, bereichert und differenziert uns mithin.

*

In jedem von uns iſt eine Schleuße zu etwas, das nur ihm ſich öffnen kann. Wenn die Finger die Taſten greifen, an deren Druck die Bewegung unſeres Seelentores gebunden iſt, können Tiefen in uns aufſchäumen, deren Nacht wir bislang nicht geahnt haben. In ihren Abgründen ſpüren wir die Quellen unſeres echten Selbſt. Für den Mut, zu dieſen Quellen hinabzuſteigen, ſind wir niemals zu alt.

*

Die „Maske“ kann angelegt und abgelegt, ſie kann *gewechſelt* werden. Ihr Merkmal ſcheint die Willkür des Trägers. Das unterſcheidet ſie von der Anpaſſung. Die iſt Maskierung unter dem ſuggeſtiven Zwang der Umgebung. Daß die Maske plötzlich abgeworfen zu werden vermag, daß ſie ein unbekanntes Geſicht plötzlich freizugeben vermag, macht ſie unheimlich. Um ſie waltet das Entſetzen vor dem Unberechenbaren und doch Erwarteten; vor der Stille, in welcher ſich das Dunkel bewölkter Nächte um die Menſchen ſtellt. Wenn der Gedanke die Natur als bloße Maske deutet, die unvermittelt fallen könnte, wird der Atem der Landſchaft zum erſtickenden Eishauch. Die Frage der Maske wird dann ſchließlich zur Frage des Lebens.

Die Erkenntnis der Willkür der Maske erlöſt den Betrachtenden von zwei Fragen nicht. Warum *wählt* der Maskierte eine Maske? Warum wählt er *dieſe* Maske?

Dieſes quälende Grübeln erblickt in der Maske eine Form, die organiſch mit einem Inhalt verbunden ſcheint, der unbekannt bleibt. Sie rückt dadurch aus dem bewegten Leben, aus der Zeitlichkeit, in welcher Form und Inhalt untrennbar erſcheint. Die Maske wirkt erſtarrend wie ein Meduſenantlitz.

Aengſtigt ſich nicht häufig der Maskierte mehr als der Beſchauer? Fürchtet er nicht den Einfluß äußerer Mächte und ſchiebt darum deren Maske ſeinen unzureichenden Kräften vor? Ja, es ſcheint die gleiche Angſt in den unveränderlichen Masken der Primitiven zu ſtecken, die ſie mit allen Zeichen des Schreckens auszuſtatten ſuchen, wie in der Verlogenheit und Bosheit, mit welcher ſchwache Menſchen ihr Selbſt ummanteln. Die Angſt vor dem Anderen. Sei er Nächſter, ſei er die Natur. Dem „Spiel mit der Lüge“ wohnt aber die Gefahr inne, zur wechſelloſen „Pflicht zur Lüge“ zu werden. Statt die übrigen von ſich zu bannen, ſich zeitlebens in ihren Kreis zu bannen.

Auch das Tier kennt die Maske. Vielleicht nur jene, die es ſchützt, und jene, die zur Rache führt. Die Maske der Tücke.

*

Was uns Prophetenſtimme dünkt, iſt oft ein ſcharfer Kriegerruf, Gegner auf die Walſtatt zu locken.

*

Weh jenen, die als Beamte Denker ſind, ſie müſſen als Denker Beamte bleiben. Wir haben das oft genug erlebt. Die Profeſſoren der Philoſophie erkennen den Urgrund ihres Seins in der Konfliktloſigkeit gegen ihre Kaſte.

*

Das Talent braucht Leibwäſche. Es bindet ſie nach Regeln um den Körper. Das Genie ſpringt im nackten Grotesktanz. Da aber das Talent bürgerlich iſt, findet es das Genie shoking und ſendet ihm ſeine Wäſchelieferanten auf den Hals.

*

Die Welt erscheint dem Manne als bloße Schale, in der sich sein Gedanke nur gefangen hat. Diese Erkenntnis macht ihn stolz. Daß er aber niemals aus der Schale treten kann, diese Erkenntnis schneidet die Spottfalten um seinen Mund. Besteht des Wissenden Wissen darin, gelassen mit kleinen Kräften jenem zu dienen, was ihm Gegensatz ist, und an dessen Bekämpfung er in früheren Jahren die besten Kräfte gesetzt? Warum lächelt der griechische Gott, der in der Sonne wohnt, Apollon, stets spöttisch?

*

Solcher ist der Gang des Künstlers und jener der Kunst: Der Künstler malt zuerst alles, was ihm über den Weg läuft. Dann malt er jenes, was ihn anspricht. Er hat ein Motiv gefunden. Schließlich malt er nur sich, während die Zeit meint, er male das, was sie ihm in den Weg schicke.

Solcher ist der Gang des Menschen: Er plauscht zuerst. Später findet er ein Symbol. Er redet vom Symbol und er tut wegen des Symbols. Er klammert sich an eine platonische Hälfte. Den Freund, die Geliebte; seien diese in Menschen, seien sie in Dingen verkörpert. Endlich wird der Mensch selbst Symbol. Er redet sich. Er tut sich.

Wenige Menschen und Künstler kommen über die erste Stufe, nur einzelne über die zweite.

*

Jeder Mensch lebt das menschliche Geschlecht wieder. So meinte ich einst; nun setze ich hinzu: alle in ihrer animalischen Reflextätigkeit, die meisten in ihrem physischen Wachstum, Versprengte in ihrem geistigen.

*

Die Majestät des Gebirges bedingen nicht nur die eisumpanzerten Spitzen, auch die unzugänglichen Klüfte zwischen den Bergen. Wären der Mensch und die Menschen von allen „Sünden" gereinigt, hätten sie auch alle Herrlichkeiten hingegeben. Die zeugende Gewalt ist nicht gut

und nicht böse. Gut und böse sind in ihr zu einziger Axt geschweißt, welche verknöcherte Formen zerschmettert.

*

Die Menschen können hinter die Fläche der Dinge nicht dringen. Warum werden sie immer wieder verlockt, solches zu tun? Suchen sie in den Dingen den Mund der Stimme, die zwischen ihre Empfindungen oder Gedanken klagend oder drohend ruft? Der Verführer ist schon der Tastsinn. Er zerstört den Teppich der Augen und macht daraus eine Plastik.

Wenn die Menschen einander Freunde werden, wenn sie einander Geliebte werden, wenn der Zeugende von der Empfangenden umklammert wird — immer suchen sie die Hand zu den Schriftzügen, die sie in ihrer Seele lesen und von denen sie nicht wissen, wer sie schrieb.

Ist die Natur anderes als eine Uebereinkunft? Einer nannte sie eine erste Gewohnheit. Können wir uns nicht Menschen von solcher geistigen und leiblichen Selbständigkeit einbilden, daß sie das Haus, dem wir ausweichen müssen, das über uns seinen Schatten wirft, das uns mit seinen lärmenden Bewohnern belästigt, gar nicht wahrnehmen? Sie brauchen deshalb nicht durch seine Mauern zu schreiten. Uns mag es immerhin scheinen, sie wichen dem Hause aus; sie selbst aber gehen ruhig gerade weiter, denn für sie ist kein Hindernis vorhanden. Die Menschen wirken ungleichartig aufeinander, warum sollen die Dinge gleichartig auf die Menschen wirken?

Auch der Mystiker und der Künstler greifen nicht hinter den Schein der Dinge. Jener legt deren Fläche in sein Inneres und dieser legt sein Inneres an deren Fläche. Der Mystiker frägt, während er schöpft, und sein Ergebnis ist eine Antwort. Er bereitet dem Dogma den Weg. Der Künstler antwortet, antwortet sich, während er schöpft; sein Ergebnis, das Werk, ist eine Frage.

*

Dem Selbſtigen, der ſein Ich dehnen und reifen will, wird der Vorwurf des Egoismus gemacht. Der Egoiſt aber (in der gebräuchlichen Wortbedeutung) erlebt nicht die Erſcheinung, ſich in ihr bewußt zu werden; er nutzt ſie, ſich Vorteile in der Geſellſchaft zu ergattern. Der Egoiſt kümmert ſich nicht um ſein wirkliches Selbſt, er kümmert ſich nur um ſeine Beziehungen zu den übrigen. Zertrümmert ſich der Perſönliche immer wieder, um aus den Scherben ein Neuer zu werden, ſorgt der Egoiſt ängſtlich ſich zu erhalten. Das eine allerdings beſteht: der Perſönliche holt ſich oft aus den anderen, was ſein Eigen iſt oder was er ſein Eigen glaubt. Was daher um ihn herum nicht ebenfalls perſönlich iſt, ſcheint nur vorhanden, ihm Gefolge zu ſein. Ein ſtarres Herrſchaftsverhältnis indes wünſcht er weder, noch könnte es ihn befriedigen. Schließlich erkennt er, daß er von dem Lebendigen um ſich, gegen welches er zur Selbſtbehauptung ſtreitet, nur ein Teil iſt. Dieſe Erkenntnis, ſein Selbſt in dem des Anderen wiederzufinden, verwirrt ihn anfänglich, trübt ſein Denken und Tun, erhebt es jedoch am Ende in ſonnige Klarheit.

*

Ich bemühte mich lange, zwiſchen Egoismus und Selbſtheit zu unterſcheiden. Das war eine Schwäche. Ich konnte mich von der durch das Wort gegebenen Einteilung nicht befreien. Iſt der Egoismus in der Tat ſo etwas Schreckliches? Es kommt auf das Ego vor dem ismus an; ob dieſes Ego Welt oder Wanze iſt.

*

Wir ſind überzeugt, daß im materiellen Teile des Lebens mit anderen unabläſſige Nächſtenliebe ebenſo zum Ruine führe wie unabläſſige Eigennützigkeit. Wieſo dürfen wir es dann wagen, gerade im geiſtigen Sein unbedingte Entäußerung der eigenen Seele zu verlangen?

*

Den Menſchen des Anfangs und des Endes verſagt das Wort. Es bleibt ihnen nur die Muſik, der Klang des Wortes. Die Muſik iſt die Sprache deſſen, der noch lallt, und deſſen, der den Glauben an die Wörter verloren hat.

*

Warum werden die Menſchen die Diener ihrer Gleichniſſe?

Einem klugen Mann, der aber mehr als fünfunddreißig Jahre hatte, begegnete der Spruch: „Sieh, es iſt Sommerszeit; die Tage werden kürzer“. Er wurde grüblerisch und verließ die Entwürfe, mit deren Geſtaltung er ſich noch vor kurzem getragen, für immer. Was wäre in dem Manne vorgegangen, wenn er die Bemerkung geleſen hätte: „Der Menſch iſt der größten Werke alsdann fähig, wenn ſeine Geiſteskräfte ſchon wieder abnehmen, ſo wie es im Juli und um zwei Uhr des Nachmittags, da die Sonne ſchon wieder zurückweicht und ſinkt, heißer iſt als im Juni und um zwölf Uhr.“

Gegen das Zitat gibt es nur ein Mittel — den Hieb. Wer das Zitat nicht erſchlägt, wird von ihm erſchlagen.

*

Die Abendländer, die zu ihren Geſpielinnen, den Blumen, und zu ihren Freunden, den Steinen, zu ihren Geſchwiſtern, den Vögeln, zu ihrer Schweſter, der Sonne, und zu ihrem Bruder, dem Feuer, wollten, mußten ihren Leib kaſteien. Den Leib, welcher dem Chineſen, der die Blume hinter dem Ohr des Morgens ſein Zimmervögelchen im Bauer ſpazieren trägt, der „Edelſtein“ iſt. Der Abendländer muß ſich zerſtören, damit aus ſeinem Glutenwirbel die weiche Wärme des Zephirs wird. Franz von Aſſiſi mußte die Blitze ſeines Gewitters in ſich ſelbſt ſtoßen, um, ſterbend, am Himmel der Menſchen zum ſanften Abendleuchten zu werden. Der Künſtler der Renaiſſance liebt die Blume und das Tier wie der Chineſe, aber die Blätter und Haare und

Blüten und Augen seiner Bilder stechen. Gespenster stecken unerlöst in ihnen. Und die Meister flohen entsetzt die eigenen Werke.

*

Ein wie armseliges Spiel der Nerven ist doch der Mensch. Ich kenne einen, der früher als stolzer Zweifler Gott, ja die Welt als bloß ich-liches Spiel und Gesetz formulierte, später aber, da die Arbeit der Anstrengung des Hirns seine Nerven zerrüttet hatte, sich vor Gespenstern und Geistern zu entsetzen begann. Er ließ in der Nacht das Licht brennen und lag schlaflos, schweißbedeckt im Bette. Er beugte sich vor den Zuckungen und Gaukeleien seiner Nerven als vor objektiven außer-ich-lichen Wesenheiten. Und doch, wie groß war der Mann, den ich meine, auch in diesem Zustand seines Körpers! Er grübelte nicht nur über die Phantasien, die ihn quälten; er gestaltete sie zu Werken und reifte sich selbst durch diese Werke über sein Leiden hinaus. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die Gebildeten in ihren Zeitungen den Dornenweg dieses Mannes mit Spott und Gelächter als altersschwaches Getorkel schmähten. Solange, bis der Mann in Mode kam.

*

Ich spreche zu mir:

Hat es Sinn an Erscheinungen zu zweifeln, deren Gewißheit unser Leben bedingen? Warum grübelst Du? Wenn Dir die Gewißheit des morgigen Tages eine Chimäre ist, muß Dich das Leben nicht selbst Chimäre dünken? Hüte Dich, nicht in dem Schluß zu enden: „Ich zweifle, bin ich also?“

Es gibt Gewohnheiten, von denen wir nicht lassen können, ohne vom Leben zu lassen. Keiner noch hat bewiesen, daß wir eines Tages sterben müssen. Aber versuche es, diesen Glauben zu bezweifeln, und die Angst vor Deinen eigenen Worten wird schließlich Deinen Geist zerrütten.

*

Sind Menschen, die einander gleichen, die Trümmer eines einzigen Geistes, der nicht genug Kraft besaß, sich einen einzigen Körper zu bauen? Ergänzen sich ähnliche Geschwister nicht wechselseitig? Haftet nicht jedem von ihnen eine gewisse Unselbständigkeit an, welche erst behoben wird, wenn sie ihre Kräfte vereinen? Freilich können auf den ersten Blick in allem und jedem scheinbar ähnliche Menschen sich dennoch in bestimmten geistigen oder leiblichen Funktionen unterscheiden, deren einseitige Ausbildung ihnen individuelle Unabhängigkeit verschafft. Doch es gehört Geduld und Unerschrockenheit dazu, gegen die Stimme des Blutes zu handeln.

Wie aber ist es möglich, daß Menschen, die ganz und gar nicht verwandt sind, vielleicht aus Familien verschiedener Erdteile stammen, trotzdem einander bis ins Einzelnste gleichen? Hat das Bewußtsein von solchen die Ahnung des Zweiten? Begleitet dessen Existenz ihre Handlungen und Träume wie der Schatten den Gegenstand?

Es gibt viele Menschen, die selbst nicht Einheit und doch mehr als Teil einer Menge sind. Durch ihre Gedanken tönt alsdann das Leben des Unbekannten, der ihre Ergänzung ist, gleich dem Läuten einer verborgenen Glocke. Bald in zitternden Klängen, bald in dröhnenden Schlägen.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Die Trenkwalder. „Die kleine ländliche Welt, die Karl Schönherr in seiner Komödie ‚Die Trenkwalder' vor uns aufschließt": so beginnt eine Besprechung dieses Stückes von Raoul Auernheimer. Es ist merkwürdig, wie dieser Feuilletonist, dessen Wesen und Vorstellungskraft gewiß überall eher zu Hause sind als in der Natur der Landschaft und der des Bauern, über das Ländliche und Bäurische mit Kennermiene zu urteilen weiß.

Schon bei „Glaube und Heimat“ war mir das aufgefallen; doch konnte man bei dieſem Stück, das in vergangener Zeit ſpielt, eine Bewertung von ſolcher Seite eher noch gelten laſſen. Zu dem neuen aber, einer Bauernkomödie der Gegenwart, will das Vertrauttun des Raoul Auernheimer mit dem Ländlichen und Bäuriſchen in keiner Weiſe paſſen. Denn es ſieht grotesk aus, wenn ein routinierter Plauderer von ausgeſprochen galanter Art nun auch als Bewerter des Liebeslebens klotziger Bergbauern, ſcheinbar mit derſelben Routine, auftritt. Solche Allerwelts-Kennerſchaft bringt nur Halbweltlichkeiten in das Reden über erotiſche Dinge. Auch zeigt ſich wieder, daß der bloße Intellekt, wenn er Liebesdinge berührt und dabei noch überlegen tut, etwas Unſauberes iſt. Das trifft beſonders für jene Stelle der Beſprechung zu, die über den Bauern Martin (nachdem er von der ehelichen Untreue ſeiner Mutter erfahren hat) Folgendes verlautbart: „Martin, der das Herz am rechten Fleck hat und als ein Bauer über natürliche Dinge natürlich denkt, verzeiht als erſter unter den Söhnen der Mutter.“ Denn abgeſehen davon, daß von Seite der Söhne hier nichts zu verzeihen iſt, daß dieſes Verzeihen demnach nicht dartut, daß Martin das Herz am rechten Fleck hat, iſt das Betrügen in der Ehe nicht ein gar ſo natürliches Ding. (Die Ehe als Satzung freilich auch nicht; natürlich wäre nur das Lieben.) Das Natürliche iſt nun zwar nicht moraliſch, kennt jedoch (vielleicht gerade deshalb) den Betrug nicht und erkennt keine Lage an, die ihn notwendig macht. Wenn man ſich jedoch ſchon Ehe und Moral eingetan hat, mag man ſehen, wie man damit fertig wird. Aber ohne zu betrügen! Das zu zeigen, kann — wenn man ſchon will — allerdings Sache des Dichters ſein, und darüber reden und urteilen kann auch der Kritiker. Aber weder der eine noch der andere darf den Ausweg des Betruges als n a t ü r l i c h hinſtellen. Denn „natürlich“ hört

ſich in ſolchem Falle auch als „moraliſch“ an, als Bezeichnung einer Beſchaffenheit, die von der allgemeinen Moral bereits ſanktioniert iſt. Es ergäbe eine Moral, die gleicherweiſe für die Ehe wie für das Betrügen in der Ehe taugt. Gründlicher könnte man an einem Vorwurf nicht ſcheitern, vorausgeſetzt, daß man ſich nicht als Interpret des Konventionellen fühlt. Als ſolcher iſt man jedoch kein Dichter mehr, da der Dichter, um Natürliches geben zu können, als Interpret ſeiner Natur mit ſeinen Kräften dieſem Sein zu dienen hat, und nicht bloß der Scheinwelt des Objekts. Denn das Konventionelle iſt nur das Wrack der Natürlichkeit; es für das Natürliche anſehen, hieße, dem Scheine erliegen.

Darum iſt — dem nach, was dieſer Herr Auernheimer über das Stück vorbringt — faſt anzunehmen, daß ein Scheitern in dichteriſcher Hinſicht vorliegt. Schönherr ſtolperte wohl über den Vorwurf aus Mangel an ſchöpferiſcher Kraft. So beherrſcht die Begebenheiten eine völlig konventionelle Sphäre anſtatt der Weſensſphäre des Dichters. Und dem Kritiker mag es ein Leichtes geweſen ſein, an ſolchem Scheitern ſein Anpaſſungsvermögen zu erweiſen. Es macht mich glauben, daß in dieſer Bauernkomödie eine, wenn auch nicht ſaubere, ſo doch alltäglichſte Liebeswäſche gewaſchen wird, und daß dabei nur durch Verlegung des Schauplatzes der Handlung in eine Gebirgsgegend eine Höhenluft vorgetäuſcht wird. (Wenn ich mich ſo geringſchätzig ausdrücke, iſt es, weil man das Angebot von derlei abgeſtandenem Liebeskram nachgerade ſatt bekommt, und weil einer, der dichteriſche Anſprüche erhebt, ſolches Zeug nicht verabreichen ſollte.) Die ganze Geſchichte nämlich könnte ſich ebenſo gut in einem beliebigen Vororte Wiens abſpielen. Das macht mich weiters glauben, daß der Dialekt hier wirklich die Krücke iſt (wie Karl Kraus von den „Nachkommen Anzengrubers“ längſt ausſagte), daran ſich das

Stück aufrecht hält. Denn ein Dichter hat sich doch immer, auch im geringsten Vorwurf, als ein mehr oder weniger *erschlossener* Mensch zu zeigen, der in der Darstellung anbringt, was er in sich trägt. Schönherr jedoch, so scheint es, erweist sich als ein notgedrungen Verschlossener, der nur darzustellen weiß, was die Menschen so an sich haben, daß es auch von der Allgemeinheit wahrgenommen wird. Ein solcher Mangel an dichterischer Eigenkraft entzieht ihm aber den Anspruch, als ein selbständiger Dichter zu gelten, und macht ihn zum Nachkommen; — im vorliegenden Falle, in Hinsicht auf Milieu und Vorwurf dieser Komödie, zum Nachkommen Anzengrubers. Dieser Annahme steht auch nicht der Umstand entgegen, daß der Dramatiker Schönherr Ibsen als sein Vorbild bezeichnet, da das Ablernen einer äußerlichen Technik nie das Entscheidende ist.

Und so denke ich, daß weder „der Dichter von Glaube und Heimat", noch weniger aber der Dichter der „Erde" und der „Bildschnitzer" „älter, reifer und reicher" geworden ist, sondern nur älter, dürrer und ärmer. Und es ist mir begreiflich, daß seine Bauern nun „mit den sparsamsten Mitteln" dargestellt sind, insoweit er überhaupt noch mit nur eigenen Mitteln darstellt. Wenn aber seine Sprache besonders „rauh und abgerissen" klingt und „im Dialog die Hilfszeitwörter so häufig unterdrückt", also immer klotziger wird, ist man beinahe versucht zu glauben, daß sozusagen ein falsches Schnauben den echten Atem ersetzen soll; denn in Wirklichkeit sind die Bauern in ihrer Ausdrucksweise nicht klotziger geworden. Darum mögen auch die gepriesenen Vorzüge des Stückes, die keine Vorzüge sind, mehr der Gunst der Presse zu verdanken sein, die wohl kein lebender Dichter ungestraft genießt. Und beinahe möchte ich meinen, daß der Dichter Schönherr schon ernstlich geschädigt ist, wenn in seiner Darstellung „jeder Schluck Wasser eine symbolische Bedeutung gewinnt" und diese

Bedeutung, dem Bericht des Kritikers nach, in folgendem Geſchehen ſich kundgibt: Der Bauer Martin jagt Annemarie, ſein eben ihm angetrautes Weib, zur Tür hinaus, da er von ihr erfährt, daß ſie bereits von ſeinem Bruder (der Geiſtlicher wird) ſchwanger ſei. Der nächſte Tagesanbruch nun verſetzt uns in Bergeinſamkeit, zu einem Kirchlein und einer Quelle. Dort erwacht Martin bei Sonnenaufgang „und findet die weinende Annemarie, die, vom Jungfernbund verfolgt und juſtifiziert . . . ſich zur Kapelle geflüchtet hat. Da verzeiht er ihr . . . raſch und gründlich, als ein Bauer". Und ſchluckt das Unrecht hinunter, „nachdem er wiederholt den aufſteigenden Ekel durch einen Trunk aus der Quelle hinuntergeſchwemmt hat". Wie Martin dann doch immer wieder auf die Sache zurückkommt, „mahnt ihn Annemarie: ‚Martin! Nimm noch einen Schluck!' und er darauf: ‚Dreiteufel! Ich hab ſchon einen ganzen Waſſerbauch!'" Ein peinlicher Humor! Das Findige des Autors ſcheint ſich hier darin zu erſchöpfen, daß er einem höchſt banalen Geſchehen einen Hochgebirgshintergrund ſtellte, mit Sonnenaufgang, einem Kirchlein, einer Quelle und ähnlichem Zubehör. Wobei es nicht für den Dichter ſpricht, daß der Trunk aus reinem Quell zu ſolcher Löſung gleichſam die Kraft geben ſoll, da die Löſung doch ſo vorteilhaft und bequem iſt, daß die Kraft gar nicht in Wirkſamkeit tritt. Mich möchte überhaupt bedünken, daß für ſolche Löſung ein einſames Wirtshaus beſſer entſpräche als ein einſames Kirchlein, beginnende Nacht beſſer als beginnender Tag, und Wein beſſer als Waſſer. Dann könnte Martin ſeinen Humor freilich nicht ſo los werden. Aber er könnte bemerken: „Dreiteufel! Ich hab' ſchon mehr als die Bettſchwere!" Was der Situation und der Tiefe dieſes Humors beſſer entſpräche. Denn wo ein Dichter dem Trunk aus einem Quell ſymboliſche Bedeutung geben will, muß er imſtande ſein, durch den Trunk eine beſſere Wirkung aus-

zulösen, Eigenschaften des Quells: etwa Klarheit, Ursprünglichkeit. Dann müßte aber auch mehr das Natürliche zur Tat kommen und nicht das Konventionellste. Dann hätte Martin, wenigstens Annemarie gegenüber, keinen Ekel hinunterzuschwemmen und wenig zu verzeihen. Denn, daß Ekel da ist, setzt voraus, daß etwas Schmutziges getan wurde, und die gründliche Verzeihung eine gründliche Schuld. Weder das eine noch das andere trifft zu. Annemarie hat nur getan, was sie jetzt wieder und sogar als Pflicht tun soll, hat es früher vielleicht unter reineren Umständen getan; denn jetzt empfängt und genießt sie mit der Liebe auch den Vorteil. Und ein Mädchen, das sich noch an Niemanden gebunden hat, betrügt nur sich selber, wenn es einem Manne zu Willen ist, ohne die Kraft zu haben, auch die Folgen auf sich zu nehmen. Mit solcher Einsicht und einer sich daran knüpfenden Lösung hätte der Humor Martins, so gewaltig er sich auch geberdet, freilich wenig anzufangen gewußt; aber die Lösung hätte möglicherweise das Sicherschließen eines Menschen mit sich gebracht. Die schroffste Zurückweisung jedoch muß dem Kritiker zuteil werden, der, von einer solchen Komödie herkommend, dem Verfasser noch nachrühmt: „. . . wenn schon verglichen werden soll, so möchte man ihn weit eher einen Segantini der Bühne nennen. Wie in den Bildern des großen Malers, so weht auch durch die Dramen Schönherrs eine wirkliche Hochgebirgsluft.“ Gewiß hat Schönherr auch Besseres gegeben, aber mit Segantinis schöpferischem Schaffen hatte er nie etwas gemein. Bauernluft, auch wo sie echt ist, ist noch nicht Hochgebirgsluft. Und wenn Herr Raoul Auernheimer diese nur einmal zu fühlen bekäme, so wie sie aus den letzten Bildern Segantinis weht, er könnte nicht mehr seine Feuilletons schreiben; denn er müßte ein völlig anderer geworden sein.

Nago, im Dezember 1913.

Winternacht / von Georg Trakl

Es iſt Schnee gefallen. Nach Mitternacht verläßt du betrunken von purpurnem Wein den dunklen Bezirk der Menſchen, die rote Flamme ihres Herdes. O die Finſternis!

Schwarzer Froſt. Die Erde iſt hart, nach Bitterem ſchmeckt die Luft. Deine Sterne ſchließen ſich zu böſen Zeichen.

Mit verſteinerten Schritten ſtampfſt du am Bahndamm hin, mit runden Augen, wie ein Soldat, der eine ſchwarze Schanze ſtürmt. Avanti!

Bitterer Schnee und Mond!

Ein roter Wolf, den ein Engel würgt. Deine Beine klirren ſchreitend wie blaues Eis und ein Lächeln voll Trauer und Hochmut hat dein Antlitz verſteinert und die Stirne erbleicht vor der Wolluſt des Froſtes;

oder ſie neigt ſich ſchweigend über den Schlaf eines Wächters, der in ſeiner hölzernen Hütte hinſank.

Froſt und Rauch. Ein weißes Sternenhemd verbrennt die tragenden Schultern und Gottes Geier zerfleiſchen dein metallenes Herz.

O der ſteinerne Hügel. Stille ſchmilzt und vergeſſen der kühle Leib im ſilbernen Schnee hin.

Schwarz iſt der Schlaf. Das Ohr folgt lange den Pfaden der Sterne im Eis.

Beim Erwachen klangen die Glocken im Dorf. Aus dem öſtlichen Tor trat ſilbern der roſige Tag.

(gez. von Max v. Esterle)

Robert Michel

Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl

Über den letzten Brenner-Abend, an dem Robert Michel und Georg Trakl aus eigenen Werken lasen, haben zwei Zeitungen berichtet. In den „Innsbrucker illustr. Neuesten Nachrichten" ist neben einem kurzen Referat, das den Abend als ein literarisches Ereignis vermerkt, eine Studie über Robert Michel von J. G. Oberkofler erschienen, aus der sich das Folgende entnehmen läßt:

„. . . Michels kühle und doch so feine Beobachtungsgabe, die tiefer als an die Oberfläche der Erscheinungen rührt, sein liebevolles Verständnis für alle Dinge, die zum Menschen irgendwie in Beziehung stehen, sein inniges Sichversenken in seelische Vorgänge der schlichtesten wie der komplizierteſten Art, entblößt und ordnet das Gewirr dunkler Fäden, die Mensch und Natur verknüpfen. So entsteht jene Welt eigenartig empfundener Gestalten, deren Leben uns mitunter seltsam, immer aber anziehend berührt. Denn diese Menschen bergen in all ihrer Besonderheit und scheinbaren Fremdheit ein Stück unseres eigenen Lebens. An ihrer Gestaltung erweist sich die Fähigkeit ihres Schöpfers, aus dem Alltäglichen sowohl wie aus dem Ungewöhnlichen ein Allgemein-Menschliches und Allgemein-Gültiges wittern und darstellen zu können. Die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung mag vornehmlich darin begründet sein, daß die meisten dieser Gestalten — so absonderlich und skurril bisweilen auch die Regungen sind, von denen sie heimgesucht werden — primitiv und ursprünglich in ihrem Denken und Fühlen sind. Aus demselben Grunde ist auch Michels Stil und seine Darstellungsweise, so leidenschaftslos, ja fast trocken er sich äußert, merkwürdig suggestiv und überzeugend. Die Einfachheit und Sachlichkeit dieses Stils, der kein Schmuckbedürfnis, keine Mätzchen kennt, ist stets Ausdruck einer Begabung, nie Ausdruck einer durch Metier erworbenen Fertigkeit. Stil und Stoff durchdringen und verdichten sich zum Abbild einer Wahrheit, die mit der Einfalt eines Naturkindes zum Miterleben einlädt — nicht einlädt, sondern mit sanfter und befreiender Gewalt zwingt . . . Sehen wir sie nur an, diese Hirten und armen Leute, unter ihren Lumpen und Schaffellen pocht und hämmert ein starkes Herz; da ist ein ungehobener Schatz von

Reichtum; da sind recht ursprüngliche und naturhafte Dinge, daß wir sinnend davor verweilen. Wir sehen viel Elend und Not, viel Ergebenheit und Geduld, viel Frohheit und Glück; wir werden hinabgeführt in dunkle, dämonische Tiefen; es spinnt sich ein wirres Netz um Stirn und Schläfen; wir sind erschüttert, aber nicht trost- und hoffnungslos zerwühlt, denn die milde, gute Hand, die uns führt, verläßt uns nicht. Dieser Hand können wir vertrauen, denn sie ist die eines Gefährten, nicht die eines Verwegenen, der uns durch Lüge und Blendwerk schleppt ... Michel ist ein starker Lebensbejaher, ein wahrer Optimist, trotzdem es oft den Anschein haben möchte, als sei das Gegenteil der Fall. Seine Menschen sind noch fähig zur Leidenschaft, zu Liebe und zu Haß; sie können recht schweres und dumpfes Leid ertragen; sie sind nicht hilflos und armselig; sie bauen auf sich, sie vertrauen sich ihrer eigenen Stärke an und sind doch nicht so gottverlassen, sich nicht willig einem Geschick zu beugen, das über ihnen ist. Und manchmal quillt aus all dem ein Humor auf, der ernst und innig seine kleine Welt besinnt... In der Tat auch: diese Welt scheint klein und begrenzt. Ist es aber nicht. Denn nicht Gestaltenfülle, nicht Buntheit der Begebenheiten an sich vermögen eine Welt zu spiegeln, sondern einzig die Fähigkeit des Sichtenden, Grund und Eigenart des Geschauten zu erfassen und aus dem bewegten Allerlei der äußeren Geschehnisse mit ordnender und bildender Hand zu heben, was nach festem Bestand in geschlossener Form verlangt. Bei Robert Michel ist diese Hand zu spüren. Und daß er es versteht, seinen Gebilden jenes eigentümlich ruhige und doch in allen Fasern vibrierende Leben einzuhauchen, das dem Genießenden die Sinne anregt und seine Nerven in Schwingung versetzt, macht jene Stärke seiner Begabung aus, die uns gefangen nimmt und die uns — innerlich gepackt, doch nicht zermürbt — mit einer nicht selten unbarmherzigen, aber im Grunde stets herzhaft gefaßten Gebärde entläßt ..."

Wesentlich schwieriger, ja fast aussichtslos mußte von vornherein die Aufgabe erscheinen, im engen Rahmen einer Berichterstattung über die Vorlesung Georg Trakls, der mit besonderer Spannung entgegengesehen worden war, ein Urteil von einigem Belang zu fällen. Und doch ließ

sich im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ die Stimme eines Kritikers vernehmen, der bei dem Versuch, einem persönlichen Eindruck die Form einer objektiven Würdigung zu geben, seine Empfänglichkeit für die Bedeutung des Dichters in folgenden Sätzen erweist:

„Aus Trakls Darbietungen spricht die überzeugende Kraft einer eigenartigen Persönlichkeit des Geistes. Der Dichter las leider etwas zu schwach, wie von Verborgenheiten heraus, aus Vergangenheiten oder Zukünften, und erst später konnte man in dem monotonen gebethaften Insichsprechen dieses schon äußerlich ganz eigenartigen Menschen Worte und Sätze, dann Bilder und Rhythmen erkennen, die das Gefüge seiner Dichtung bilden. Alles wird Bild und Gleichnis in ihm, tauscht sich in seiner Seele zu andern Ausdrucksmöglichkeiten um, die dann den Menschen von heute noch nicht liegen, aber doch so überzeugend gebracht werden, daß man ihre Möglichkeit glaubt. Allerdings, wann dieses Dichters Zeit gekommen sein wird? Denn ein Dichter ist dieser stille, alles in sich umtauschende Mensch gewiß, davon zeugt jedes seiner Gedichte, die wie Offenbarungen wirken...“

Da im übrigen die Dichtungen Trakls einen lebendigen Bestandteil dieser Zeitschrift bilden und das, was dunkel und was licht in ihnen erscheint, sich im Ausdruck ihrer eigenen Tiefe am bedeutungsvollsten spiegelt, so dürfte es sich geziemen, den Versuch einer eingehenderen Würdigung des Dichters einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten.

F.

FÜNFTER BRENNER-ABEND
Mittwoch den 14. Jänner / abends halb 8 Uhr im Musikvereinssaal Innsbruck / Museumstrasse 17 a

VORLESUNG

KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

*

Karten zu K 3.50, 3, 2, 150. und 80 Heller in der Wagnerschen k.k. Universitäts-Buchhandlung Eröffnung d. Abendkasse 7 Uhr

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 8/9

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Leo Herland: Stimme über Kraus / Rabindranath Tagore: Die Nacht / Georg Trakl: Traum und Umnachtung / Carl Dallago: Streifzüge / L. Sternberg: Gemeinschaft / Desider Kosztolányi: Beethoven / Gottfried Kölwel: Frühling / Fritz Lampl: Klage und Trost / C. Dallago: Kleine Sämereien / W. Scheller: E. G. Kolbenheyer

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Februar 1914 Heft 8/9

Leo Herland / Stimme über Kraus

Eine Stimme will sich vernehmlich machen, die gar kein Zeugnis für sich hat, als daß sie geistig ist. Keine äußere Vorsehung ist mit ihr, der Zufall begünstigt sie nicht, sondern spielt mit ihr und müßte sie Gesetzen zufolge ersticken. Sie wählt noch ihre Mißerfolge zur Bekräftigung, schaltet die Bürgschaft ihrer Versprechungen aus und redet zu den Heiden. Und will doch Stille um sich verbreiten:

Ich brauche die Stille, um mein eigenes Wort zu verstehen und weiterhin zu sprechen. Weil ich kein Kritiker des weiten Umkreises bin, zu Hörern sprechen will, deren Lauschen ich in Liebe auffange und mit denen ich mich nicht mehr auseinanderzusetzen habe, muß ich die Nähe überwältigen, die mich zur Kritik in dieses täuschende Verhältnis gebracht hat und an mir dasselbe Exempel statuiert, wie die große Welt, die die große Kritik herausgefordert hat, am Geiste überhaupt. Ich muß dem Mißverständnis vorbeugen, als würde ich der Welt erst quitt, wenn ich ihr gegenüber etwas eingelöst habe. Nein, unsere Rechnung muß schon vorher im Reinen sein. Als Tauschhandel lasse ich es nicht gelten. Ich werde zeugen für das Leben, das nicht um Erlaubnis gefragt hat; für mich selbst werde ich nicht einmal mehr zurückverweisen.

Nicht an sie wende ich mich, deren Augen mir keinen verwandten Strahl lassen und zu denen meine Seele nicht

Du ſagen kann, nur an ſie, die ich liebe, die ſich unter jenen bewegen und ihre Dogmatik nachſprechen. Ich ſah bekannte Augen den Ausdruck verlieren, den ihnen Illuſion eingab, und ſah ſie ſeeliſch brechen wie die Augen der Verdammten, mit denen Dante ſprach. Aus den Augen zu verlieren, wen man geliebt, iſt die Marter der Einſamkeit. Und ihre Kraft: das Perſönliche nachzuſchaffen, das ſich eitel erwies; einſam iſt nur, wer kein Du in ſich trägt. Der an dieſem Du ſich wieder entzündet, zu dem rede ich.

Wer Geſichte hat, ſieht überall Geſichter, auch dort, wo ſie nicht ſind. Aber wie es war, weiß nur, wer entronnen iſt. Ich habe lange gedarbt, obwohl das Land ſeine Bewohner ernährt. Sterne lenken das Irdiſche und Geſpinſt iſt alles, dort in Strahlen, hier im Ebenbild aus Schleim und Seide, dem Tier, das das Land iſt und ſeine Bewohner. Was ich ſah, war geſponnen wie vulkaniſcher Rauch, der ſich wälzt und Angeſichter bildet, die ſich wenden und vergehen; war gleich der Mimikry an Klippen, wo das Leben quallt in jenem ſogenannten Kampf par excellence, dem Kampf ums Daſein, in der Brandung der herabgeſtimmten Vitalität; denn die hochgeſtimmte läßt nicht ſo lang in der Täuſchung verharren. Daß dies Element Sterne bewegen, iſt kaum noch kenntlich; das Strahlenverſpinſt iſt fadenſcheinig geworden. Der Urſchleim, der den Erdball umſchließt, hatte in ſeinen Fäden alle Himmelskräfte eingeboren; wie Engel dienten ſie geſchäftig Gott und den Menſchen, ſpannen der Liebe Netz um die Erde und führten die Menſchen zu einander, als edle Geißel in der Großen Hand, die durch ſie herrſchten, dafür groß werdend in den Großen ſelbſt als das lebendige Tote, als die Kunſt. Wo das Tier ſein Mittagsſchläfchen hielt, war es doch unſchädlich; ſo lange die Mittelmäßigkeit in normalen Grenzen bleibt, iſt ſie ſo ungefährlich wie der Tod. Das Erhabene, das

Lebendige, das Göttliche bleiben ihrer Herr und man ſpricht nicht davon; Form iſt noch keine Frage und Frage hat noch keine Form. Kinder, welche im Walde gefunden werden, dürfen noch die Hütte ſegnen, darin ſie auferzogen wurden, und zeigen dann: die Münze, mit der ſie vergelten, ſind Strahlen.

Anders, wenn das Tier zur Seuche neigt, den Webſtuhl der Zeit adaptiert, es den Göttern gleichtun will und in die Spinne mit dem windſchiefen Kreuz, dem Symbol der neuen Struktur, verwandelt wird; ungehorſam werden die ſehenden Fäden, denn ſie ſehen, ſie haben Augen, und damit ſchielen ſie; ſie wollen ſelber ihre Seele ſein, ſpiegeln ſich und geben alles ihrem Spiegelbild, in dem ſie fortan leben. Wie ſich das Auge verdreht und die Eitelkeit ſich den Zeugen denkt, nicht den ihrer Schönheit, ſondern den, der ihre Leere zur Schönheit ſchwindeln ſoll, da je mehr der Leib zuſammenſinkt, er umſo mehr außer ſich wird und vom Geſpinſt nur die Spannung behält; weil ſich das Weſen alſo reckt, um zu ſehen und zu greifen, was es nicht iſt —, ſtreckt es Gebilde aus in das Reich dieſer imaginären Realität: Häupter werden aus den Schlingen, die ſie über ſich ſelbſt werfen, und nur dadurch wächſt das Netz, das die Krone der Schlange iſt, lebend ſo gut es geht, ſich würgend in der Angſt des letzten Auswegs und das Haupt bäumend im Trotz des Wahns, Haupt, Fangnetz und Fangarm zugleich, das Medium jeder Metamorphoſe. Weil die Häupter ſtarren, ſprechen ſie: es gibt keine Antipoden. Weil die Fangnetze ſchielen, ſchließen ſie ſich dort, wohin ſie eitle Blicke werfen, und haben unverſehens eingefangen, wer nicht aufpaßte. Weil die Fangarme geſtielte Augen ſind, greifen ſie daneben und ſtehlen mit Idealismus. Es hat ſich geſteigert, was nur Niederungen haben kann; das iſt die Mimikry, in der Zeit, in der kein Faden das Oehr trifft und aber die Nadel

ſticht. Dieſe Steigerung iſt von der Nacht, nicht vom Lichte her, wie alle Teufel. Dieſe Roſe iſt die Wunde, die am ſchwerſten und ungewiſſeſten heilt, mit einzigartigem Siechtum ſchlagend wie nicht der alte Krieg ſchlägt, der aus der Vorzeit zu allem Jammer und aller Not den Arzt mitbringt; der alte Krieg wühlt in der Glut der Sterne, aber er frevelt nicht an den Fäden, die als Nabelſtrang die lebende Maſſe aus den Sternen nähren.

Denn nun ſteckt das Tier auch dort an, wo es ſchläft und ſich ſelbſt nicht ſchadet; alles geht durch den Leib der Harmloſigkeit, die an dem neuen Frevel ſchmarotzt, unfähig, den Kitſch ſelber zu erfinden. Der Mittelmäßigkeit kann die Gemeinheit nichts anhaben; was keine Form hat, kann nicht zerbrochen werden, gefeit gegen Fratze und Phraſe, zu denen ihm Haupterheben und Frage werden, Aushängſchilder im Kampf ums Daſein, Mimikry, Heuchelei als Urweſen. Die Geſichter wiſſen nicht, ob ſie ſind, aber ſie kennen den Geſchmack des Publikums und der Kundſchaft, weil er ihr eigener iſt. Von allen Kennerſchaften die fragwürdigſte.

Wehe dem, der von den Lenkern iſt und als Schnuppe dieſem Element hineinfällt! in ihm, das ſelbſt gebildet iſt, muß ſie unbildſam ſein, nicht weil ſie ſtarr wäre, ſondern weil ihre Formung noch vor ihr verſchwindet wie die Zuſpitzung vor dem Höhepunkt. Der kitſchige Giſcht hält ſich aus, ſo wenig ſchlägt er über die Stränge. Was aber die Spur der Sterne ging und ſeinem Stammbaum nachhing, was alſo wurzelte nicht in dieſer Welt und deſſen Stoff nicht iſt von dieſem Tier, was in Strahlen weben ſollte, lernte weben vom Tier, das ſeinen Fiſchzug macht mit dieſem Netz überzwerch, — und ſiehe, der Fremdling fing kein Fiſchlein nach ſeinem Gaumen mit dieſem Netz, denn ſeine Nahrung ging den Weg alles Lichtes und er verhungerte, als er entwöhnt war von den Brüſten der

Sterne, an denen er lange geſogen, von den heiligen Drüſen, die einſt auch die goldenen Fäden geworfen hatten, welche als Münzen guten Kurswert haben. Ich ſah, wie gut alle fortkamen und daß, was ich gelernt hatte, nichts wert war; die Offenbarung aber wurde mir namenlos, denn ich war kein Kind mehr. Da lernte ich ſeufzen, daß ich nicht war nach dem Geſpinſt, fiel ab von dem, wovon ich abhing, und ſah das Letzte vor mir; und wußte nicht, daß ich mit Recht abgefallen war und wirklich am Letzten, an den Ausläufern des Lebens ſtand, die ich für ſeine Wurzel hielt. Sie erwuchſen zu rieſigen Häuptern vor meinen Augen, während ſie doch an nichts dachten, und ich hatte die Viſion des großen Gefährlichen, das weit weg war.

Wie hätte ich nicht greifen ſollen nach einem, deſſen Stimme mir Erinnerung war und deſſen Element meinen Gliedmaßen die Kraft zurückgab, ihm dorthin zu folgen, wo das Unperſpektiviſche vor mir die Konſequenzen aller Realität zog und zu tragen hatte, wo meine Viſion von den Häuptern greifbar wurde. Aus dem Bauch gelangte ich zu den Angeſichtern, die beharren, trotzdem ſie auch keine ſind. Von mir weg wurde es noch finſterer und ganz hoffnungslos. Was mich unerkennbar befangen hatte, durfte nun die gelöſte Zunge ſelbſt ausſprechen, und das war mein Lernen. Der Kritik der großen Welt bedurfte ich, um die Spinnwebe der kleinen zu würdigen und ihrer ledig zu werden. Ich ſprach, was ich nur durch die Sprache ſah, weil es ſich perſpektiviſch zu dem Lallen formte, das meiner Offenbarung den Mund geſtopft hatte und nun mich durchlaſſen mußte, um der Welt etwas auszudeuten, was von altersher iſt, von vielen Sterndeutern, und wieder von unlängſt.

Denn ich erinnere mich des Blickes nach oben, ihrer, die an meiner Wiege ſtanden. Ja, damit begann es: Sterne ſchauten nach den Sternen, taten alſo etwas, was zur

Mimikry brauchbar ist, die Leute glaubten, Eulenspiegel schaue aufs Dach, und gleich war einer da. Seitdem hatten die Taschendiebe leichtes Spiel. Die Sterne aber gaben es auf, denn was sie liebten, ging ins Garn. Wer der Zeit zusah, konnte dies namenlose Schauspiel erleben: wie der Blick der Hohen im Kreise ging, als fiele er selbst, um sich nicht mehr zu erheben. Es war aber nicht um der Leute willen, die ihnen schnuppe sind, sondern selber um gebrochener Augen, um jener Sehnsucht willen, die ihre Empfängnisbedürftigkeit mit einem chronischen Koitus interruptus, der nach dem Sadisten schreit, gestillt glaubt. Das Schielen setzt den Krampf als Wonne, in der unbeschränkten Halbheit tausendfach kitzelnd, ohne sich zur Steigerung der Liebe aufzuschwingen, und die Unrast der Welt bis zur Verzweiflung aufstachelnd.

In den Seuchenherden wird die Zeitfrage geboren. Immer neue Eindeutigkeiten täuscht das Monstrum der Zeit vor und das ist Geschichte. Zeit ist am oberflächlichsten, sinnlichsten, dem leichtest Beweglichen daher am zartesten zugänglich, es würzend oder würgend. Das Würgen aber ist heute groß geworden, hat einer, der es weiß, einem bestätigt, der es empfunden hat. Freilich, das Menschliche steht so ungetrübt da wie je; aber seine Braue bleibt es nicht länger, wie sie entdeckt, was hilflos abgeschnitten in der Zeit verloren ist, von der Form gezeugt, vom Stoff gezogen. Zu dem Ausgelieferten kann, nicht im Gewande der Zeit, dieses Menschliche nicht gelangen; was heute hervortreten will, muß nach einer schlechten Mode gehen; und vor dem Heer, das auf das Tier eingerichtet ist, um sich zu dienen, indem es ihm dient, schielend wohin es schielt, — kann sich, sehend gemacht, der Wehrhafte doch nicht beschränken; und darf doch wieder nicht seine Waffe von dieser Welt wählen, die keine Spitze bietet; wohl ihm, wenn unsichtbar in ihrer Sendung seine Burg das Land

beherrscht, da rings das Allzusichtbare waltet, das Tier in seiner gottunebenbildlichsten Gestalt, die Exoterik selbst. Weit getrennt inmitten dieser Mittelmäßigkeit, die alles in sich begreift, was sonst Mittelpunkt in der sichtbaren Ordnung der Dinge war, Familie, Staat, Volk und Rasse, ist das, was heute höher zusammenstimmt, und jeder muß selbst Mittelpunkt sein, nicht der seiner innerlichen, sondern der seiner ihm aufgedrungenen Persönlichkeit, weil es ihm an die Kehle und an den Beutel geht. Das ist nicht jedermanns Sache: als ich in meine Taschen griff, waren sie leer. Zusammenhält nur der Zerrspiegel, sein eigener Affe, der sich bewundernd zusieht, wie er seine Läuse sucht. Zu ihm war der Welt ein neuer Spiegel notwendig, damit sie wieder Scham lerne, ehe sie neue Lust lernen mag. Und einer fand sich, dessen Sache es doch war, dort wo die Konstellation am rötesten ist. Was soll ich lang die Häupter beschreiben, die schon verewigt sind in des Ehrlichen Injektionen, der die Lustseuche aufgedeckt hat, ohne die die Syphilis ein Ding der Unmöglichkeit wäre; aufgezeigt hat, wo heute das Leiden ist: in der geistigen mehr als in der sozialen und sogar mehr als in der sexuellen Not; denn selbst an dieser trägt das Oberstübchen mehr Mitschuld als der Unterleib. Und wie die Häupter hinsterben vor dem Dasein einer Persönlichkeit: zeigt sich, wie unpersönlich diese Antlitze sind, wie wurzellos dieser ganze Schwindel, wie ganz Ausläufer er ist und welcher Art die Obrigkeit dieser Instanzen, die, von unheiligen und mir unbekanntesten Geistes Gnaden, alles Reine und Sanfte, das vom Himmel herniedersteigt, zur Rechenschaft ziehen. Es ist allzuwenig Realität in dieser sterbenden Welt. Nur ein Erbteil läßt sie, das nicht von ihr ist.

Denn sie hat an der Erlösung keinen Teil, wenn sie auch in Masse auszieht, um sich an ihrem Zopf aus dem Sumpf zu ziehen. Es mußte sich schon er herablassen, der der

Antipode ist, trotzdem der Krampf der Häupter keine andere Seite kennt als das verruchteste Oben, das je ein Tyrann über unsere Köpfe gehängt hat. Er langte aus dem Weltall nach den Häuptern, legte der Fratze seine Hand ins Gesicht und schuf Abdrücke von den Personen, ein Teufels Ebenbild, daß alle sahen, das Urbild sei schlecht. Unirdische Kräfte mußten willig sein, sich des verzwängten Lebens zu erbarmen und es in ihr Element aufzunehmen, die Zwangsjacke selbst in Millionen Fasern zum Bild verspinnend und so von dieser Zeit ein Erbteil rettend, das sie erst aufgespeichert haben in reiner Flamme, die allein aufkam gegen das, dem keine Waffe der Zeit gewachsen war, wie einst der Sohn des Zeus dem Kind des Typhon und der Echidna nur mit Fackeln beikam, die die Häupter absengten. Nur daß die moderne Mißgeburt auch dem bellenden Brudertier ähnelt, dessen Mäuler, Druckerschwärze speiend, einander gegenseitig überbrüllen und sich doch erst im Echo aufnehmen; und diese Dreiträchtigkeit, die ohne Einheitsgedanken nicht zwei zählen kann, wimmert nach der Auflösung in die Elemente und die Auflösung geht so tief wie die Zersetzung, der Verrat, die Angefaultheit und Unfestigkeit der Brut von Schmugglern und Hehlern geistigen Gutes. Die neue Sprache lebt auf im Kontrast mit den Verzerrungen und erst die Totenmaske ist das Auferstandene. Die Zwecke, die diese Welt setzte, unzählig beabsichtigt, reizten in ihrer ungewollten Endlichkeit, gerade im Verhältnis ärmlich, das parodistische Ebenbild der Kunst, deren äußere Mittel ehrfürchtig ökonomisch sind, aber im Bild der Fratze, die Unzahl ihrer Falten beschämend, im Verhältnis zu unendlich reicher Fülle erwachsen. So hat die ausschweifende Konkurrenz der Gemeinheit nur eine nachhaltige Folge gezeitigt: den unerschöpflichen Reichtum der Kunstmittel, der nun die Waffe wird, da er der größten Kompliziertheit der Zeitkrankheit gewachsen ist, um ferner-

hin einer wundervollen Unkompliziertheit die Stätte zu bereiten.

Das war der Flug zum Zodiak, dem Widerspiel des irdischen Tieres am Kometenhimmel der neuen Kriegszeiten. Von jenem feindlichsten Stern sah ich sie alle bis zu mir; verschieden ist ihr Blick gerichtet und wartet voll Sehnsucht, sich wieder aufrichten zu dürfen; von immer milderer Gestalt wird das Ungeheuer im Nadir, bis zu mir her, der ich nur noch die schönblickende Schwester jener beiden Vielhäuptigen erblicke; ihr Herr bin ich. Wie sollten wir nicht das Siegel auf seinen Brief drücken, ihm, der in Herkulesarbeit die größte Widerwärtigkeit auf sich genommen hat! Die Zeitwelt wird dadurch nicht besser, daß der Zodiak ihr nicht adäquat ist und in seinem Zorn dem eigenen Bedürfnis folgt wie jeder höchste Richter. Gewiß wollen sie bloß ihr wundes Herz und sich durch Strahlen decken, sich in Worten ein Heim schaffen, das ihnen sonst fehlt; allein fragt, wie weit sie, ihr Herz und ihre Einsamkeit reichen: soweit wie ihr Erbteil, die vielsehenden Strahlen, die Sprache, die von dieser Welt das Erste und Lebendigste ist und ihre große Einheit; sie ist nach jedem Stern und doch so eins in sich wie der Ring des Tierkreises: so verschieden und so ähnlich. Wenigstens kein Minder ist die stoff-ferne Burghöhe des Problematischen, die sie abhält, als Privatbürger dieser Welt mit den übrigen der Sonne, des Schattens und der anderen sorglosen Güter zu genießen und sich an der Jagd nach ihnen zu erfreuen; die anderen sein zu lassen, wie sie so manches sein lassen, und irdischen Flußlauf zwischen ihnen zu nehmen. An versteckten frommen Stellen nur, wo das Tier noch freudig ist und der Himmel noch auf Erden, gefürchtet und gemieden vom Allzusichtbaren wie der Zodiak, steigen seine Herren bis in das

Tal, wo auch noch Erdenblick in ihren Strahlen und Leutelaut in ihrer Sprache leben.

Von oben aus aber wird im übrigen sichtbar, was der neue Kriegszustand ist: es herrscht das Ellenbogenrecht, das schlimmer ist als das Faustrecht; denn dieses macht wenigstens die Herren zu Herrschern; wenn aber die Seuche ausbricht, müssen die Herren dran glauben und die Sklaven werden zu Ueberläufern in das Reich derer, die das Hirn im Ellenbogen haben, — die guten, getreuen Sklaven, die göttlichen. Ihr findet sie nicht mehr? Nein, sie sind es nicht mehr. Aber vielleicht entdecke ich sie doch noch und unter den Leidenden. Wenn einer vor Krankheit behütet und werden kann, was er ist, so meine ich, daß einer, der heute zum Philister werden muß, oftmals bei richtiger Erziehung den Beruf eines Sklaven vollkommen ausfüllen würde: ein Wink für den Fortschritt, der will, daß es in der Welt besser werde. Und die abtrünnigen Sklaven sind furchtbar bestraft, nicht unter den leidlosen, sondern unter den verdammten Philistern, welche, von der Pein der Halbheiten geplagt, vom Aerger geschüttelt, von der Angst umhergejagt, von Hoffnungen genarrt, zu denen es gehört, daß sie erfüllt werden müssen, dennoch nicht reinen Herzens sagen dürfen: ich leide. Nicht einmal ihr Aerger ist ein adäquater Ausdruck ihrer Seelenpein, nicht einmal die Zeitung kann sie wahrhaft befriedigen, während im Busen des Sklaven wahrer Friede und echte Leidenschaft thronen können. Es wird uns, angesichts unserer Objekte, nie einfallen, über den Sklaven zu spotten. Er füllt eine Kluft in der Weltordnung aus, der Philister nicht einmal eine Lücke in der Gesellschaftsordnung. Solcher Sklave steht den Unseren nahe. Für uns, die wir unsere Arbeit nicht herzeigen, zahlt er dem Dämon der Unpersönlichkeit, der zu jedem kommt, die Steuer. Dem Vitalen schreibt der Dämon Arbeit und Ordnung

vor und gibt dafür Genuß und Geſellſchaft; nun aber wendet er, der im Punkt des Geiſtes der Zwiſchenhändler in Perſon iſt, ſich im Punkt der Fron unmittelbar an die, von denen er nichts zu empfangen hätte als Fußtritte. Zwiſchen Edlem und Gemeinem ſind Tauſchgeſchäfte immer ein ſchiefer Handel, und der Schauſpieler, wenn er einer iſt, iſt nicht einmal dem Zuſchauer, der keine Freikarte hat, etwas ſchuldig. Das Edle ſpendet einem höheren Bedürfnis und nimmt dafür die Erfüllung des niederen. Das Gemeine aber ſagt: nein, Gemeines nur für Gemeines! So herrſcht das Kartell, das aus der Arbeit mehr herausſchlägt als aus der Form, aus der Arbeit, jenem Mittelding zwiſchen Schlaf und Tod, von dem nichts bemerkbar iſt bei manchen, deren Seele iſt wie die Sonne am Aequator: ohne Dämmerung. Eine Welt, der keine Sonne mehr aufgeht, ſagt dieſer freilich nach, ſie führe eine dunkle Exiſtenz. — Wodurch das Edle den Dämon bannt und ſich mit dem Irdiſchen auseinanderſetzt, das ſind die Mittelsformen, die ins Reich der höheren Bedürfniſſe ragen: Kunſt und Tat. Sie ſollen herrſchen, und mit ihnen, da ſie je höher umſo entrückter dem Lärm des Tages ſind, herrſche das Schweigen. Statt deſſen rät die nächſte Einflüſterung zur Tierheit, mißt die Würde des Geiſtes nach ſeinen Objekten und möchte ſie gleichwohl den Zumutungen dieſer Objekte anpaſſen, die vom Verdienſt allerdings einen männlichen Begriff haben. Alles in der beſten Abſicht; ſie ſei verflucht! ſie iſt die Kraft, die ſtets das Gute will und ſtets das Böſe ſchafft. Alles natürlich nur zum Schein! aber von einer Welt, die für Ehrfurcht auch nur einen Schein von Gevatterſchaft gibt, nähme man ebenſo gern Steine für Brot.

Urteil und Geſetz dieſes Geiſtes ſind erfloſſen über den falſchen Lärm, und laut wie die Frage iſt ſtill die Löſung.

Hinter dem Rücken diktiert sie: Unsere Fenster mögen nicht mehr auf die Gasse gehen, wo sie exhibitionieren. Wer auf den Marktplatz hinaustritt, finde ihn leer. Es sei wieder möglich, sich zu ergehen, ohne sich die Ohren zuzuhalten und das Angesicht zu verhüllen. Wer schreit, erschrecke vor dem einsamen Echo. Jeder tue im Stillen hocherfreut das was seine Schuldigkeit. Die Maschine sei geölt. Neuigkeiten, die das Geheimnis auf den Tisch geschmuggelt hat, mögen eine undurchführbar hohe Steuer auf Druckerschwärze ersetzen; es wird Zeit brauchen, das Geheimnis zu verdauen; das Volk halte ein Fäßchen Druckerschwärze für ein Fäßchen Kaviar und lasse davon. Produkte literarischer Fruchtabtreibung und Frühgeburten, die gesehen werden, ehe sie Augen haben, werden nicht auf der Messe ausgestellt, sondern im Taygetos ausgesetzt. Berühmen schnöder Erfolge brenne auf der Haut. Am Rande die Hoffnung des frommen Wunsches: daß Warenhäuser und Alpenhotels gewissermaßen geschleift und ihre Inhaber zu Untertanen gestempelt werden. Was der Vollständigkeit halber hinzuzufügen wäre, wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Spricht das Gewissen, das heute in der Sprache lebt, ein freigewordener Kriegsrat, schwebend über Land und Leuten, objektiv in seiner Verdammung. Und doch seien Land und Leute fern von mir. Denn in allem Ja! das ich hinsetze, will ich ja nur, daß verräterisch den Mund auftue, was um mich her ist, und zugebe, er sei keiner. Darum darf ich den Mund auftun und so bin ich bei mir, gewaffnet. Ich brauche nur ein Zeugnis des Hasses, und kein fremdes. Das sind die Gesichter, an denen ich vorübergehe, die stolzen Gesichter, denen nichts geschehen kann, weil sie dem Leben den Pachtzins erlegt haben, und die allenthalben fragen, wer ich denn sei. Nun denn: an drei Lehrern ward ich frei: an den Brüsten, den Ein-

geweiden und dem Spiegel, oder an den Sternen, dem Tier und dem Tierkreis. Von den ersten habe ich die Deutung, vom zweiten den Denkzettel und vom dritten das Erbe. Durch sie bin ich schwanger und weiß, wie einer Mutter zumute ist. Aber wie wenig ich sie selbst bin, verraten meine Wehen, die mich von ihnen trennen, in der Gestalt des schönen Ungeheuers, das auf den Lippen die Frage trägt: welches Geschöpf am freisten sei mit den wenigsten Füßen? Und ich antwortete: ich bin es selbst, denn ich habe meine Füße dem Boden entzogen; und riet mich frei.

Ein Unbiologischer reckt sein Haupt empor, einer der das Objektive gegliedert, die modernen Unendlichkeiten sich als Endlichkeiten einverleibt hat, da seine Seele nicht willens ist, den Tribut, den man fordert, als endlichen Teil in sich aufzunehmen. Ich habe die Lebensbedingungen von mir geworfen. Mein Anfang bin ich. Ich will leben so wie ich bin. Das tut jeder Künstler, aber es ist gerade mein Thema. Für sie, die der Welt keinen Befähigungsnachweis schuldig sind, kämpft auch jener, der nachweist, daß die Zeit nicht leben könne und dürfe, so wie sie ist und obwohl sie ein Maximum an sogenannten Lebensbedingungen ihr Eigen nennt. Ihr Gegenstand ist ihre Existenz, der meine meine Existenzmöglichkeit, die Nachweisung aller Existenzbedingungen als qualités négligeables, was nur in einer adligen Zeit möglich ist; die Frage, wie einer existieren dürfe, der für gemeine Bedürfnisse, und seien sie solche des Geistes, nichts leisten will, ist nicht rationalistisch und nicht auf dem Boden unserer Zeitordnung zu beantworten. An mir, der ich gegen alle Forderungen der Zeit gesündigt habe und für ihre Fratzen, die einem anderen verfallen sind, nicht einmal mehr rezeptiv genug bin, will ich demonstrieren, daß die Zeit mit ihren Forderungen selbst abrutscht. Mein Geist sieht

die Gefahr gar nicht mehr; ein Zeichen, daß ſie eigentlich ſchon tot iſt. Sie hat für mich nur noch phyſiſche, keine moraliſche Bedeutung mehr; welche Zeit würde ſich nicht ſchämen, daß ſie nicht mehr Reſpekt einflößt? Die unſre — keine war noch ſo von den Naturgeſetzen beherrſcht — will aus einer Unzahl von Lebensbedingungen einen Lebenszweck aufbauen und wird doch ſehen, daß das Tier, welches die meiſten Füße hat, am unfreieſten iſt. Dieſe Erkenntnis gibt mir die Schöpfung wieder, nicht an den Häuptern, ſondern an ihrer Wurzel, denen ein neuer Schößling entſproßt; ſo habe ich Macht über etwas, das kein Menſch iſt und doch einer, weil es bei mir am Urſprung iſt. Wenn der an den Häuptern den höheren Kräften eſoteriſch ihren Raum anwies, indem er es mit den niedrigen zu tun hatte, tue ich ſo mit den niederen, an der Wurzel, der ich in den höchſten ſchaffe. Wenn jenem die grinſenden Fratzen ſich ſträuben, ergibt ſich mir das letzte Antlitz freiwillig. Wie jener der Hydra die Häupter abſengt, löſe ich das Rätſel der Sphinx.

Die Runde im Kreis kam an mich und damit komme ich von mir ab, der ich der Knoten bin, und zu Land und Leuten; ſo empfing ich die Weihe. Dieſe Zeit verſchlingt im Apparat der Geheimniſſe der Gemeinheit das Geheimnis ſelbſt; ſtarke Kräfte ſchickten ſich an, den Apparat, der ſich zu Kopf geſtiegen, wieder zu vereinfachen. Der die Zeit einen Knockabout nannte, weil ſie alle Hebel in Bewegung ſetzt, um die Pſyche zu haſchen, deren Flügel an jedem Hebel kleben bleiben, warf ſich dem Getriebe entgegen. Er, im Kontraſt mit dem Abſtoßenden, iſt der Antipode, wiewohl er an die Häupter langt. Ich, durch ihn vom Kontraſt erlöſt, ſchwebe im Spiel über dieſen Häuptern, wenngleich ich an ihrer Wurzel bin, und ſehe, es tut not, von dieſem unirdiſchen Punkte aus die Welt, lange aus den Fugen geriſſen und ſchon aus den ſchiefen Angeln gehoben, wie-

der einzurenken, das tausendfüßig kitzelnde Hebelspiel, das sich Fortschritt nennt, zu einer Klimax zusammenraffen, daß es über dem Leviathan zusammenschlagen soll.

Denn ich bin jenseits und sehe alles verkehrt, nämlich so wie es wirklich ist; und bin vom Widerspruch dieser Optik erlöst. Aber das Verkehrte ist von mir abgewendet, Häupter und hilfeflehende Hände weisen nach unten; und alles wendet sich. Der Feind ist ein Teufel. Ich will euch einen Engel hinstellen, der seine Züge trägt. Er soll an der Schwelle stehen. Die Tragzeit eines Hundes aber ist neun Wochen, die eines Menschenkindes neun Monate und die eines Engels neun Jahre.

Friede wird. Der den Himmel nicht verachtet, wies mit Selbstverleugnung die Leute auf ihren Weg, hieß sie auf ihre Taschen achten und räumte mit den Taschendieben auf. Stück für Stück nahm die Runde das Elend von euch, das der Tragik im Wege steht; daß sie mit aller Erdenlust ganz ihren Einzug halte und ihr von dem, was euer aller ist, zu euer jedem kommt, will ich noch das Letzte umkehren, die Frage, damit ihr seht, wo sie wurzelt.

Das Geheimnis soll unter euch wandeln, und doch unerkannt, nicht preisgegeben. Friede war zwischen den Burgen in heimlichen überirdischen Gängen. Draußen standen die Leute. Sie schauten aufs Dach wie der Pfaffe in sein Brevier und hatten die höchste Perspektive. Ohne Geheimnis, aber mit Einverständnis und Verständnisinnigkeit. Sie belagerten die Wege, daß sich kein Glück ohne Legitimation auf die Gasse traute. Wie in mir sich alle Beziehungen aufgelöst haben, nicht aus Zufall. Nun wollen wir nicht mehr für die Esoterik bangen, trotzdem wir unser Mäntelchen nicht nach der Windigkeit drehen. In welcher Zeit leben wir: unsre Kleidung dürfen wir unbeschadet so wählen, daß sie uns gefällt und anderen nicht auffällt; unser Geist aber, soll er passieren dürfen, soll parieren, ihn müssen wir in

eine Narrenjacke ſtecken, damit nicht ſein Gewand, nur unſer Erröten ihn verrate. Weil wir uns in dieſer geiſtigen Welt nicht verſtändigen können, mußte die neue Sprache herauf. Nun wollen wir in ihrer Begleitung ungeſtört ſein, da den Stümpern bedeutet wurde, nach Hauſe zu gehen, letzte Ausblicke und letzte Gründe beim Geheimnis zu laſſen, die Perverſität nicht länger zu blamieren. Und die wir lieben, — mögen nehmen mit geſenktem Antlitz — und genießen mit erhabenem Antlitz, — da unſer Genuß Geheimnis iſt.

Zum Himmel öffnen ſich wieder die Tore und ich will verkünden, was am Himmel zu ſehen iſt. Aber kein Friedensfürſt vermöchte im reinen Element zu ſchaffen, hätte nicht der Kriegsherr geläutert. Er mußte die zerbrechen, die kitteten, die Kitſcher, die Mordbrenner verbrennen und ihre Aſche in die Winde ſtreuen, bis ſie in Flocken niederfiel. Ich ſchaffe Bilder aus der neuen Erde, Gottes Ebenbilder, Sternbildſäulen. Nur ſie; ſie ſeien aufgeſtellt zum Schmuck und zur Erinnerung an die großen Tage, da die Schuſter nicht länger den Pflaſtertretern, ſondern dem Rindsleder, darauf wir treten, den wieder verleiblichten Stiefeln nachwandeln mochten, nachtwandelnd. Zwar werden viele Arbeitsloſe da ſein; allein Könige bauen.

Und dieſe Könige ſeien es ungewußt. Die neue Ordnung, die unſichtbar die Zügel der Zweckerfüllung übernommen hat, habe keinen Namen. Die Bekenner des neuen Geheimniſſes ſeien jene, die nichts davon verlautbaren. Wer es predigen will, ſei verleugnet, wer es verbreiten will, ausgeſtoßen. Es beabſichtigt keine Reform, trifft keine ſozialen Einrichtungen, braucht keine Mittelsperſonen. Es will der Maſſe nichts beibringen und hat nicht einmal Imperative. Es verkehrt nicht mit den Leuten, ſondern nur mit dem Erdgeiſt. Mit der ſchmutzigen Oeffentlichkeit läßt es ſich nicht ein. Es iſt der Herrſcher ohne Werkzeuge.

Es hat kein Zeugnis für sich, als daß es geistig ist. Und wird doch Stille um sich verbreiten.

Es geht unerkannt im Lande umher und erzählt eine ganz neue, alt-erinnernde Geschichte. Ihr die ihr eure eigenen Bilder diese ganze Notwendigkeit lang tapfer auf euch genommen habt, sollt ein neues Reich von Bildern gewahren, eures Elends bar, eine neue Kraft und dennoch die, die euch gefehlt hat. Etwas ohne Namen und das doch alles benennt, was euch zu namenlos ist und euch schreien gemacht hat über alle Grenzen. Ob das Wort vielleicht wieder Fleisch wird.

Ein menschliches und doch nicht völkisches Zeitalter. So bedingungslos wie ich selbst. Kein Gemisch von Rassen, Völkern, Unkulturen, sondern aller paradoxe Ueberwindung, deren Gesetze sich gegenseitig aufheben, das persönlichste Leben, weil alles Unpersönliche — das seine Weltkrisis besteht — von der Persönlichkeit zum Schweigen gebracht wurde. Ein unmittelbarstes Leben, dessen Perspektiv nicht nach dem Horizont, sondern nach sich selbst geschraubt ist. Und doch keine Zersplitterung des Unvorgeschriebenen, weil seine Geistigkeit aus einem Mittelpunkte kommt, der an die Welt nicht gebannt ist, so daß sie nicht sich anstarren muß: wieder einmal die Zeit mit Elimination der Zeit. Darum baut sie sich nicht der Schwere nach, von unten nach oben auf, sondern nach dem schweigenden, schwebenden Gleichgewicht, in das sich die Masse einordnet, so daß nur das Geheimnis vom Adel weiß, wie er von ihm, aber alle ihn ahnen. Denn noch nie hat sich der Geist so sehr losgelöst, noch nie verblieb alle Stofflust so bei den Dingen, da nicht mehr von ihnen, sondern ganz von der unbekannten Sonne der Sprache die Worte ihren Glanz ziehen. Und wie weit hinter ihnen die Dinge liegen mögen, so lebendig leben sie aus ihnen, bis zur Wesenhaftigkeit der Namen selbst, bis zu ihrem Gottesdienst. Aus den Formationen

der neugebornen Worte, die von allen hyperbolischen Fernen her, in denen sie der Meister der Hyperbel berufen, sich wieder schließen wollen zum elliptischen Ring und Schweigen der Ellipse, türmen sich immer steilere Grate auf, die illusorische Verwechslung der Namen mit dem Tanz der Sprache, ihre Steigerung bis zum höchsten Namen, als Auge, das immer tiefer in sich selbst schaut, bis es sich ganz sieht, ohne sich zu verdrehen: Sühne der Schiel- und Scheelsucht; als bohrendstes Gewissen der Einsamkeit, das sich mit Worten so süß umspinnt, daß die Welt redend selbst den Mund auftut zum ewigen Troste: Sühne der Arachne. Das Ausbreitungsbedürfnis geht in sich selbst zurück und wird zum Glanz der Tiefe. Alles wurzelt in keiner äußeren Erde, aber in sich; denn das Geheimnis lenkt es nicht nach sich, sondern in die eigne Mitte. Darum verzichten wir sogar auf die Ehrenmitgliedschaft an dieser Welt, da wir ordentliche Mitglieder schon nicht sind.

Und das Geheimnis geht genau so weit wie früher die Häupter standen; denn es ward dadurch, daß sie in die vierte Dimension gestülpt wurden. Und damit unser Reich nicht doch zu sehr auffalle, möge es mit den Enkeln sterben, wie andre schöne Zeiten auch. Denn es werden ja die kommen, die es für die Ewigkeit aufrichten wollen, und es zerstören.

Zur Erinnerung an die dritte Vorlesung von Karl Kraus in Innsbruck, die am 14. Jänner im Musikvereinssaal stattfand und durch die Wahl des Programms sowohl, das prachtvoll gesteigert erschien, wie durch die eindringliche, an diesem Abend besonders mächtig sich offenbarende rezitatorische Gestaltungskraft des Gastes zu einer Höhe des Gesamtausdrucks emporwuchs, die stellenweise (wie in „Die Kinder der Zeit", „Der Neger" und in der ganzen dritten Abteilung) von überwältigender Wirkung war. Zum Vortrag gelangten: I. Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Gefährlich; Das ist so allgemein bekannt; Wir haben es besser; Eine Kollektion Ansichtskarten; Der Herausgeber; Schlichte Worte; Wenn Herr Harden glaubt; Was ham S'g'sagt?; Der liebe Gott / Zwei Aphorismen / Die Kinder der Zeit. — II. Pfleget den Fremdenverkehr; Die mit dem Tod intim sind / Mein Weltuntergang / Der Neger. — III. Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Tod und Tango / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Rabindranath Tagore / Die Nacht

Die Nacht dunkelte. Unser Tagewerk war getan. Wir glaubten den letzten Gast gekommen zur Nacht, und die Tore des Dorfes wurden geschlossen. Nur einige riefen: „der König wird kommen.“ Wir aber lachten und sprachen: „Es kann nicht sein.“

Uns schien, es klopfte am Tor, doch wir sagten, es sei nur der Wind. Wir löschten die Lampen und legten uns nieder zum Schlaf. Nur einige riefen: „Der Bote ists.“ Wir aber lachten und sprachen: „Es ist nur der Wind.“

Da kam ein Ton durch die tiefe Nacht. Uns Schläfrigen deucht es wie ferner Donner. Die Erde erbebte, die Mauern wankten und störten uns auf vom Schlaf. Nur einige riefen: „Der Ton von Rädern wars.“ Wir aber murmelten schläfrig: „Es muß das Krachen der Wolken sein!“

Die Nacht war noch dunkel, da klang die Drommete. Die Stimme rief: „Wacht auf, zögert nicht!“ Wir drückten die Hände aufs Herz und schauderten furchtsam. Nur einige riefen: „Schaut das Banner des Königs!“ Wir sprangen auf unsre Füße und schrien: „Dann ist keine Zeit zum Verzug!“

Der König kam, — doch wo sind Lichter und wo sind Kränze? Wie ist ihm der Thron bereitet? O Schmach, o tiefe Schmach. Wo ist die Halle, der Schmuck? Und einer rief: „Eitel dies Schrein! Grüßt ihn mit leeren Händen, führt ihn zu euren nackten Stuben.“

Oeffnet die Tore, blast auf die Muschel! In der Tiefe der Nacht kam der König zu unsern dunkeln Häusern. Der Donner brüllt in den Himmel, das Dunkel erschauert von Blitzen. Bring heraus den verschlissenen Teppich und breit ihn im Hof aus. Mit dem Wetter kam plötzlich der König in furchtreicher Nacht.

Aus dem bei Kurt Wolff in Leipzig in 7. Auflage erschienenen Werk Tagores „Gitanjali“ (Sangesopfer), nach der vom Dichter selbst besorgten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Marie Luise Gothein.

Traum und Umnachtung /

von Georg Trakl

Am Abend ward zum Greis der Vater; in dunklen Zimmern versteinerte das Antlitz der Mutter und auf dem Knaben lastete der Fluch des entarteten Geschlechts. Manchmal erinnerte er sich seiner Kindheit, erfüllt von Krankheit, Schrecken und Finsternis, verschwiegener Spiele im Sternengarten, oder daß er die Ratten fütterte im dämmernden Hof. Aus blauem Spiegel trat die schmale Gestalt der Schwester und er stürzte wie tot ins Dunkel. Nachts brach sein Mund gleich einer roten Frucht auf und die Sterne erglänzten über seiner sprachlosen Trauer. Seine Träume erfüllten das alte Haus der Väter. Am Abend ging er gerne über den verfallenen Friedhof, oder er besah in dämmernder Totenkammer die Leichen, die grünen Flecken der Verwesung auf ihren schönen Händen. An der Pforte des Klosters bat er um ein Stück Brot; der Schatten eines Rappen sprang aus dem Dunkel und erschreckte ihn. Wenn er in seinem kühlen Bette lag, überkamen ihn unsägliche Tränen. Aber es war niemand, der die Hand auf seine Stirne gelegt hätte. Wenn der Herbst kam, ging er ein Hellseher in brauner Au. O, die Stunden wilder Verzückung, die Abende am grünen Fluß, die Jagden. O, die Seele, die leise das Lied des vergilbten Rohrs sang; feurige Frömmigkeit. Stille sah er und lang in die Sternenaugen der Kröte, befühlte mit erschauernden Händen die Kühle des alten Steins und besprach die ehrwürdige Sage des blauen Quells. O, die silbernen Fische und die Früchte, die von verkrüppelten Bäumen fielen. Die Akkorde seiner Schritte erfüllten ihn mit Stolz und Menschen-

verachtung. Am Heimweg traf er ein unbewohntes Schloß. Verfallene Götter standen im Garten, hintrauernd am Abend. Ihm aber schien: hier lebte ich vergessene Jahre. Ein Orgelchoral erfüllte ihn mit Gottes Schauern. Aber in dunkler Höhle verbrachte er seine Tage, log und stahl und verbarg sich, ein flammender Wolf, vor dem weißen Antlitz der Mutter. O, die Stunde, da er mit steinernem Munde im Sternengarten hinsank, der Schatten des Mörders über ihn kam. Mit purpurner Stirne ging er ins Moor und Gottes Zorn züchtigte seine metallenen Schultern; o, die Birken im Sturm, das dunkle Getier, das seine umnachteten Pfade mied. Haß verbrannte sein Herz, Wollust, da er im grünenden Sommergarten dem schweigenden Kind Gewalt tat, in dem strahlenden sein umnachtetes Antlitz erkannte. Weh, des Abends am Fenster, da aus purpurnen Blumen, ein gräulich Gerippe, der Tod trat. O, ihr Türme und Glocken; und die Schatten der Nacht fielen steinern auf ihn.

Niemand liebte ihn. Sein Haupt verbrannte Lüge und Unzucht in dämmernden Zimmern. Das blaue Rauschen eines Frauengewandes ließ ihn zur Säule erstarren und in der Tür stand die nächtige Gestalt seiner Mutter. Zu seinen Häupten erhob sich der Schatten des Bösen. O, ihr Nächte und Sterne. Am Abend ging er mit dem Krüppel am Berge hin; auf eisigem Gipfel lag der rosige Glanz der Abendröte und sein Herz läutete leise in der Dämmerung. Schwer sanken die stürmischen Tannen über sie und der rote Jäger trat aus dem Wald. Da es Nacht ward, zerbrach

kriſtallen ſein Herz und die Finſternis ſchlug ſeine Stirne. Unter kahlen Eichbäumen erwürgte er mit eiſigen Händen eine wilde Katze. Klagend zur Rechten erſchien die weiße Geſtalt eines Engels, und es wuchs im Dunkel der Schatten des Krüppels. Er aber hob einen Stein und warf ihn nach jenem, daß er heulend floh, und ſeufzend verging im Schatten des Baums das ſanfte Antlitz des Engels. Lange lag er auf ſteinigem Acker und ſah ſtaunend das goldene Zelt der Sterne. Von Fledermäuſen gejagt, ſtürzte er fort ins Dunkel. Atemlos trat er ins verfallene Haus. Im Hof trank er, ein wildes Tier, von den blauen Waſſern des Brunnens, bis ihn fror. Fiebernd ſaß er auf der eiſigen Stiege, raſend gen Gott, daß er ſtürbe. O, das graue Antlitz des Schreckens, da er die runden Augen über einer Taube zerſchnittene Kehle aufhob. Huſchend über fremde Stiegen begegnete er einem Judenmädchen und er griff nach ihrem ſchwarzen Haar und er nahm ihren Mund. Feindliches folgte ihm durch finſtere Gaſſen und ſein Ohr zerriß ein eiſernes Klirren. An herbſtlichen Mauern folgte er, ein Mesnerknabe, ſtille dem ſchweigenden Prieſter; unter verdorrten Bäumen atmete er trunken den Scharlach jenes ehrwürdigen Gewands. O die verfallene Scheibe der Sonne. Süße Martern verzehrten ſein Fleiſch. In einem verödeten Durchhaus erſchien ihm ſtarrend von Unrat ſeine blutende Geſtalt. Tiefer liebte er die erhabenen Werke des Steins; den Turm, der mit hölliſchen Fratzen nächtlich den blauen Sternenhimmel ſtürmt; das kühle Grab, darin des Menſchen feuriges Herz bewahrt iſt. Weh, der unſäglichen Schuld, die jenes kundtut. Aber da er Glühendes ſinnend den herbſtlichen Fluß hinabging unter kahlen Bäumen hin, erſchien in härenem Mantel ihm, ein flammender Dämon,

die Schweſter. Beim Erwachen erloſchen zu ihren Häuptern die Sterne.

O des verfluchten Geſchlechts. Wenn in befleckten Zimmern jegliches Schickſal vollendet iſt, tritt mit modernden Schritten der Tod in das Haus. O, daß draußen Frühling wäre und im blühenden Baum ein lieblicher Vogel ſänge. Aber gräulich verdorrt das ſpärliche Grün an den Fenſtern der Nächtlichen und es ſinnen die blutenden Herzen noch Böſes. O, die dämmernden Frühlingswege des Sinnenden. Gerechter erfreut ihn die blühende Hecke, die junge Saat des Landmanns und der ſingende Vogel, Gottes ſanftes Geſchöpf; die Abendglocke und die ſchöne Gemeine der Menſchen. Daß er ſeines Schickſals vergäße und des dornigen Stachels. Frei ergrünt der Bach, wo ſilbern wandelt ſein Fuß, und ein ſagender Baum rauſcht über dem umnachteten Haupt ihm. Alſo hebt er mit ſchmächtiger Hand die Schlange, und in feurigen Tränen ſchmolz ihm das Herz hin. Erhaben iſt das Schweigen des Walds, ergrüntes Dunkel und das mooſige Getier, aufflatternd wenn es Nacht wird. O der Schauer, da jegliches ſeine Schuld weiß, dornige Pfade geht. Alſo fand er im Dornenbuſch die weiße Geſtalt des Kindes, blutend nach dem Mantel ſeines Bräutigams. Er aber ſtand vergraben in ſein ſtählernes Haar ſtumm und leidend vor ihr. O die ſtrahlenden Engel, die der purpurne Nachtwind zerſtreute. Nachtlang wohnte er in kriſtallener Höhle und der Ausſatz wuchs ſilbern auf ſeiner Stirne. Ein Schatten ging er

den Saumpfad hinab unter herbſtlichen Sternen. Schnee fiel, und blaue Finſternis erfüllte das Haus. Eines Blinden klang die harte Stimme des Vaters und beſchwor das Grauen. Weh der gebeugten Erſcheinung der Frauen. Unter knöchernen Händen verfielen Frucht und Gerät dem entſetzten Geſchlecht. Ein Wolf zerriß das Erſtgeborene und die Schweſtern flohen in dunkle Gärten zu knöchernen Greiſen. Ein umnachteter Seher ſang jener an verfallenen Mauern und ſeine Stimme verſchlang Gottes Wind. O die Wolluſt des Todes. O ihr Kinder eines dunklen Geſchlechts. Silbern ſchimmern die böſen Blumen des Bluts an jenes Schläfe, der kalte Mond in ſeinen zerbrochenen Augen. O, der Nächtlichen; o, der Verfluchten.

Tief iſt der Schlummer in dunklen Giften, erfüllt von Sternen und dem weißen Antlitz der Mutter, dem ſteinernen. Bitter iſt der Tod, die Koſt der Schuldbeladenen; in dem braunen Geäſt des Stamms zerfielen grinſend die irdenen Geſichter. Aber leiſe ſang jener im grünen Schatten des Hollunders, da er aus böſen Träumen erwachte; ſüßer Geſpiele nahte ihm ein roſiger Engel, daß er, ein ſanftes Wild, zur Nacht hinſchlummerte; und er ſah das Sternenantlitz der Reinheit. Golden ſanken die Sonnenblumen über den Zaun des Gartens, da es Sommer ward. O, der Fleiß der Bienen und das grüne Laub des Nußbaums; die vorüberziehenden Gewitter. Silbern blühte der Mohn auch, trug in grüner Kapſel unſere nächtigen Sternenträume. O, wie ſtille war das Haus, als der Vater ins Dunkel

hinging. Purpurn reifte die Frucht am Baum und der Gärtner rührte die harten Hände; o die härenen Zeichen in strahlender Sonne. Aber stille trat am Abend der Schatten des Toten in den trauernden Kreis der Seinen und es klang kristallen sein Schritt über die grünende Wiese vorm Wald. Schweigende versammelten sich jene am Tisch; Sterbende brachen sie mit wächsernen Händen das Brot, das blutende. Weh der steinernen Augen der Schwester, da beim Mahle ihr Wahnsinn auf die nächtige Stirne des Bruders trat, der Mutter unter leidenden Händen das Brot zu Stein ward. O der Verwesten, da sie mit silbernen Zungen die Hölle schwiegen. Also erloschen die Lampen im kühlen Gemach und aus purpurnen Masken sahen schweigend sich die leidenden Menschen an. Die Nacht lang rauschte ein Regen und erquickte die Flur. In dorniger Wildnis folgte der Dunkle den vergilbten Pfaden im Korn, dem Lied der Lerche und der sanften Stille des grünen Gezweigs, daß er Frieden fände. O, ihr Dörfer und moosigen Stufen, glühender Anblick. Aber beinern schwanken die Schritte über schlafende Schlangen am Waldsaum und das Ohr folgt immer dem rasenden Schrei des Geiers. Steinige Öde fand er am Abend, Geleite eines Toten in das dunkle Haus des Vaters. Purpurne Wolke umwölkte sein Haupt, daß er schweigend über sein eigenes Blut und Bildnis herfiel, ein mondenes Antlitz; steinern ins Leere hinsank, da in zerbrochenem Spiegel, ein sterbender Jüngling, die Schwester erschien; die Nacht das verfluchte Geschlecht verschlang.

Streifzüge / von Carl Dallago

I.

Ein Hirtenhorn weckt mich. Bald trete ich hinaus. Die umliegenden Häuser und Hütten stehen schon lange wach, die Stalltore weit offen. Hoch im Westen winken die Waldkuppen, schon von Sonnengold verbrämt. In der Luft liegt Sang, und die Vogelstimmen sind voller Jubel. Die Straße herunter, zwischen den Häusern, zieht eine lange Reihe Kühe, hinterher der Hirt, rauhe Töne seinem Horn entlockend zur Sammlung der Herde. Das Hirtendasein findet in meiner Seele sanften Widerhall. — Gedankenlos schlendre ich dem nahen Walde zu, der den ganzen Hang bedeckt. Schon seh' ich durch die obersten Bäume die Sonne flimmern. Ein goldenes Gezitter regt sich, das langsam näher rückt und den Hang heruntergreift. Zugleich rüttelt der Frühwind an Stämmen und Gezweig. Auf einmal schießt drüben eine Helle hoch: der ganze Hang erstrahlt, der dunkle Waldgrund glänzt und flimmert im Strahlengewog, das durch die Baumkronen rinnt. Wie in seltsamem Zauber blendend steht der Wald, freudvoll bebend in jedem Glied, dankbar aufschauend und innig in sich schlürfend der Sonne erquickende Morgenflut.

*

Tiefe Stille im Walde. Auf dem Plissen- und Moosgrunde wachsen die Schatten schon langsam dem Nachmittag entgegen. Würziger Geruch liegt in der Luft, entströmt der sommerlichen Erde, den dunklen, feinen Nadeln der Bäume, den hellen und rötlichen Stämmen, dem schimmernden Astwerk. Steinblöcke ragen verstreut aus dem Walddunkel wie erstarrte Seelen. Und wenn ein Luftzug streicht, werden tausend Stimmen wach und reden in den nachmittäglichen Glanz des Sommertags. Träume gau-

keln um die Baumgestalten und durch Risse und Lücken glänzt der blendendweiß bewölkte Sommerhimmel.

*

Tiefe Stille im Walde. Ein einsamer Rastplatz zwischen hohen, hellen Stämmen unter wunderbar feinem, schirmendem und leise schwingendem Zweigwerk, das in allem möglichen Grün erglänzt und flimmert. Manche Zweige neigen sich schwer von glitzernder Sonne. Die Räume zwischen den vielen schlanken Stämmen werden mir allmählich wie dunkle Höhlen, darin sich meine Seele ausbreitet.

Ausgestreckt liege ich da und einsam, hinhorchend auf alle Geräusche, die zur Waldung hereinkommen, sich flüchtig niederlassen und wieder sich verlieren. Was für Seltsamkeiten hinterläßt nicht jeder Ton in meiner Seele! Schwingen nicht neue Weisen mit, die wundersam in mich sinken und an mein Empfinden rühren? Wird nicht etwas in meiner Seele wach und schafft Ahnungen und Bilder und Vorstellungen, davon sie sich bewegt fühlt und die sie dennoch nicht begreifen will? Ist ihr das Begehren nicht abhanden gekommen vor lauter Leben, das in ihr erwacht ist und das sie mit hinein zieht in die Tiefen, in den lichten dunklen Raum der Zeitlosigkeit? Ja, ist nicht das Leben selber ohne Anfang, ohne Ende?

*

Tiefe Stille im Walde. Er steht wie ein Dom mit von Abendsonne erleuchteten Hallen. Geheimnisvoll flirrt der Schimmer und streut glänzende Streifen über Plissen und Moos. Es geht ein flimmerndes Lächeln über melancholische Gründe wie ein Augenaufschlag des Glücks. Dann erhebt sich ein Brausen: der Abendwind, der die Flügel um die Waldung spannt. Wie er an den Stämmen zerrt und die Wipfel schaukelt! Das Jungholz lärmt vor Freude. Die Nadellaubzweige federn im Flügelschwung des Windes.

Langsam und aufhorchend schreite ich durch den Wald. Ich sehe noch einmal auf das Bächlein zurück, das den Talriß herunterläuft, hier gelassen rollend, dort in wilden Sprüngen. Weiter oben blitzt noch die Wasserrinne in der Abendsonne. Dankbar schau ich den Strahl: ich kühlte vorhin meine Glieder darin und spülte zugleich alle Zaghaftigkeit der Seele fort. Einsam stand ich da, nackt und frei zwischen Steinblöcken und Bäumen, umschwärmt von Fliegen und Käfern, umflattert von Schmetterlingen. Mir zu Füßen wucherte die Erdbeere. Und der Wald stand ringsum wie ein mächtiger Säulengang und sah schirmend und liebevoll zu mir her, ein Willkommen meiner Nacktheit spendend. Ich fühlte gleichsam, wie der Waldung weiches Grün in das Sonnenbraun meines Körpers überfloß. Etwas wie Seelenverwandtschaft, wie ein Zusammenfluß geheim wirkender Kräfte, brachte Freude und Sicherheit in mein Empfinden. Ein Gefühl von Zusammengehörigkeit erwarb sich Form und sproßte greifbar um mich empor. Alles war Leben ringsum — lauter lebende Dinge in die Schöpfung hineingestellt: meine aufrecht dastehende Gestalt, jeder Baum der Waldung, der springende Bach, das rinnende Geröll, die kletternde Erdbeere, die summenden Tiere, Halm, Moos und Gestein, die Luft; — o, wie alles den strahlenden Tag in sich sog und sich berauschte an fremdem und an eigenem Leben!

*

Wieder fühl ich die tiefe Stille des Waldes wie ein verschwiegenes Lied des Friedens. Durch die schattigen Kronenhallen geht leise der feierliche Atemzug der Bäume. Verirrte Sonnenflecke durchflackern das krause Moos und Heidekraut der Gründe. Ein letztes Flimmern da und dort in den Baumkronen. Vereinzelte Lichtwellen verblassen auf schlanken, hohen Stämmen.

Und draußen liegt die Sonne noch wie ein schwärmerischer

Kuß auf den schimmernden Weidewiesen. Mittendurch führt die Straße wie ein weißes Band. Herdengeläute von überall her mit seinen friedlichen Weisen die Landschaft ausfüllend. Die nahen bewaldeten Hänge scheinen zu lauschen. Verstreute stille Häuschen, die Landstraße entlang hinaufziehend, idyllisch und anspruchslos: der Weiler San Lugano. Jedes Haus eine Ausschau auf Wald und Wiese und weidende Kühe, ein Hinhorchen auf friedsames Herdengeläute. Nur die Straße bringt fremdartige Geräusche.

Schwer und langsam zieht eine Reihe Holzfuhrwerke vorüber, etwas von Schweiß und Mühen in das grüne Lied des Friedens tragend. Bald darauf rollt ein feines Gefährt daher, auf dessen verwöhnte und plaudernde Insassen die stillen Waldhänge und Weiden sonderbar verschlossen sehen. Ein Gefühl von Fremdheit verliert sich mit dem Hufschlag der Pferde und dem enteilenden Geräusch der Räder. Laute, wie von einer Trompete, dann ein Knattern und Rauschen, das näher rückt, rasch und immer mehr lärmend. Das Rauschen und Knattern wird stärker, ab und zu von einem Pfauchen untermengt und von dumpfen Hornstößen. Ein Kraftwagen rückt an, umweht von Staubfahnen. Der Staub umklammert förmlich das plumpe Gefährt, das rasch und drohend dahineilt, wie ein unheimliches Riesentier, eine lange häßliche Staubsäule hinter sich her schleifend. Bald türmen sich Staubwolken hoch auf und flattern weißlich und trübe über Weiden und Waldhang hin, bis sie sich allmählich in leichte Schleier auflösen und endlich völlig verflüchten.

Durch die Landschaft geht ein unwilliges Erstaunen. Die Waldblößen scheinen dem seltsamen Gefährt nachzuspähen, die Büsche und Weidegründe am Straßenbande dem enteilenden Ungetüme nachzuhorchen, die ganze Talung scheint dem raschen Ereignis nachzusinnen. Dann erheben sich lauter die Abendwinde und tragen ein Flüstern und Reden

in die Waldungen an den Hängen. In die ernſte Tönung des Gehölzes bringt das Kichern der einzelnen Bäumen. Im Jungholz wiegen ſich einige übermütige Sprößlinge wie vor Lachen über dieſe neue Einrichtung der Menſchen. Ein heftiger Windſtoß mahnt ſie, ſich in acht zu nehmen.

Und langſam kehrt wieder überall Stille ein. Der Abendwind läßt ſich zur Ruhe nieder mit hängenden Flügeln. Die Waldblößen liegen ſchon da wie mit geſchloſſenen Lidern. Und Buſch und Weidegründe wollen wieder träumen. Ein Hirtenhorn ruft die Kühe zur Heimkehr in die Ställe. Bald ſchlängelt ſich die ganze Herde dem abendlichen Weiler zu, friedlich und ſorglos mit den Glockenweiſen, die nun ſatt und wie von froher Müdigkeit klingen. Der Hirt ſchlendert hinterher mit plumpen, läſſigen Schritten und wachem Auge für ſeine Herde, abhängig von dieſer in ſeinem Tun und Weſen, den Bewegungen der Herde gleichſam ſeine Geſten einverleibend.

Am Waldſaum ſtehe ich und nehme das Bild in mich auf mit trunkner Seele. Die weißen und braunen Kuhleiber ſind wie wandelnde, ſchimmernde Flecke auf dem ſaftſchwellenden Grün der Gründe. Ein Lebensodem legt ſich auf alles, der allem eignen Glanz verleiht und Feierlichkeit. Was iſt die Talung für ein Raum, daß der Abend darin ſo feſtlich geht? Sind die Waldhänge nicht aufgebaut, Altären gleich, darauf noch Sonnenflecke purpurn flammen? — Der Schritt von Hirt und Herde tritt ſo lautlos und andächtig durch der Talung weiten Dom, darin der Abend ſchon die Schatten auf den Boden breitet, Wünſchen gleich, die ihr Begehren eingeſtellt. Alles Sehnen iſt leicht geworden und flattert luftig den Höhen zu, die fern überall aus blauen Dunſtſchleiern aufragen und wo verſinkende Abendfluten noch lichte Ulmengipfel, durchwirkt vom Gold der Sonne, verbrämen. Alles weitum iſt Lied

und Friede. Und oben ſpannt ſich die unendliche Wölbung aus wie ein verdichteter Hauch Gottes.

*

Der Tag iſt vorübergerollt und mit ihm alle lärmende Unruhe der Außenwelt, die ſein ſommerliches Weben in die ſtille Talung trug. Ueber den Waldhügeln und fern auf kühl ſchimmernde Gipfel und Grate legt ſich der Abend zur Ruh. Um das bleiche Straßenband in Waldniſchen und Blößen kauert ſchon das dunkle, bläuliche Gewoge der Nacht und wächſt ſich über die Gründe hin. Raſch entfaltet ſich rings die ſammtne Dunkelheit. Ihr weicher Atem umrankt mein langſames Schreiten. Vor mir beginnen die hellen Gehöfte der Ortſchaft in unregelmäßigen Linien aus dunklen Gründen aufzuragen. Hinter mir, zwiſchen ſchwarzen Waldkuppen, erſteht ein Linienriß ferner blauer Berge, dunkel metallen ſchimmernd. Darüber wallt zuerſt die feurige, dann die goldgrüne Strömung des verblichenen Abends. Alle Farben ſcheinen im Nachtglanze aufzubrechen, huſchen über Gründe hin und zerrinnen ſchneller als ſie gekommen ſind. Sterne tropfen ihr ſchillerndes Gefunkel aus der kühlen, endloſen Wölbung des Himmelsraumes. Der Stamm einer Birke blinkt ſilbern aus dem Dunkel einer Wieſe, von Nachtglanz umſpült. Daneben bläſt der Nachtwind in ein Aehrenfeld, daß es Wellen aufwirft wie ein bewegter See.

Mit wacher Seele ſchreite ich vorwärts, mein Ohr den Stimmen der Nacht zugewandt. Aus der Runſe einer Waldſchlucht kommt das Rauſchen eines Bächleins wie verworrenes Märchenraunen, das ſteigt und fällt mit dem Windzug. Schon hat mein Auge den Nachtglanz in ſich aufgenommen und ſchaut alle Dinge ſchwebender und größer, mehr unſicher in Weſen und Geſtalt. Ueberall redet die eigne Seele ihr Teil hinein und baut alles aus mit den

Gefühlen, die in ihr hochkommen. Und es ist, als rege sich in ihr ein Gottgefühl.

Das sieht so sonderbar aus:

Es frägt nach Gott und hat keine Antwort, oder Antwort von überall her in jedem Laut, den die Nacht auswirft, den die schlafende Talung ausschweigt, darin sich wieder eine wachende Landschaft immerwährend unterhält. Es scheint so in der Nacht eines Gottes Stimme leichter hörbar, in dem redenden Schweigen der Natur, das kein Weltlärm mehr wichtigtuend überschreit. Denn zuletzt ist vielleicht die Quelle Gottes für die Seele die getane Frage, darauf die Antwort ausbleibt. Und diese bleibt überall aus, wenn die Frage nur tief genug ist. Aber zur Fragestellung bedarf es der Stille.

Damit ist vielleicht die Lage ergründet, die den Satz gebar: „Gott ist ein' ew'ge Stille!" — ein Ausspruch, der bereits vor ungefähr zweihundertfünfzig Jahren in der Dichterseele des Angelus Silesius aufging. Noch nimmt mich der Ausspruch zu wenig gefangen. Vielleicht hat mein inneres Schauen noch nicht dauernde Vertiefung genug. Das Greifbare ist mir noch zu wesentlich, und Farben und Formen reden noch zu anspruchsvoll zu meinen Sinnen, zu überredend. So schaue ich nur durstig um mich und zu der Landschaft auf, wie zu einer Leiblichkeit Gottes. Denn es liegt ja alles im unübersehbaren und antwortlosen Raume, der wiederum mit allem unmittelbar verwebt ist. Und so die Landschaft genommen, als etwas Endloses im Raume, so alle Natur um uns genommen, präge ich: Die Natur ist der Leib der Gottheit.

Es ist mir dabei, als sollte der Satz helfen, das Gottgefühl der Seele in bildhafte Fassung zu bringen. Dabei läuft als sicherste Erkenntnis mit, daß dieser Leib nicht tot ist, sondern lebt und schafft ins Unübersehbare hinein. Die Folge ist, daß sich die Seele in der Natur überall stehen

sieht vor dem wahrnehmbaren Leben Gottes. Das macht sie willig, demütig und untertan.

*

Die Nacht steht empor, dunkeläugig und weich, vom bleichen Sternenhimmel endlos überwölbt. Verschattet schläft der Talung Weidegrund. Ringsum ragen die Hänge gerundet und schwarz wie ruhende Riesenflügel. Wohltuend umspült vom Atem der Nacht gehe ich still den Weiler entlang. Von den Büschen und Wiesen her eintönig und beharrlich der Grillen surrender Nachtgesang. Dazwischen der hohle Käuzchenruf vom Walde her. Vereinzelt noch an schlummerstillen Gehöften ein müd schimmerndes Fenster, wie ein Wachen der Stille. Und sanft im Nachtglanze schwimmend ein grenzenloser Friede überall. Der hüllt auch meine Seele ein, daß sie selber Nachtglanz wird und träumender Weidegrund und Stille. Mein Nachtgebet.

II.

Zwischen Wiesen und Aeckern ein Dörflein, umrankt von stillen Waldbergen: Altrei. Der Sommervormittag brachte mich hinüber. Mit mir ging ein bewölkter, dunstiger Sommerhimmel. Und lange Zeit lag ich auf dem kleinen, von Büschen und jungen Lärchen bestandenen Hügel, mit jähem Ausblick in das Cembratal.

Der Avisio drunten grollt rauschend zu mir herauf, die schimmernde grünliche Flut zerrissen und durchfurcht von weiß schäumendem Gischt. Dunkel und ernst ziehen die waldigen Hänge. Zwischendurch und aus dem Talgrunde blicken sanfte, liebliche Wiesen. Da und dort lächelt satt und schwer im Sonnenglanz ein reifes Kornfeld. Und die Hänge dehnen sich ringsum aus wie mächtige erstarrte Wellenberge, weich und gerundet in Sonnenschleiern ruhend. In den großen Lichtungen wiegen sich Dörfer, reizvoller und dunstverwebter, je ferner sie liegen. Ganz draußen

ſchweben die Trientiner Berge: lange, dunſtblaue Höhenzüge, die im grauen Wolkengewoge verſchwimmen . . .

*

Ich bin weiter gewandert, alles Geſchaute in mich aufnehmend. Es liegt ſchon ſo viel Landſchaft in mir, daß meinen Sinnen ſchwer wird, und allen Bildern entſpringen wieder Gedanken. Oft weilt meine Seele bei den Wolkenſpielen, dann wieder bei den dunklen, brütenden Waldhängen zuletzt im Tale, wo der blitzende Fluß rauſcht; auch bei den Dörfern, die friedlich von Menſchenart reden in der Sonnenſtille. Altrei träumt ſchon weit zurück, niedlich ſeine kleinen Häuſer in einer Reihe vorſtreckend und mit der Kirche abſchließend. Es ſieht aus wie eine Hirtenſeele, die friedlich ſinnt zwiſchen Wieſen und Ackerland mit einem gläubigen Aufblick zur Kirche hin. Nur die Waldkuppen im Hintergrund überragen mächtig die kleine Andachtſtätte der Menſchen. Doch wenn in der Mittagsglut über reifes Kornfeld und Wieſenglanz der Glockenſang herüberweht, hell und legendenhaft, horcht das wogende Grün der Waldung auf und ein glanzvoller Friede zittert durch die Stille.

In einer Waldlichtung angekommen, ſtockt mein Schritt vor einem reizvollen Bilde. Hohe Lärchen und breite Föhren auf leuchtender Waldwieſe. Auf ſchwankem Lärchenaſte ſchaukelnd ein Hirtenmädchen in der Kleidung eines alten Weibleins: mit einem Tuch um den Kopf und in langem, faltigem Rock, vorn nur ein wenig geſchürzt, die bloßen Füßchen vorſtreckend und einziehend, um den Aſt ins Wiegen zu bringen. Rings verſtreut einige Kühe mit tändelndem Geläute.

Ich trete langſam näher. Das fröhliche Vorſichhintrillern der Kleinen überflutet meine Schritte. Und als ſie mich plötzlich vor ſich ſieht, keine Spur von Erſchrecken oder Scheuen, nur ein Aufblicken aus klugen Kinderaugen und ein Innehalten mit dem Getriller. Auf mein Fragen lacht

ſie mir ihre zwölf Sommer entgegen, und daß ſie ſich nicht fürchte vor Menſchen noch vor Gewittern. Unweit eine winzige Steinhütte iſt ihr im Notfall Unterſchlupf.

Und der Atem des Waldes, der Glanz der Waldwieſe, das Ragen der Bäume ſind wie der einzig geſchaffene Rahmen zum Weſen des Hirtenkindes, das ſeiner Umgebung ganz verwebt dalehnt. Die vielen Stunden des Tages verbringt es allein mit ſeiner Herde auf der Waldblöße. Und keine Spur von Unmut oder Langerweile, lauter Frohſinn in Blick und Mienen und ein ſinnendes Vorliebnehmen mit der Kameradſchaft der Dinge um ſich. Die Kinderſeele iſt hier wie zu Hauſe, aufſproſſend mit den Bäumen ringsum und mit den Halmen der Wieſengründe, weidend und ſpringend mit der Herde und in deren Geläute hineinjubelnd. Der Wald und die Berge und das Tal mit Hängen und Dörfern, der Himmel mit den Wolken zogen wohl ſolange durch die kindlichen Sinne ein und aus, bis ſeine Seele ſelber Landſchaft geworden.

So weilt es vor mir, in Sicherheit ſich wiegend, von unbekannter Kraft umrankt, die ſeine Bodenverwachſenheit über ſein kleines Daſein ausſchüttet. Die Weiten des Raumes dehnen ſich wie ſchirmend um das Kind aus, deſſen innerſtes Gebaren ſich in unterwürfiger Vertrautheit der Grenzenloſigkeit einzuordnen ſcheint. Und da ſchaue ich gleichſam unſichtbare Fäden geſpannt vom Geſchöpf in den Raum und wieder zurück, und fühle den Zuſammenhang alles Lebens im Bilde, das der Zufall vor mich hingeſtellt. Und Andacht überkommt mich vor des Hirtenmädchens geringem Beruf.

*

Als ich nach einer Weile im Walde ausgeſtreckt liege, durchwandern meine Seele allerlei Gedanken. Die Lage des Hirtenmädchens erſteht vor mir und ſeine weite Umgebung, und wie alles ſo feierlich anmutig auf mich wirkte.

Es war wohl die Unendlichkeit mit im Spiele. Um die Einfachheit der Dinge schwebte der Odem des unendlichen Raumes. Es war alles Natur — alles Leben. Und was das Leben der Geschöpfe brauchte, spendete das Weben der Landschaft. Und dies zu schauen und zu überschauen ist Hirtenberuf. —

Ich stehe auf. Der Nachmittag ist heller. Ein versonnter Mittagswind verjagt das Gewölk. Zwischen hohen, hellen Lärchenstämmen schimmert ein Stück Land herein. Ein Bauer steht da mit einem Ochsengespann und pflügt. Ein Junge führt die Tiere. Das frische dampfende Braun des Ackers umsäumt ein Wiesenstreifen. Wald weiter draußen. Und der Himmel läuft über alles hin, so hell, so tief, so sommerlich und zeichnet in sein lachendes Blau den Bauern und das Gespann hinein. Und des Bauern Umrisse werden größer und massiger, der Ackergrund wird immer wärmer und dampfender, der Himmel immer freudevoller. Zuletzt wölbt er sich hoch wie ein weites Jauchzen über den Anblick eines Menschen, der seine Erde zum Geben erzieht.

Ehrfürchtig und wie gebannt schaue ich noch lange hinüber nach dem Bauern und seinem Tun. Weit und segenvoll redet mir ein solcher Beruf.

*

Der Nachmittag ist vorgeschritten. Ich bin tiefer in die Waldung gegangen, um besser dem Geschauten nachsinnen zu können. Es treten in mir, wie als Gegensatz, Bilder auf aus dem Berufsleben der Städter. Berufsarten wandeln an mir vorüber, die gar nichts Weites an sich tragen, gar nichts von Natur und Landschaft, ja so wenig Menschennatürliches, daß sie mir wie ohne Leben vorkommen. Und allen haftet Enge an, eine drückende Stubenenge, Staubgeruch und schlechte Luft. Dabei schleifen ihre Träger eine ganze Menge von Ansehen und Würden und Voll-

machten nach, die ihnen ein ältliches Herkommen übermacht hat, und tun sich dabei oft schwer vor Dünkel.

Die Zeit fällt mir ein, wo ich Kaufmann war und in dunklen oder künstlich erhellten Gewölben schaffen sollte. Wie ich keine Freude hatte am Geschäftemachen, und wie es mich immer hinauszog in die liebe, lichte Welt. Wie mich darob alle schalten: meine Untergebenen und die Standesgenossen. Wie man noch mehr erboste, als ich mich von allem losriß. Heute verstehe ich solche Art besser und begreife solches Tun. Nietzsche, der große Seelenleser, brachte Licht in ähnliche Lagen. Er läßt Zarathustra von der Ehe sagen: „Schlimm Gepaarte fand ich immer als die schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten.“ Ist nun so ein Beruf nicht oft wie eine Paarung, nicht oft etwas, das fester als die Ehe umklammert hält und nicht mehr losläßt? Wie also, wenn er schlecht gewählt ist? Und gibt es nicht eine Warte menschennatürlichen Schauens, von der aus gewertet jede Berufsart schlimm wird, die den Menschen von der Natur abzieht, — die dem Menschen die Natur und der Natur den Menschen entfremdet? Ergibt solche Wertung nicht auch die wirkliche Menschenentwicklungs-, die Kultur-Schau?

Auf solche Weise kann die Träger naturentfremdender Berufsarten in die Sphäre der „Schlimm-Gepaarten“, in die Sphäre der „schlimmsten Rachsüchtigen“ jedes seelische Wachwerden drängen, jeder Augenaufschlag der eigenen Menschennatur.

Ein Gedankenwall ersteht in mir wie eine Wirrnis. Ich muß überall beschwichtigen und zurückdrängen, die Bäume gleichsam zur Seite bringen, um mir Luft zu schaffen und Wege, mein Sinnen ein wenig geordnet vorbeiziehen zu lassen. Und da schaue ich folgendes: Eine Berufsart rückt erst in die richtige Beleuchtung, wenn Licht von einem Gegensatz darauffällt. Gegensatz aber für jede naturentfrem-

dete Berufsart wird jeder freie Beruf, der rein nur auf die Menschennatur gestellt ist: auf eigene Kraft, eigenes Empfinden, eigenes Ansehen und Machtgefühl, und an sich in nichts mit Herkommen und Satzung in Fühlung und Abhängigkeit ist. So ein Beruf ist gewiß vor allem der Dichter- und Künstlerberuf, solange er *ohne* Anstellung, Verdienst und Ruhm ist. Denn solange ist er ein *Nichts* in den Augen der herrschenden Anschauung der Mitmenschen, in der Wertung der „großen Allgemeinheit" oder (besser vielleicht) der allgemeinen Mehrheit. So ein freier Beruf ist ohne sichtbare Verankerung, völlig abweichend von den andern Berufsarten, die sich alle auf Satzung und Herkommen in Ansehen und Stellung stützen.

Wenn nun ein Mensch solchem freien Beruf rücksichtslos ergeben ist, hat dies auch seine Rückwirkung auf die allgemeine Mehrheit und erzeugt da und dort vielleicht doch ein unwillkürliches Nachsinnen und in der Folge wohl auch ein seelisches Wahrnehmen der eigenen Menschennatur. Dies mag zunächst als ein Gefühl von Unsicherheit und störendem Mißbehagen auftreten, um nachher vielleicht einige Wenige zu sich selber zu führen, die meisten aber (wie früher angedeutet) in die Sphäre der Schlimm-Gepaarten zu drängen. Diese Sphäre verschlimmert noch der Umstand, daß bei dem starken gegenseitigen Ehrungsbedürfnis für ihre Berufe die allgemeine Mehrheit der Mitmenschen den Außenstehenden immer als schädigend empfindet. Es kommt dann so:

Man steht enger zusammen und tuschelt und sinnt auf Mittel, dem Ausreißer sein Tun entgelten zu lassen. Böswilliges Schweigen und Kälte wechseln mit schlimmem Verhalten und, wo er in Frage kommt, mit bösen Reden, bis er allmählich in eine Pariastellung gedrängt ist. Welcher *ganze* Dichter oder Künstler hätte Aehnliches nicht an sich selbst erfahren? Kaum, daß Ausnahmen vorkommen. Ja, wer mir mit Goethe kommt, dem schicke ich

den Herzog Karl August als Deckung ins Treffen, der den Begriff eines Fürsten und Mäzen für deutsche Lande in völlig beispielloser Weise in Leben umsetzte. Regel ist: Erst das Berühmtwerden oder reichlicher Gewinn rechtfertigen am Ausreißer den Menschen wieder wie seinen Beruf und entheben ihn der Pariastellung. Was aber ist Ruhm?

Rainer Maria Rilke sagt hier einschlagend: „Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln". Wie sollte es auch anders möglich sein? Kann so auf einmal die allgemeine Mehrheit eine dem Ausreißer gleichgestimmte Seele entgegenbringen? Ihm, bei dem doch Fremdheit und Widerwille vor dieser Mehrheit das Losreißen erzwungen? Ihm, dem sein Schaffen doch etwas aus seiner Natur Gewachsenes und nicht ein Angelerntes ist? Sollte eine Allgemeinheit so plötzlich das alles sich zu eigen machen können? Oder vermag der Einzelne den Ruhm zu schaffen? Vermögen es einige Wenige? Immer nein! Der Ruhm verlangt ein höchst vielstimmiges Blasen der Ruhmestrompeten. Und wenn die erste Stimme echt ist, echt an Verständnis und Wertung, so ist es vielleicht die zweite schon weniger, die dritte noch weniger, und so fort — immer weniger. Und wenn erst die allgemeine Mehrheit in das Ruhmesblasen einstimmt, kann man sicher sein, daß Wertung und Verständnis bereits in Verkehrtheit umgeschlagen haben, gemessen an der ersten reinen Stimme, gemessen an den Absichten des berühmt Werdenden. Man denke nur an die tiefste Natur der Menschheit (so weit wir sehen), an Jesus von Nazareth. Man denke nur, was seine Vertreter und Anhänger heute beabsichtigen und vollbringen, und was Jesus einst beabsichtigt und vollbracht hat. Kann es Gegensätzlicheres geben, weiter voneinander Abstehendes? —

Man versteht, wo ich hinaus will. Die allgemeine Mehr-

heit kann dem Künſtler nichts ſein. Sie bedeutet ihm dauernd ein von der Natur Abgekommenes. Das Mit-ihr-in-Fühlungſein muß für den Künſtler die bedenklichſte Seite abgeben, um ſo mehr noch, wenn es ihm Freude bereitet. Hier möge man ſich eines Ausſpruches Richard Dehmels erinnern, der in der Vorrede ſeiner „Lebensblätter“ ſagt, „daß ein Stückchen Bourgeois ja wirklich in den Aerzten ſelbſt noch ſteckt.“ (Dehmel verbildlicht hier Dichter, Künſtler, Philoſophen als Aerzte für die Menſchheit.) Der Ausſpruch Dehmels vom „Stückchen Bourgeois“ aber zeugt für ſeine kraftvolle Künſtlernatur. Denn es ſind gewiß die Schwächen am Künſtlermenſchen, die ihn der herrſchenden Allgemeinheit verbinden, nie ſeine Vorzüge. Wohl mag es eine Auffaſſung geben, die es groß erſcheinen läßt, Führer dieſer Allgemeinheit zu werden, doch ich glaube, es liegt hier eine Verkennung der Menſchennatur, der Menſchenſeele, zugrunde — eine Verkennung vom Menſchenglück.

Was der Künſtlermenſch der allgemeinen Mehrheit zu danken hat, iſt die Ausgeſtaltung ſeiner Berufswege zu einer Paria-Lage. Von der Allgemeinheit klein gemacht, wächſt ſich in ihm der Menſch erſt groß. Es führt ihn tief in ſich hinein und nach außenhin von Natur zu Natur. Erſt jetzt lernt er kennen, was er benötigt, was dem Wachstum ſeiner Seele Nahrung gibt. Und kein Troß von Unverſtand und Dünkel, kein Ballaſt von falſcher Würde und ſtumpfem Anſehen, kein Kerker von Sitte und Satzung zehrt an ſeiner Kraft und ſeiner Zeit. Ueberall findet er nun mit dem Beruf auch die Menſchennatur noch offen vor und überläßt ſich der großen Natur um ſich, wenn er müde iſt. Und allmählich faßt er alle die Menſchen der freien, nieder angeſehenen und ausgeſetzten Berufsarten zuſammen: den Bauer und den Hirten, den niederen Lehrer, der in den Kindern noch immer ſo viel lichte, hohe Natur

um sich hat, den Taglöhner, den Spielmann und alles fahrende Volk, dem die Landstraße Behausung ist und Wald und Sonne Wohngenoß und der Himmel Zeltdach. Und alles wird ihm vertraut und vertrauter, und zuletzt ist ihm alles wie ein einziges Geschöpf voll Schönheit und Wundern und Rätselhaftigkeiten, das seine Seele immer mehr und mehr anzieht und festhält, so daß er sich liebend und verehrend zu ihm gesellt, wie jener welterfahrene Edelmann aus der Narrenburg zu dem schönen Pariakind (von dem uns Adalbert Stifter erzählt), und einem zündenden Vorsatz gleich glüht: „Ich will ein Paria sein wie du!"

*

Ich bin fast erschrocken vor Erregung, die der Gedankengang in mich getragen hat. Es ist, als hätte in den letzten Worten auch meine Seele ihr Vorhaben ausgedrückt, das noch immer in ihr seltsam selig nachzittert. Ein unendliches Freiheitsgefühl wird in mir wach, das verliebt um sich sieht in dem stillen Waldesraum, auf das stille Tun der Bäume, und in solcher Umgebung sich wohltuend sicher fühlt. Und allmählich kehrt in mich eine ergebene Stimmung ein, die weich und süß ist und so ungemachfern auftritt, daß ich selber immer ruhiger und seliger und stiller werde. Ich lege mich auf den Waldgrund hin. Ein moosumsponnener Stein dient mir als Kopfkissen. Farnkräuter und Gräser schwanken um mich noch groß und schwer; dann schlafe ich ein, weil ich müde bin.

III.

In der süßen Sonnenflut bin ich herumgewandert, die der Sommermorgen nach einigen Regentagen überall ausgießt. Weit draußen auf einem Wiesenfleck, umstanden von Wachholderstauden und Birkengebüsch, habe ich Rast gesucht. Fast nackt liege ich da, mit dem ganzen Körper Sonne in mich schlürfend. Das wohltuende Prickeln der Haut ver-

ſcheucht ein wenig die ſchwere Stimmung, die von den Regentagen her noch in mir umgeht. Lange liege ich da in weiter Vereinſamung, umſchwärmt und aufgeſtört nur von dem Geſumme und dem Andrang allzu kecker, die Erikabüſche umgaukelnden Bienen.

Eine Waldkuppe ſteigt hinter mir empor mit ſtillen Weideplätzen, die leer daſtehen. Nur ganz von ferne her dringt manchmal halbverlorenes Herdengeläut. Vor mir aber breitet ſich weit und grün und ſonnig ein Tal aus mit vielen hellen Wieſenhügeln und dunklen Waldhängen, die oft von friſch geſchlagenen Lichtungen unterbrochen ſind: das Fleimstal.

Rings ragen Höhen in den verſchiedenſten Farben und Formen: ſchroffes, gefurchtes Geſtein und ſchimmernde Almen, Höhenzüge hinter Höhenzügen mit hochwelligen Graten und grotesken Gipfeln. Und immer wieder Taleinſchnitte über weichen Wälderfluren. Mehr in den Niederungen ſattgelbe Aecker und helle Gehöfte, und nahe der Talſohle zumeiſt die ſcheckigen Häuſerhaufen der Märkte und Dörfer. Ganz in der Ferne hoch überm Talanfang grau und hart und dunſtumflort, von Riſſen und Spalten und Schneefeldern durchzogen, mit hellem Wolkenreif gekrönt, das herriſch herrliche Steingetürm der Paladolomiten.

*

Der Anblick iſt erhebend. Etwas vom Weſen der Allmacht ſcheint überall hervorzuquellen und an das Gefühl zu rühren. Ich bin innerlich ganz ſtill geworden: mein Daſein iſt Staunen und Lauſchen. — Wer hat das alles ſo aufgebaut? — Woher kam der Sonnentag gewandert, der ſich hier ſo gottvoll ausruht? Der wie ein junger glutvoller Rieſe daſteht und mit ſeinen weiten, lichten Händen über die höchſten Gipfel hinausreicht. Wer leitete die Winde in das Tal, die verſonnten Lüfte? Und oben dieſes Meer von Licht, wer ſchuf es? — Stumm fragend geht

mein Schauen weiter. Wer säte das mannigfache Pflanzen- und Tierleben in diese erstarrte Brandung der Berge? Und die Wolken und der wechselnde Himmel sind nicht minder wunderlich. Nur die Ortschaften sind von Menschenhand und die Gehöfte und das Urbarmachen der nächsten Gefilde. — Aber, bevor noch die Dörfer waren? Wenn ein Mensch hierher kam und das alles sah mit der Gewalt der ursprünglichen Sinne? Fand er nicht mit dem Gewoge von Bildern ein Gewoge von Unermeßlichkeiten, eine Flut von Rätselhaftigkeiten und Wundern um sich vor? Ist die Grenzenlosigkeit, die er überall im Raume traf, nicht allein schon ein Ewig-Unenträtselbares? Und mußte nicht jeder Mensch, der diese Erde wo immer betrat, sofern er seinen wachen Sinnen genug nachging, auf das Gewoge von Unermeßlichkeiten stoßen, auf diese Flut von Grenzenlosem, Ewig-Rätselvollem? Mag da nicht mit dem unwillkürlichen allzumenschlichen Aufwerfen der Frage: Wer hat das alles gemacht? die höchste Bezeichnung von Allmacht und Kraft und Herrlichkeit, die Bezeichnung Gott für den völlig unbekannten und unbegreiflichen Schöpfer des Geschauten gefunden worden sein? War es aber in Wirklichkeit nicht das Uebermachtvolle und Unübersehbare im Anblick, das diesen Begriff auslöste und damit Gott erschuf? Demnach wäre als Nächstes nicht Gott der Ursprung der Schöpfung, sondern die Schöpfung der Ursprung Gottes. So verlangt es wenigstens unsre redliche Menschenauffassung, getreu dem Herauswachsen des Gottbegriffes.

*

Ein Schweigen wie ein Ausruhen umringt mich. Nach einer Weile kommen wieder Gedanken in mich, die sich um Gott drehen. Mein Ergebnis erscheint mir als Reinigung von Bedeutung, die in der Zusammengehörigkeit von Gott und Schöpfung liegt, in der Untrennbarkeit der

beiden Begriffe für den Menschen. Daß Gott als Begriff ohne Ursprung sich hält, wird zugleich erklärlich durch Versetzung von Wirkung und Ursache. Aber Gott als ein Außenwesen der Schöpfung geradezu feindlich gegenüberstellen, wie es Religion und Herkommen bei den Kirchenchristen tun möchten, heißt: die Dinge auf den Kopf stellen. Freilich tut dies die Menge gewöhnlich, tun dies auch ihre Führer und Machthaber. Darum ist es nur dem Menschen und nicht den Menschen zuliebe, wenn ich weiter suche, um noch mehr über Gott ins Klare zu kommen. Und ich frage mich: wie kommt es, daß die lichte Schöpfung so voll von Dunkelheiten ist, so voll von Rätselhaftem und Unentwirrbarem? Ist sie es denn wirklich? — Da besinne ich mich, daß der Mensch es ist, der das Wahrnehmen der Wirklichkeit bestimmt. Es kommt etwas wie Klärung in den Zusammenhang der Dinge. Ich erkenne: die Art des Menschen ist überall das Wertende — seine unzulängliche, begrenzte Art, die die Unzulänglichkeit seines Schauens überall hineinträgt und so nur das Nächste, Aeußerlichste als Wirklichkeit wahrnimmt. Es ist mir, als sähe ich damit die Quelle aller Rätselhaftigkeit, aller Unübersehbarkeit der Schöpfung, in den Menschen selber verlegt. Und ich präge nun: Der Mensch selber trägt in sich den Ursprung Gottes. — —

Einer sehr kurzen Erleichterung folgt noch größere Wirrnis. Meinem lichten Funde begegnet plötzlich die dunkle Frage, wo die Schöpfung beginnt. Und weitere Fragen wirbeln auf, wie: Ist der Mensch nicht selbst Schöpfung, deren Anfang und Ende in völligem Dunkel steht? Was ist die Seele? Woher stammen die Gefühle, die dich ins Grenzenlose hineintragen, die Empfindungen, die dich oft gleichsam der Unendlichkeit einverleiben? — Nirgends eine Antwort. Nur ein Lauschen, überweit hinausreichend, wie in Uferlosigkeit. Doch plötzlich dringt etwas wie Zauber da-

her. Das Dunkel erhellt ein süßes Licht. Diese Rätselhaftigkeiten, diese Unübersehbarkeiten tragen ein Leuchten in deine Seele. Und überall schaust du nun in Klarheit, wie das Ewig-Unentwirrbare beginnt: es ist dein Gottgefühl. Denn nicht das Uebersehen der Dinge, das Wahrnehmen der Wirklichkeit, sondern deine Klarheit im Auffinden des Unübersehbaren, im Erkennen der Grenzen der wahrnehmbaren Wirklichkeit, gibt Leben deinem Gottgefühl.

*

Ich bin über Gott ruhiger geworden. Stille streife ich durch die Waldung, bemüht, alles zusammenzufassen, was mir an Gottgedanken durch die Seele ging. Alles sieht sich so seltsam licht und zugleich dunkel an. Gott hat die Schöpfung gemacht, das All erschaffen: so lehrt uns die Bibel. Und unser Glaube übernimmt es so oder sollte es so übernehmen. Aber wo dieser Glaube abhanden gekommen ist, gibt die Bibel keine Lösung mehr. Und die Wissenschaft ersetzt keinen Glauben; sie ist Totes für den Sinn der Seele. Allein nur unsrer inneren Wahrnehmung folgend, gelangen wir dahin: Nicht Gott hat die Schöpfung gemacht, sondern die Schöpfung hat Gott geboren, was soviel heißen soll als: Das Ewig-Unentwirrbare und Rätselvolle in der Schöpfung gebiert in unsrer Seele Gott. Und ich schaue weiter den Begriff Gott aus dem Begriff Mensch hervorgegangen, beide Begriffe gleichsam ineinander verwachsen. Ich fühle: ein ganzer Mensch kommt von Gott nicht los. Das Aufkommen seines Gottgefühls bedeutet, daß er sich des Ewig-Rätselvollen um sich und in sich bewußt wird.

Und mir kommt der Einfall, als sei dieser Umstand das am meisten Entscheidende, als sei er das, was den Menschen über das Tier hinaushebt, was ihn in der Folge zu dem macht, was die Bibel ausdrückt in den Worten: „Der Mensch sei Gottes Ebenbild."

Müde endlich der Wirrnis, die mein Gottſuchen in mich trug, fällt mir des großen Walt Whitman mahnender Ausſpruch ein: „Sei nicht neugierig nach Gott; denn ich, neugierig nach allem und jedem, bin doch nicht neugierig nach Gott.“ Ein eigenes Verſtehen läßt mich an die Menſchenſeele die Mahnung weitergeben: Sei nicht neugierig nach Gott.“ Du findeſt ſeinen Urſprung überall — in der Schöpfung wie in dir ſelber — in der Natur der Schöpfung, wie in deiner Natur. Sein Weſen aber ergründeſt du nie. Ja, dieſes Unergründliche ſelbſt iſt vielleicht nur eine Aeußerlichkeit Gottes. Darum: O ſei nicht neugierig nach Gott!

*

Abgeſpannt liege ich da, mit geſchloſſenen Augen, und fühle nur dumpf die Weite des Raumes auf mich einſtrömen. Meine Seele flüſtert: Du helle Kraft des Daſeins, du lichtes Dunkel, führe mich!

IV.

Des Abends bin ich wieder hinausgegangen zur Raſt, mit der Ausſchau in das weite, grüne Tal. Friſch und lieblich blicken die Wieſenhänge zu mir herauf, und viele Sonnenfelder liegen auf den waldigen Höhen. Ueber den Bergen ſchweben die Wolken kraftvoll gerundet und glanzdurchwirkt. Zwiſchen den Wieſenhügeln ſchimmert ein Dorf herauf mit heller Kirche, die frei und ſtattlich über einer Häuſerherde prangt. Es iſt Caſtello, das Heimatdorf der Mutter Giovanni Segantinis.

Wehmütige Gefühle entſpringen meinen Sinnen. Da mag ſie vor Jahren und Jahren am Dorfbrunnen geſtanden ſein, Waſſer ſchöpfend, als ein Mädchen jung und ſchön, in den Augen ein ſanftes Glühen reifer Sucht. Und einer kam und nahm ihre Friſche und Reife mit ſich: der Mann ihrer Liebe. Dann lehrte ſie wohl ihre junge Mutterſchaft des Lebens Not und Seligkeit. Und allzubald kam wieder einer und entführte das junge, welkende, widerſtandsloſe

Weib: der Tod. Aber die letzte Frucht ihres Leibes und wohl auch ihrer Seele blieb als kleines Kind zurück und wuchs sich zu einem großen Menschen aus. Und dieser große Mensch erwarb sich die Gottesgnadengabe des Sich-Mitteilenkönnens: er ward Künstler. Und als auch er starb, blieb seine große Seele, die seinen inneren Menschenwert ausmachte und seiner hohen Künstlerschaft zugrunde lag, in seinen Werken zurück. Denn Giovanni Segantini malte nicht die Berge, sondern die Freude, die Inbrunst, die Liebe seiner Seele für die große Landschaft — für die feierliche Gotteswelt der Berge. Nur so kam es, daß wir sagen können: Sein eigentliches Leben, das Wesen seiner Seele, blieb der Menschheit in seinen Werken zurück.

*

Mein Schauen wendet sich wieder hinab zu Dorf und Tal. Stille fließen die Lichter über die Wiesenhügel und Waldhänge. Oft geht ein Leuchten wie ein Jubel von ihnen aus, und das mannigfache Schattenspiel, das sich wogend ausbreitet, macht die Lichtflut noch heller, noch jubelnder. Ueberall glühen die Berge empor, und die Formen wölben sich und stehen gespannt, oft gleichsam berstend vor Licht. Ein Almenstreifen windet sich oben hin, glänzend und hehr, wie vom Sonnentaumel erfaßt und warm sprühend wie Sammt. Und höher ragen noch die Gipfel und Grate, hart und klar und verwegen über den weiten Wandungen der Berge prunkend, gleich schimmernden Kronen. —

Wie oft breitete sich schon so ein Abend über diese Gegend aus? Wie oft und oft im Gange der Zeiten, und leitete zugleich seinen mächtigen Zauber hinein in die Seele des Beschauers? — Vor mir in der Tiefe das Dorf Castello liegt wie inmitten der Herrlichkeiten mit seinem schönen Hügel, darauf die Kirche steht. Das Höhenrund der Berge ringsum erzwingt sich bewundernde Aufschau, wenn so ein Sonnenbrand darüber geht. Und Segantinis Mutter ent-

ſtammte dieſem Dorfe. So hat ſich wohl von Kindheit an der Zauber der Bergheimat in ſie geſchlichen und den Hang ihrer Seele beeinflußt, wenn vielleicht auch unbewußt; denn ſie muß oft auf dem Kirchenhügel geſtanden ſein. Und das ſtille und einförmige Leben in ihrem Geſchlechte hat gewiß die Aufnahme von Eindrücken vorbereitet und gefördert. Und ſo kommt endlich in ihrem Kinde das als mächtiger Drang zum Durchbruch, was ſich in empfänglichen Stunden in Mutter und anderen Vorfahren im Verlauf der Zeiten als Hang angeſammelt und geſtaut hat. Dabei iſt der letzte Antrieb vielleicht ganz geringer Art: die Rückerinnerung des heranreifenden Menſchen an die allererſte Kindheit, die noch in den Bergen lag. Und das Chaos von kalten Mauern einer großen Stadt wie Mailand um ihn, das wohl wie Totes anmutete im Vergleich zur lichten Südtiroler Bergwelt, die in der Kindheitserinnerung ganz zurückſtand und darum um ſo lichter und ſtrahlender erſchien.

Hier ſchimmert mir ſchon helle, wie durch halbzerriſſenen Wolkenflor, die Quelle des Geſtaltungstriebes des ſpäteren großen Meiſters durch, und es iſt nun leicht, dem Auswachſen dieſes Triebes zur Geſtaltungskraft zu folgen, ſowie der Richtung und Färbung, die dieſe nehmen mußte. Und ein friedſames Staunen kommt in mich über die Art, wie in der Natur alles ineinandergreift; wie wir oft erſt die Tat zu ſehen bekommen, und ihr Urſprung ſchon lange da iſt und ſo weit und tief zurückreicht.

*

Eine wohlige Gelaſſenheit drängt ſich glättend in mein Empfinden. Sonder Haſt und Eifer überdenke ich die Tiefen des Wirkens. Und wie der Urſprung einer Tat oft lange im Verborgenen läuft, ſo ſcheint mir, braucht eine ganze Tat oft ihre große Weile, bis ihre Wirkung ans Licht kommt. Dieſer Umſtand zieht ſich durch das ganze Daſein der

Menſchen und macht ſich beſonders bemerkbar im Schaffen des Künſtlers. Und es macht oft die Sicherheit des Schaffenden aus.

Denn daß es Wege gibt, die abſeits von der Haſt und Unruhe und dem Uebereifer der Menſchen im Verborgenen laufen und die Kraft des Schaffenden ſicher dem Ziele, das iſt: ihrer Wirkung, zuführen, iſt das wonnige Erkennen, das geheime Glück des Künſtlers. Und könnte es anders ſein? — Der Künſtler gibt Seele. Der Ausfluß eines Körnchens Seele aber überwältigt ein Heer von menſchlicher Einſicht; nur braucht es dazu Zeit. Denn alles Seeliſche iſt auch Entwicklung, iſt Wachstum, iſt Natur, iſt Leben der Wirkung nach, und braucht ſeine Zeit, das Tote, das Grufthafte von Satzung und Herkommen und der feſtſitzenden menſchlichen Einſicht und Meinung zu ſprengen und zu überwinden.

Dies macht es auch verſtändlich, daß große Menſchen und Künſtler oft ihr Leben lang der Mißachtung und Dürftigkeit ausgeſetzt ſind und erſt nach ihrem Tode zu Ehren und Anſehen, ja oft zur Vergötterung auferſtehen, weil die Wirkung aus ihren Werken eben erſt ſo ſpät ins Daſein tritt. Ja, vielleicht iſt die Größe und Selbſtändigkeit einer Kraft, eines Schaffens, gerade jenes, was große Weile will, und zwar um ſo größere Weile, je größer und ſelbſtändiger und losgelöſter von allem Ueberkommenen die Kraft oder das Schaffen ſich ausſpricht.

Wie unwillkürlich tritt hier die machtvolle Duldererſcheinung eines Jeſus von Nazareth in mein Sinnen ein. Sie zeigt ſich mir als das eindringlichſte Beiſpiel in der Geſchichte der neueren Menſchheit in bezug auf Mißachtung und Mißhandlung eines Erdendaſeins von überwältigender Kraft und Größe, ſowie in bezug auf Wandlung in der Wirkung nach dem Tode. Ich fühle, wie der Schimmer dieſes längſt verwehten Erdendaſeins auch in meine Seele

greift — wie er wahrscheinlich bei der Seele eines jeden Künstlers anklopft — und wie ich diesem fernen Leben einmal länger nachhängen muß, um mit mir darüber ins Reine zu kommen. Denn so, wie es die heutige herrschende Allgemeinheit übernommen hat und weitergibt, strotzt es gewiß von Wucherungen, die mehr von den Schwächen einer herdenhaften Menschheit berichten, als von der inneren Kraft und Größe einer vielleicht mit Gott einsgewordenen Menschenseele.

*

Inzwischen ist der Abend vorgerückt und mahnt mich zum Aufbruch. Aus dem blauen, dämmerhaften Gewoge der Hänge hebt sich noch hell, fast weiß die Kirche von Castello ab. Weite grüne Hänge lagern davor, die langsam dunkeln. Die Waldung wird düster und verschwommen. Nur die Ulmenstreifen und die Grate und Gipfel sind noch sonnenglanzverbrämt. Darüber knäueln sich Schwärme goldig schimmernder Wolken. Sonst weithin eine lachende Himmelsflut, die den Abend auftrinkt. Und immer wird es stiller. Nur der Wind bläst in Farnkraut und Büsche, die zu meinen Füßen ruhn.

Bald gehe ich bewegt, gedankenvoll und beseligt — ich weiß nicht warum — meinem kleinen Dorfe zu.

Aus „Das Buch der Unsicherheiten". Xenien-Verlag, Leipzig 1911

Gemeinschaft / von Leo Sternberg

Wie wir uns gegenseitig zu dem gebildet haben, was wir
sind —
ihr weinroten Weiden und grauen Uferfelsen, fortgesetzt in
die Tiefe des Stroms!
Woher wüßte ich Rhythmus, Bewegung und elastisch überm
Leben zu wandeln,
ohne eure Biegungen, ihr Aehrentänzerinnen,
und euch, darüberhinsegelnde Schwalben!

Woher das Empfinden für Licht und Jenseitsahnungen,
wenn ich allabendlich nicht amaryllgrüne Klarheit schaute
und morgen die orangenen Teppiche des Tags!
Woher gewönne mein Körper die Harmonie, die ihm inne-
wohnt,
daß er nicht ausgleitet auf Geröllpfaden, nicht schwindelt
am Abgrund und in der Woge nicht versinkt,
ohne das Ebenmaß, das der Anblick der Weite ihm mit-
geteilt von Anfang an!
Ja, wie würde ich auf den Füßen stehen
(und was würden meine Füße für einen Sinn haben)
ohne dich, Ebne der Erde, der angepaßt sie geschaffen sind!
Und würde ich nicht zusammenbrechen in panischem Schrecken
— wie das Rehkitzchen bei des Wandrers Händeklatschen —
wenn der Baumstamm plötzlich zu reden anfinge
oder die gewohnte Natur sich nur um Haaresbreite verschöbe!
Der wahren Sprache freilich seid ihr kund;
und des Menschen Zunge ist nur Radebrechen der Ohnmacht
und oberflächliches Stammeln, das er nicht sagen
will, über unfaßbare Tiefen hinweg.
Ihr Stummen allein habt euch die Sprache bewahrt:
Hochlandwipfel, die ihr vom Geiste rauscht;
ihr Düfte des Veilchens bekennt verzehrenden Ueberschwang;
und wer schöpfte die Lust in ein Wort, wie ihr Wasserstürze
unter Regenbögen!
Wie hätte ich Kraft, zum Himmel hinaufzustreben,
ohne daß ihr mit mir hinaufstrebtet insgesamt:
Halme, Buchenhallen, Bergzackenmeer und Raubvogelpaare
darüber;
wenn ihr nicht ausjauchztet in eurem Hochgesang,
was mir selber schlief im gemeinschaftseligen Herzen!

Beethoven / von Deſider Koſztolányi

In der Tiefe des Theaterorcheſters, vor einer grünſchirmigen elektriſchen Lampe ſaß Bolcek, der böhmiſche Horniſt. Wenn der Dirigent auf das Pult klopfte, preßte er die rieſige Trompete an den Mund, ſeine Augen traten hervor wie die eines Karpfens, ſeine beiden Wangen ſchwollen zuerſt von der eingeſogenen Luft an, dann ſtrömten dieſe Luftmaſſen langſam und im Takte durch das Rohr und die Wangen fielen wieder ein. Oftmals wiederholte er dieſes Spiel, blies mit Seele und blies Seele in das Inſtrument. In den Abendſtunden trank er auch Wein, der Kopf, den ſchon die Muſik erregt hatte, ſchwirrte angenehm. Wenn er die Trompete blies, fühlte er ſeine Lippen berſten, ſeine Wangen von den Freuden des Fortiſſimo explodieren, auf ſeiner Haut wurden die häßlichen lilaroten Roſen des Weines und des Alters noch dunkler. Dann ſchloß er die Augen, die Welt ſchwamm vor ihm in dunklen Farben.

Wohl waren ſeine Wangen noch rot, ſein Gang fröhlich, doch ſeit einiger Zeit keimte in ihm der Tod. Die Leute in ſeiner Umgebung ſahen nur, wie ſeine Geſichtszüge marmorſtarr wurden und ihm die Augen ein wenig einfielen. Das traurige kleine Männlein ging eines Tages heim, ſetzte ſich in den verſchoſſenen grünen Lehnſtuhl, in dem ſchon Vater und Großvater geſtorben waren, und rechnete, gelaſſen und weiſe, wie es dem Philoſophen geziemt, mit dem Leben ab. Er hatte ſich einiges Geld erſpart, verließ das Orcheſter und lebte nur noch den Konzerten und dem Wein. Im Uebrigen jedoch erfuhr ſeine Lebensweiſe keine Veränderung. Zeitlich ſtand er auf, wuſch ſich ausgiebig und lange und machte einen oft zwei Stunden dauernden Spaziergang zwiſchen den Fliederſträuchen des Stadtparks. Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, was ihm fehle, doch deſſen war

er sich bewußt, daß ihm nur noch einige Monate, vielleicht gar nur einige Wochen beschieden seien. Dann war's aus.

Seine einzige Passion war der Besuch von Konzerten. Selbstsüchtig und leidenschaftlich liebte er die Musik, und seine Ohren, diese geübten und feinschmeckerischen Hörorgane, saugten die anschwellenden und leiser werdenden Tonstürme gierig ein. Er mochte von Musik nicht viel verstehen, aber er konnte sehr aufmerksam zuhören. Als alter Veterane der Musik trat er in Habtachtstellung vor die genialen Tonkünstler. Stets fand er sich als erster im Konzertsaal ein. Um sieben Uhr schleppte er sich schwerfällig und ernst die Treppen empor. Der Türsteher, die Garderobiere lächelten, auch er tat so, schlenderte dann langsam in den leeren Saal hinein, nahm in der ersten Reihe Platz, putzte die dicken Augengläser blank, um die Musik auch sehen zu können, und harrte mit verschränkten Armen artig des Kommenden. Das Publikum schwätzte, zischelte, schnatterte, er jedoch saß immer ehrerbietig und zur Ruhe mahnend, als sei er berufen, der Kunst in einer Epoche der Pietätlosigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen und sie gegen die Gleichgültigkeit der Barbaren zu verteidigen.

Es war an einem kühlen, zeitlich dunkelnden Oktoberabend. Dicht lag der Nebel über der Stadt, die Menschen kämpften mit ihm, verschwanden in ihm, die Trambahnen klingelten wie besessen. Verwirrung und Erwartung schwebte überall. Von seinem schäbigen Regenschirm troff der Regen, als Bolcek den Eingang erreichte. Er schien zu spät gekommen zu sein, war müde und traurig, konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ursprünglich war es gar nicht seine Absicht gewesen, hieher zu kommen, doch nun stand er vor der Türe und es gab kein Zurück.

Auf den Fußspitzen schlich er zu dem nächstgelegenen Platz, und es machte ihn nervös, daß er nicht auf der gewohnten Stelle saß. Rings um ihn unbekannte Leute, neben ihm

ein Fenſter, deſſen Vorhandenſein er früher nicht bemerkt hatte. Unerträglich war die Hitze im Saal. An der Decke oben keuchten die von der Schwüle betäubten Gasflammen, die Spiegel blickten ſtarrend von den Wänden, die Muſik aber ſchwirrte hoch in der Luft und war ſchläfrig und matt, als wollte ſie in jedem Augenblick verklingen, verſtummen. Die Muſik und die Schwüle ſtrömten ineinander.

Er bemühte ſich ſehr, konnte aber nicht aufmerken. Runzelte die Augenbrauen und betrachtete das Publikum. Neben ihm ſaß ein ſehr ſorgfältig friſierter älterer Herr, dem man es deutlich anmerkte, er ſei direkt vom Friſeur ins Konzert gekommen, hinter ihm ein exaltiertes Frauenzimmer, welches ſich ſo ſtark vorbeugte, daß es ſchier vom Seſſel fiel, in der Reihe vor ihm lauter zerraufte junge Männer und ein dickwanſtiger Journaliſt, der wichtigtuend die Ouverture anhörte. Und auf dem Eckſitz, ganz in der Nähe des Fenſters, ſaß . . .

Volceks Kopf begann zu ſchmerzen, ſein Atem ſtockte.

„Unſinn!“ ſagte er.

Sah dann wieder hin.

Daheim, über dem Bette, hing der Gipsabdruck ſeiner Totenmaske. Er erinnerte ſich ganz genau an die Jahreszahl ſeines Todes und rechnete ſchnell aus, wie viel Jahre ſeither verfloſſen waren. Er ſah vor ſich die Fakſimiles ſeiner letzten Noten, ſein blaſſes Porträt und das Bild, welches ihn auf der Totenbahre darſtellt. Es war alſo unmöglich. Er ſah nicht hin und verſuchte zu lächeln. Doch je länger er abgewendet ſaß, umſo ſtärker fühlte er, daß ihn der Blick des Fremden rufe, ſich durch ſeine geſtärkte Hemdbruſt bohre, in ſeinen Körper dringe. Er mußte ſich umwenden, ob er wollte oder nicht.

„Unmöglich! Unmöglich!“

Er fuhr ſich über die Stirne. Sein Kopf war heiß, der Blick verſchwommen, er phantaſierte anſcheinend.

Plötzlich richtete er sich auf und wandte sich entschlossen um, als gälte es, sich selber zu beweisen, daß er sich nicht fürchte. Der Unbekannte saß genau noch wie vorher. Auf den Sessel zurückgelehnt, den schweren großen Kopf auf die rechte Hand gestützt. Deutlich zu sehen war das Profil. Einige kurze Augenblicke verginaen, der Fremde wandte sich langsam und gelassen um und sah ihn an.

Bolcek erbleichte und dachte daran, daß ihm in letzter Zeit oft Sachen passiert waren, die er sich nicht erklären konnte, auch hatte er am Nachmittag zuviel Wein getrunken. Vor Schreck blieb ihm der Mund offen.

„Beethoven . . .!"

Er war es, der taube Gott, fast genau so, wie ihn die Bilder darstellten oder wie er sich ihn dachte. Er war hergekommen, in diesen Saal, mengte sich unter das Publikum und wurde von diesem nicht einmal bemerkt. Bolcek zweifelte nicht mehr. Er war vor ihm; wenn er ihm näher trat, konnte er seine Kleider betasten, in sein knochiges Gesicht schauen, in die stolztraurigen Augen. Er könnte ihn anreden, mit ihm sprechen. Bekäme Antwort, eine einfache barsche Bemerkung, wie er etwa zu einem stümpernden Organisten gesprochen haben mochte.

Er betrachtete den regungslos sitzenden Fremden, ohne auch nur den Blick abzuwenden. Der Fremde schob den großen Schädel vor, strich die Löwenmähne mit den mageren länglichen Fingern zurück, lehnte sich dann wieder in den Sessel und saß wie die anderen Zuhörer. Seine Züge waren gröber als auf den Bildern, seine Nase größer und formloser, aber er war dennoch schön und seine dünnen germanischen Lippen fein und frisch wie die eines jungen Mädchens. Nur sein sonnverbranntes Gesicht war ein wenig blaß, als habe er die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen und sei von einer weiten Reise abgemattet. Sein rechter

Ellenbogen war weiß, vielleicht von den Steinen des Grabes. Oder hatte er die Mauer gestreift, als er eintrat?

Er trug einen langen schwarzen Rock, seinen Hals preßte ein hoher, weicher, spitz hervortretender Kragen, die etwas altmodische, aber nicht auffällige rostbraune Halsbinde wand sich einigemale um den Kragen, war zu einem groben Knoten gebunden und von einer Brustnadel mit blauem Stein zusammengehalten. Auf der schwarzen Weste baumelte eine schlichte dünne Silberkette. Das Haar starrte in wilder Unordnung gegen den Himmel!

„Wie ruhig und schlicht er dort sitzt ... ganz wie die anderen ..."

Bolcek erinnerte sich nun daran, der Fremde sei unmittelbar vor ihm eingetreten. Er hatte ihn ganz bestimmt beim Billetschalter gesehen, wie er sich eine Karte löste, diese in die Tasche steckte und der Türe zuging.

„Also, so ist er, so ..." dachte Bolcek, während er den Fremden fassungslos anstarrte. „Wenn ich ihn ansprechen könnte, wenigstens den Saum seines Rockes berührte ..."

Das Publikum applaudierte, auf dem Podium verbeugte sich ein junger Mann, dann entstand wieder Lärm, die Leute strömten während der Pause hinaus, Stühle wurden hin und her gerückt, es wurde getrampelt, geflüstert, laut gesprochen.

Keine zehn Sekunden dauerte es und der Musiker stand auch schon hinter dem Rücken des Fremden, der zwischen den unruhigen Menschen regungslos mit verschränkten Armen saß.

Langsam legte ihm Bolcek die Hand auf die Schulter.

Der Fremde drehte sich um und sah ihm ohne Erstaunen ins Gesicht; kehrte ihm dann das Antlitz völlig zu und reichte die Hand hin, als seien sie alte Bekannte. Der Trompetenblaser begann zu stammeln, doch der Fremde

faßte ihn ungezwungen bei der Hand und nannte, als stelle er sich vor, seinen Namen.

„Nein ... unmöglich ist es ..." keuchte Bolcek und sank auf einen benachbarten Sessel.

Er blickte sich um, wäre gerne aufgestanden, wollte sich verbeugen, wie man sich vor einem Altar verbeugt, hätte gerne etwas gesagt, wie wenn man bei der Audienz mit dem König spricht, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Ah ..." stammelte er.

„Ich bitte, seien Sie vorsichtig", sagte der Fremde, „ich möchte nicht gerne erkannt werden. Ich mußte herkommen, obwohl ich Ihnen den Grund nicht sagen darf ..."

Er sprach abgerissen, mit heiserer, nicht angenehmer Stimme.

Zwei junge Mädchen gingen vorbei, von deren Lachen seine Worte verschlungen wurden.

Die beiden Männer waren bei der Türe angelangt. Sie gingen leicht und schnell, flogen fast dahin. Draußen, auf dem kühlen Gang, eilten sie mit großen Schritten über die geräuschdämpfenden, rotlinierten Faserteppiche. Mit väterlicher Liebe, ein wenig streng, aber gütig blickte der Fremde in die Augen des Trompetenbläsers und sprach leise, als presse ihm Kummer die Brust. Er bewegte oft verzagt die Hand, nickte entsagend, zuckte die Achseln, große Gleichgültigkeit entströmte seinem Wesen, eine Gleichgültigkeit, die manchmal entsetzenerregend war.

„Wie lange ... wie lange ... bleiben Sie hier?" stotterte der ehemalige Musiker und sah den Fremden von der Seite an.

Der Fremde lächelte und blickte auf die Uhr.

„Morgen in der Frühe, um fünf Uhr, geht mein Zug. Dann fahre ich fort ..."

Bolcek hing ihm an den Lippen.

„Und kommen nie mehr zurück?“

„Nie mehr.“

Auf dem Gang des Hotels war es kalt. Frostiger Herbstwind strich zwischen den nackten Bäumen dahin, auf dem abgestorbenen Rasen tanzten verdorrte Blätter ihren Totentanz, vom Hofe her warfen einige dünne Eisenstäbe ihre Schatten auf die Fenster. Aus der Dämmerung tauchte gespensternd eine lange Mauer auf, innerhalb einer Umfriedung wusch der langweilige Regen die auf einander getürmten Tische blank. Die Tische wuchsen zu phantastischen hohen Bahren. Ein Kellner eilte über den Gang und verschwand geräuschlos. Einige Türen schlugen zu, Betten knarrten, während sich die Gäste eilends hineinwarfen. Dann hörte man das Auspusten der Kerzen, das Pochen der vor die Türe geworfenen Schuhe.

Der Fremde wurde unruhig und reichte dem Trompetenbläser die Hand.

„Sie verzeihen, aber ich muß jetzt hinauf. Ich wohne hier im zweiten Stock, Tür sechs. Habe noch einiges zu ordnen . . . aber in einer halben Stunde erwarte ich Sie im Foyer, beim Eingang der Säulenhalle.“

Er sah sich noch einmal um.

„Ich erwarte Sie.“

Damit verließ er Bolcek. Das Publikum des im Hotel befindlichen Konzertsaales drängte sich durch die Türen, die schwarze Flut der Menschen wälzte sich dahin und schlängelte sich über die verzweigten Stiegen.

In fünf Minuten war das festliche, kryptenartige Gebäude schon völlig ausgestorben. In der Säulenhalle kauerte bloß der wartende Musiker. Der Zeiger hatte bereits die Zwölf passiert und der Unbekannte kam noch immer nicht.

Auf den Wangen des Alten malten sich bunte Fieberflecke. Seine Taschenuhr zeigte bereits die erste Stunde nach Mitternacht. Er hielt es nicht länger aus, rannte in

die Kanzlei und verlangte das Fremdenbuch. Große krause Buchstaben sah er, eine farblose grobe Schrift. Seine Buchstaben, seine Schrift.

Er hastete in das Zimmer hinauf. Klopfte an. Die Türe war nicht versperrt. Er zog die Zünder aus der Tasche. Niemand war da. Blanke Reinheit, versperrte Schränke, die Schlüssel auf dem Tisch, an den Möbeln keine Spur der Benützung. In der Luft Geruch angenehmer Reinheit. Die Kerzen nie angezündet, ihre Dochte seidig und gefranst, die Handtücher ungebraucht, nicht zerknüllt, schneeweiß wie Altardecken. Das ganze Zimmer wie eine weiße Mädchenstube. Die Wasserflasche bis an den Rand gefüllt, die Gläser trocken, das Bett unberührt.

Bolcek wandte sich an den Kellner hinter seinem Rücken.

„Er ist fortgegangen?"

„Ich sah ihn nicht."

„Seit wann wohnt er hier?"

„Schon seit einigen Tagen. Er sprach niemals mit uns. Wir wußten nicht, wann er kam und ging. Am Morgen war sein Zimmer immer leer, das Bett unberührt, die Kerzen nicht angezündet gewesen."

Der Alte kam heim, als es schon heller Morgen war. Zerbrochen und müde warf er sich aufs Bett und stand nicht mehr auf.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Frühling / von Gottfried Kölwel

In allen Gärten, die gesegnet sind,
Atmet erwachter Flieder sich die Brust weit,
Brunnen steigen aus dunkler Gruft und leuchten,
Aus den Bäumen taumeln Vogellieder in den Wind.

Tiefsehnsüchtige Menschen fühlen feuchten
Glanz in den Augen, weil sie selig wie betaute Bäume sind.

Klage und Troſt / von Fritz Lampl

(für Robert Zellermayer)

Der Menſch

In meinem Spiegel hängt ein fremdes Bild,
Bedeutend hallt es auf den feuchten Gängen,
Erinnerungen lächeln ungeſtillt
Und ſüße Schwermut will mich auch bedrängen.

O mein Geſicht verlangt nach eurem Flug
Ihr lieben Lerchen in den Himmelswellen.
Geſellen ihr aus Taugenichtsnovellen
Nach euch verlangt mich und nach eurem Wanderzug.

Liebende ihr in den zärtlichen Wieſenhecken,
Wie kühlt euch Gras das glücklich heiße Blut.
Wie ſchön, wenn ihr am Abend unter Bäumen ruht
Und gar, wenn Berge euch zur Nacht verſtecken.

O winterlicher Glanz, o Flockentanz.
Ich bin im Schneeſtaub luſtig eingefangen.
O Frühling, Frühling auf den kalten Wangen,
Und um den Brunnen ſchmilzt ſchon der kriſtallne Kranz.

Frei ſein! O bräch die Wand in tauſend Stücke;
Da draußen iſt die Welt und ihre Fröhlichkeit.
Ich bin ſo einſam, daß ich mich im Leid
Sehnſüchtig zu dem eignen Schatten bücke.

Der Tote

O Leben, Liebe, ſterbliches Gefühl.
Nun ausgebrannt und aller Not entronnen,
Vom Schein befreit und ganz im Licht verſonnen
Hebt ſich mein Geiſt und wird unendlich kühl

Und gleitet durch die schattenlosen Tage
Wie eine Wolke silbern überhaucht.
Greis, der ich war, verkümmert und verbraucht,
Wo ist dein Schmerz und deine arme Klage.

Still ist der Raum und ewig unermessen,
Still sind die Zeiten, die vorüberfluten;
Ich bin ein Stern und meine Augen bluten,
Gott lenkt mich gut und hat mich nicht vergessen.

O Mensch, verirrt in deine böse Nacht,
Sieh, meine Augen werden dich behüten.
Leg dich ins Grün, tief in das Herz der Blüten
Und träume. Bis die Ewigkeit erwacht.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Das „Kriegstagebuch“ von Dr. Burghard Breitner (Bruno Sturm) dürfte zum Besten gehören, was über den Balkankrieg 1913 geschrieben wurde. Ein Gefühl, das sich rein menschlich dartun will, überwiegt in der Schilderung; der Soldat und der Arzt kommen erst an zweiter Stelle. Das macht mir das Buch sympathisch. Und wenn es in das hohe Lob des Soldatentums ausklingt: „Soldatentum ist im tiefsten Grunde Idealismus. Und darum ist ihm die Ewigkeit sicher“, so kann damit nur gemeint sein, daß das Soldatische eben jenes menschlichen Gefühlsüberschwangs fähig sein muß, der freudig Gut und Leben einzusetzen bereit ist. Daß auch der Geist diesem Schriftsteller (der während des Krieges als Arzt seine Kräfte den Bulgaren widmete) nicht mangelt, zeigen folgende Worte, die zugleich seine Anschauung über unsere Errungenschaften kenntlich machen: „Tief bewegt stand ich einst vor der kleinen Moschee in Ezub, die den Mantel

des Propheten birgt. Die myſtiſche Kraft der Vorſtellung, die die ganze Ewigkeitshoffnung eines Volkes in ſich ſchließt, fiel mich an. Einmal, wenn der Islam in Not iſt; wenn das Maß fremder Gewalttätigkeit erfüllt und die unfaßbare Geduld dieſes Volkes zu Ende ſein wird — wird der Sultan in allem Glanz zum alten Serail kommen und den Mantel des Propheten entfalten. Und ein Brand wird auflodern über die Welt wie nie zuvor ... Die Millionen der europäiſchen Türkei, die Millionen in China, in Afrika, die Hundert Millionen unter Englands Szepter, die Millionen unter ruſſiſcher Herrſchaft werden zu den Waffen greifen ... und aus dieſem ungeheuren Morden wird der Islam auferſtehen ... und wird ſein ewiges Recht zu Traum und Stille und Gebet lächelnd in Händen halten." Ich ſehe hier von der Vorſtellung eine Sphäre berührt, in der der Menſch zum Soldaten wird. In der vor lauter Zwang das Zwingende zerbricht und alles, was von dieſem Zwingenden niedergehalten wurde, auf die Zwinger losſtürzt.

*

Desſelben Verfaſſers Schrift „Gegen Weininger" führt den Untertitel „Ein Verſuch zur Löſung des Moralproblems". Er ſcheint mir nicht glücklich, da der geſchlechtliche Moralbegriff im Grunde nur geſchädigtem Menſchentum anhaftet und inſoferne keiner Löſung bedarf. Zwar verſucht der Verfaſſer auf wiſſenſchaftlichem Wege zu neuen freien Moralgeſetzen durchzudringen, und es gelingt ihm auch. Aber das Wiſſenſchaftliche verallgemeinert, und was verallgemeinert, iſt eigentlich ein Totes; das Lebende hebt heraus, ſondert ab, je mehr es lebt. Aus dieſem Grunde kann das Wiſſenſchaftliche auch nicht bedeutend ſein, weil das Bedeutende falſch wird, wenn es verallgemeinert wird. Das trifft auch für dieſe Schrift zu, die feſt auftritt und mit dem Tonfall der Energie das Wort ſetzt. Aber Energie iſt

nur der Aufruf und Zusammenhalt der unschöpferischen Kräfte. So kann man dieser Schrift auch zum Vorwurf machen, daß sie wissenschaftlich ist und das Gefundene zu verallgemeinern sucht. Nebenher gelingt ihr freilich manches Schöne, weil der Verfasser Auge und Ohr dem Schöpferischen immer offen hält. Zuletzt wird das Gefundene also präzisiert: „Jede Handlung, die ein unangefochtenes und bleibendes Lustgefühl bewirkt, ist moralisch... moralisch gut. Jede ein persönliches Unlustgefühl nach sich ziehende Tat ist unmoralisch, moralisch schlecht. Jede erotische Betätigung, die ein unbedingtes und dauerndes Lustgefühl bewirkt, ist im höchsten Sinne moralisch.“ Daran knüpft der Verfasser (der Empfindung für eine Reaktion der Sinnesorgane, also immer für ein Physisches, Gefühl hingegen für ein Psychisches genommen wissen will) die Betrachtung: „Nach diesen Gesetzen vermag jeder Mensch zu leben.... Der einfachste Mensch wird wahrhaft beten... in Küssen beten und in frohberauschten Stunden... Sein Gewissen wird die Kraft seines Lebens im Auge haben — nichts weiter. Wie jung, wie hell... wie tief glücklich muß die Erde werden...“

Diese letzten Worte, der wissenschaftlichen Abhandlung angefügt, gehen wohl Wege einer falschen Hoffnung; sie gehen überhaupt zu weit für mein Gefühl. Hier wird das laute verallgemeinernde Wort beinahe vorlaut. Denn der Schimmer tiefer Gefühlszustände vergeht vor den Worten, die ihn zur Verallgemeinerung festhalten wollen. Auch mag, so richtig das Aufgefundene ist, neu nur seine wissenschaftliche Herleitung sein. Im Uebrigen ruht es von jeher in jedem Menschen, und im Menschen, der zu sich findet, erwacht es wieder. Es besagt: daß solchem Menschen nicht mehr eine Moral das Liebesleben regelt, sondern sein Gefühl. In meiner Schrift „Otto Weininger und sein Werk“ (die von ähnlicher Anregung ausgeht wie Bruno Sturm)

habe ich ganz unwiſſenſchaftlich, auf reinem Gefühlsweg in dieſem Punkte dasſelbe Ergebnis. Dort heißt es: „Und ſo, denke ich, legt der Umgang und Kräfteaustauſch zwiſchen Mann und Weib, als gleichſam mikrokosmiſcher Umgang und Kräfteaustauſch, in den urſprünglichen Menſchen kein Schuldgefühl und keinen Ekel (der allerdings das ſicherſte Merkmal einer Schuld wäre).“ In der Schrift „Gegen Weininger“ bleibt alſo das Maßgebendſte die wiſſenſchaftliche Durchführung: daß die Regelung des Liebeslebens durch das Gefühl moraliſcher iſt als ſeine Regelung durch die Moral. Mehr ſcheint der Verfaſſer auch nicht beabſichtigt zu haben; ſagt er doch ſelber: „... die Vermeſſenheit, dem Myſterium des menſchlichen Organismus in ſeinen ſubtilſten Vorgängen bindende Geſetze auszuforſchen, lag niemals in der Abſicht dieſes Verſuches.“ Und ſo zieht ſich ſeine wiſſenſchaftliche Feſtſtellung wie ein Geländer den Weg entlang, den der Menſch von ſelber gehen muß. Aber es verhält ſich dabei ſo: dieſe Feſtſtellung iſt kaum imſtande zu bewirken, daß der Menſch genug Menſch werde, um jenen Weg zu gehen; wer aber Menſch genug iſt, den Weg zu gehen, bedarf keines Geländers mehr. Denn die Moral iſt ein gordiſcher Knoten, gebunden von einem Menſchenſinn, dem das Bindende der Natur abhanden gekommen iſt. Solchen Knoten löſt man nicht; wer Menſch genug iſt, wird ein Alexander an ihm.

E. G. Kolbenheyer / von Will Scheller

In seltenen Fällen begibt sich heutzutage jemand eines besonderen Vorteils, wenn er es unterläßt, die Großzahl zeitgenössischer Produkte der erzählenden Prosa einer mehr als jahrmarktmäßigen Beachtung zu würdigen. Er ist fraglos im Recht, allem literarischen Wust und Schwall vorsorglich aus dem Weg zu gehen, denn er fühlt sich oft geradezu persönlich behelligt von dem Hochdrang anmaßender Erzeugnisse, denen der Stempel des Ungültigen und Parasitären auf der Stirne, will sagen, auf dem Buchumschlag haftet. Bei dieser maßlosen Ueberschüttung mit Hervorbringungen mindester Qualität ist es darum auch kein Grund zum Verwundern, daß Werke von tatsächlichem Wert auf ihre Entdeckung für eine weitere Ausstrahlungsmöglichkeit verzweifelt warten müssen. Zumal scheint jene Kunst des Erzählens, welche den ihr eigenen Ausdruck sonderlich im Roman findet, infolge zahlloser Mißbräuche, bei den geistigen Lesern so sehr an Ansehen eingebüßt zu haben, daß das wirklich Wirksame ihrer Bedeutung ohne Zweifel aufs Bedauerlichste gelitten hat. Die schlechten Publikationen ihrer Art, welche seit Jahrzehnten und länger alles Vortreffliche in einem unsauberen Meer zu ertränken drohen, haben es dahin gebracht, daß der denkende Mensch dem Roman durchaus abhold geworden ist wie einer Kunstform, die man als minderwertig bezeichnen müsse. Diese Abneigung ist an sich wohl einseitig zu nennen, hat aber ihre Begründung in dem niederen Stand neuzeitlicher Produktion und kann deshalb nicht ohne weiteres verdammt werden, wiewohl Werke von dauerndem, höchstem Wert, vergangenen wie diesen Zeiten entstammend, eine Allgemeingültigkeit solcher Abneigung unmöglich machen.

Der Roman ist nicht bloß eine kunstgemäße Konzentration von hauptsächlichen Wesenszügen eines allgemein Gesellschaftlichen, sondern auch, wenn er etwas bedeuten will, sinnbildliche Manifestation charakteristischer Eigenschaften der Zeit, welche sowohl in den Wesenszügen der Gesellschaft als auch im Gehaben der inneren und äußeren Aktionen von Einzelnen, und nicht minder kräftig in den rein historischen Momenten, auch sofern sie szenisch gedacht sind, die Spiegelung ihrer Gebärde findet. Hiermit ist angedeutet, daß

der geſchichtliche Roman, ſofern er nicht rein um patriotiſcher Affekte willen geſchrieben iſt, gar nicht recht zu trennen ſei von der Gattung der Romane überhaupt, denn er iſt nur eine deutlichere, härtere Verſinnbildlichung einer Zeit, und ſomit ebenſoviel bildhafter, wie lehrhafter. Dies hindert nicht, daß ein Roman auch ohne auffällig hiſtoriſche Färbung die Zeit, aus welcher er innerlichſt erwächſt, lebhaft nachzubilden vermag und alſo „hiſtoriſch“ ſein kann; es iſt die produktive Diſtanz, welche hier Unterſchiede hervorruft, und natürlich die dichteriſche Einzelkraft.

Heutigen Tages, wo in Europa Alles aus Zerſplitterungen ſich mühſam aneinanderkettet, iſt es undenkbar, einen wirklichen, alles umſchließenden Zeitroman zu verfertigen. Vorläufig ergehen ſich die Romanciers in Einzelſchilderungen von Milieus, im Abmalen beſtimmter geſellſchaftlicher Gruppierungen, und können es vielleicht auch nicht anders bezüglich dieſer Zeit, indem ein Roman, der ſich vermäße, das Bild des Ganzen faſſen zu wollen, ohne Zweifel einem Kaleidoſkop gliche. Demzufolge iſt es begreiflich zu finden, wenn heute Epiker auch und gerade von geiſtiger Potenz der Symboliſierung mehr oder minder lang verſunkener Zeiten ſich zuwenden, um ihr Wirken in der nun einmal angeborenen Form mit Gehalt zu erfüllen, nachdem ſie gefunden haben, daß aus der Zeit, in welcher ſie leben, Erfüllendes nicht leicht zu holen iſt. Dieſe Produzierenden von Rang, ihrer ſchöpferiſchen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ſich wohl bewußt, wollen etwas zu umfaſſen haben, und weil ſie finden, daß einerſeits die Erſcheinungen ihrer eigenen Zeit noch haltlos und ſchlüpfrig ſind und andererſeits die künſtleriſche Kraft ihrer ſelbſt nicht mächtig genug, um wie große Slawen, Skandinavier und Romanen der jüngſten Vergangenheit, ſich alles Zeitliche herriſch zu unterwerfen und genial zu formen, geben ſie ſich nur zaghaft Mühe mit den mißfarbenen Bildungen einer Epoche der Gärung und laſſen ihren Fleiß und ihr Beſinnen lieber um einheitlichere, deutlichere Zeitabſchnitte ſich bemühen, und geſtalten auf ſolche Art Bilder, deren lebendiger Reiz dem Schneckengemüt des Publikums allerdings nicht behagt. Denn die Gebilde der Kunſt in ihrer mächtigſten Zuſammenziehung auf eine beſtimmte Idee, das iſt, in größter Wucht

des schöpferischen Impulses hinausgestoßen und zugleich rücksichtslos auf den geistigen Grundriß zurückgehalten, besitzen nicht das Einschmeichelnde, das anderen Werken die rasche Gunst der Menge erbuhlt, eine manchmal schwer nachzuweisende, gelinde gesagt: epische Diplomatie, welche die Aufmerksamkeit des Lesers im Stofflichen umgarnt, um ihn über die Unkunst des Produktes hinwegzutäuschen. Der Geschmack der gegenwärtigen „Lesewelt" ist auf einem bedenklichen Niveau, und das ist denen zu verdanken, die es verstehen, zu interessieren, ohne interessant zu sein, denen, welche die Oberfläche des Lebens oberflächlich reproduzieren und hierdurch den Beifall des Publikums im vorhinein besitzen, welch letzteres, weil selber untief, nur die Peripherie der Dinge sieht und nur an ihr teilzunehmen gewohnt ist.

*

Aber die Autoren von geistiger Potenz würden auch ohne traurige Erfahrungen wissen, daß ein Werk von Wert sein Gebiet nur langsam erobert und um so sicherer behält, je schwieriger diese Eroberung sich gestaltet hat. E. G. Kolbenheyer dürfte kennzeichnend zu ihnen gehören, und er wird sich kaum durch die Trägheit des deutschen Publikums entmutigen lassen, denn sofern aus der seinen Büchern innewohnenden Kraft etwas zu schließen ist, so ist es, daß er obsiegen wird und nicht jene Trägheit. Im Folgenden soll nachgewiesen werden, inwieweit diese Behauptung zutrifft, inwieweit also Kolbenheyer in seiner der Zeit ideal entgegengesetzten Produktion von Bedeutung ist.

Das erste Buch, das er geschrieben hat, heißt „Amor dei" und ist ein Spinoza-Roman. In diesem Untertitel scheint schon zur Hälfte jene Ablehnung begründet zu sein, die dem Buche von weiteren Kreisen zuteil wurde. Denn nichts ist dem größeren Publikum unangenehmer, als das Nachdenken über eine Sache, gar noch über den Inhalt eines Romans, insonderheit aber, wenn er sich um einen philosophischen Kern bewegt. Der weitere Grund zu jener Ablehnung ist darin zu suchen, daß dieses Buch in keiner Weise entgegenkommt.

Denn es ist ein Kunstwerk, ein Gebild von eigentümlichen Kräften, und es gibt in diesem Betracht nichts Zwingenderes

als ein Kunstwerk; es läßt sich nicht genießen willenlos wie eine Frucht, sondern es gebietet wie ein starker Wein, der König ist über die Trinkenden. Und dieses Buch „Amor dei“ ist ein solches Werk, mit warmen, eifrigen und treuen Händen geformt, im mühsäligen Ringen um das Bild, das doch nicht daraus wurde. Nein, es wurde nicht das Bild daraus. Benediktus de Spinoza, der große Milde, wandelt darin umher, verschwindet und taucht wieder auf, wesenhafter zwar und eindringlicher von Blick als die übrigen Menschen, wesenhafter auch und eindringlicher als jemals in einer früheren Darstellung, aber als Bild das Ganze doch nicht beherrschend. Indessen war es dem Dichter vielleicht aus Gründen, die ein Anderer schwerlich übersehen kann, nicht möglich, nur ihn allein zum Gegenstand so herzhaften Bildens zu machen. Denn Spinoza ist ja nicht nur ein überragender Mensch gewesen, er verwahrt vielmehr in den Worten seines Mundes, in dem Blitz aus seinen Augen das gesamte Sehnen der Zeit, welche ihn notwendig hervorbrachte und ebenso notwendig von Neuem mitgebildet werden mußte, als er vorbildlich erstand. Und sie wurde in der Tat; die ganze Zeit einer fesselnsprengenden Erkenntnis wird hier wach und redet in vieltönigen Bildern, und was sich einem zuerst über die Lippen drängt im Alleinsein mit diesem Buche, das ist ein Vergleich: Radierungen von Rembrandt. Bild um Bild, gleichgültig, in welches Licht gehalten, verlangt immer dasselbe Wort. Und das ist wahr, daß man es gerne und mit Freude sagt. Man wird mitgerissen von dem Feuer in diesem Buch, man wird geschüttelt und ganz aus der eigenen Gegenwart herausgehoben. Das Buch hat eine Kraft, daß man zuweilen die Zähne aufeinander beißen möchte, um sich ihm gegenüber zu behaupten.

Da ist, um nur ein Beispiel aus unzähligen zu nehmen, geschildert, wie die Brüder de Witt, diese seelenstarken, hochdenkenden und bedeutenden Herren, von der viehischen Niedertracht und der Bestialität der Canaille buchstäblich zerrissen werden, wie der gemeine Pöbel mit Lust und Gier seine Hände in das Blut der hingeschlachteten Helden taucht, und wie dann der stille Spinoza kommt und die Herzen der beiden Brüder, das einzige ganz Erhaltene, das, was

sich nicht zerreißen ließ, aus den eklen Händen eines blutriefenden Schurken loskauft, als sie öffentlich feilgeboten werden, und sie der Schwester der Toten bringt, damit nicht das Edelste unter die Säue käme. Aber man muß dieses lesen, um ganz der Wucht inne zu werden, mit welcher es geformt ist.. Man glaube jedoch nicht, daß es in diesem Buche immer so grausam hergehe. Dieses war nur eine aus der Historie gefolgerte Szene, und es finden sich dem gegenüber Passagen von einer so klaren Süße, von einer so wundervollen, ganz unsentimentalen Innigkeit, daß man oft genug wünscht, länger darin verweilen zu können.

Der amor dei intellectualis wird in diesem Buche geboren, und es ist mit Bewunderung anzusehen, wie er aus dem Dunkel heraufwächst zu einem unbeschreiblich reinen, schönen Licht. Er ist zu sehen, erst in dem Meer einer allgemeinen Sehnsucht geisterhaft schimmernd, sodann empfangen und ausgesprochen von einem Einzigen, in einer rührenden Einfachheit kundgetan, und dann wirkend in den Anderen und damit ist das Hauptsächliche gesagt, daß nämlich alles in diesem durchgeistigten Buche von einer außerordentlich plastischen Geberde ist. Wir sehen Rembrandt und Saskia, wir sehen Spinoza und seine Freunde, wir sehen die berühmten Heerführer und Staatsmänner, sehen die Schiffe, die Grachten, die Soldaten und das Volk, die Stadt Amsterdam, den Haag und das ganze goldene Holland ringsum. Auch die Wolken sehen wir, die am Horizont sich ballen, und die Sonne, die in den kleinen Fenstern funkelt und auf den Brillengläsern, welche der milde Meister schliff, um leben zu können . . .

Und mag auch das Bild, welches vielleicht hat geschaffen werden sollen, nicht so geworden sein, wie es dem Dichter vorschwebte, mögen diese ebenso schmerzlichen wie liebreichen, verhärteten wie verklärten Züge, mag dieses ganze, unirdisch gütige Wesen, diese schmächtige und gleichwohl von innerer Macht zutiefst erfüllte Gestalt nicht vollendet sein, trotz der Schönheit des Gesamten und Einzelnen in ganzer Größe, in ganzer Menschlichkeit Ausdruck nicht gefunden haben, so lebt doch in allen Breiten und Tiefen dieses Werkes ein merkbarer Hauch davon und berührt jeden, der eben

fähig ist, den Hauch, der von allem Höchstmenschlichen ausgeht, wahrzunehmen.

Es liegt keine große Schwierigkeit darin, den Uebergang zu finden von diesem Buche zu dem Folgenden. Denn wie Kolbenheyers Herz lebendig schlug in dem ersten Werk, so ist auch das andere von dieser Melodie aufs Innerlichste erfüllt. Nur mußte, da eben das erste Werk vollendet war, die Form zerbrochen und das mühsälige Tun von Neuem begonnen werden, damit das neue Werk sein eigenes Antlitz habe

So wurde der „Meister Joachim Pausewang". Im Vorhinein muß aber dieses betont werden, daß ein Vergleich in der Absicht, beide Werke kritisch zu sondern, nicht statthaft ist; denn das Erfüllende ward jedesmal aus anderem Born geschöpft. Die Handlung spielt jetzt in Deutschland, in der guten Stadt Breslau; die Schweden streiten mit den Kaiserlichen vor den Toren, und die Bürger sind uneins darüber, welches von beiden Uebeln das kleinste sei. Aber die Stadt ist wohl mit Waffen und Brot versehen, und so sitzt der alte Schuster Pausewang unbesorgt in seiner abendlichen Werkstatt und baut, während sich draußen die Gemüter erregen, sein Leben noch einmal auf, ganz von vorn, ein deutsches Leben, mit Andacht und Frömmigkeit.

Nun ist es zwar für gewöhnlich ein recht wohlfeiles Hilfsmittel, einem Werke, welches das Gepräge einer vergangenen Zeit tragen soll, archaisierend, nämlich vermittelst künstlich altgemachter Redeweise dieses Gepräge aufzutünchen. Hier aber kommt eine solche Rubrizierung nicht in Betracht, denn einerseits hat der Dichter in seinem ersten Werke genugsam erwiesen, daß er die Kraft besitzt, das Bild einer vergangenen Zeit mit neuen und gleichwohl bezeichnenden Farben zu malen, und andererseits, wenn er sich hier, und übrigens mit großer Fertigkeit, dazu gezwungen hat, mit dem herben Munde eines vor zwei und einem halben Jahrhundert Verblichenen zu reden, geschah es gewiß nicht um einer Bequemlichkeit willen, sondern um die Konzentration aufs Aeußerste zu spannen. Denn hier ist alles eng zusammengezogen und schlägt jeden etwaigen Vergleich, hier gilt kein Unterschied mehr von Linien und

Farben, hier ist Gestalt im besten Sinne des Wortes. Hier ist, so kann man sagen, deutsche Plastik. Und, um trotz des vorherigen Einwandes die beiden Werke aneinander zu halten: was in „Amor dei“ sich auslebte in der Fülle eines vielfältigen Geschehens, in dem Ringen um das Bild und in dem herrischen Zusammenraffen von Farben und Linien, Fäden des Weltgeistes, das verwandte sich im „Pausewang“ mit gesammelter Lust auf die Sphäre eines einfältigen Lebens und wurde so nicht minder zum Träger des Weltgeistes, allerdings in anderer Form.

Es ist im östlichen Deutschland; der Krugwirt Pätzke Pausewang mit dem zweispitzigen Barte steht vor seiner Tür, jawohl: vor seiner Tür. Denn er ist ein freier Mann, und dieses Bewußtsein ist auch seine Geberde. Sein Wesen ist so beschaffen, daß es den innerlichst ergreift, der ihn ansieht und einen Blick von ihm erhascht. Die Frau ist tot; die Kinder sind tot, von der Pest gefressen und eines ertrunken, bis auf den Joachim, der um die sichtbare Liebe seines Vaters mit Schluchzen und Verzweiflung ringt, als er noch nicht weiß, wie es um das Herz dieses Vaters bestellt ist. So ist es die Bewunderung, welche einigermaßen entschädigt, die ahnungslose Bewunderung für die Tiefe und die Tragik in der Erscheinung des stolzen Mannes. Der aber hat eine „Feuernas“ zu Tisch, und er, Joachim, muß aufwarten mit dem Besten, was im Keller lagert, Reinval und Malvasier, und Bacchus wird gekleidet und gekrönt, bis am Ende der Gast glasigen Auges unter den Tisch gesunken ist und der Vater mit hellen Augen lacht und mit leiser, feiner Stimme anhebt zu singen, ein altes, geselliges Lied:

Er setzt sein Gläslein für den Mund,
Er trank es aus bis auf den Grund . . .

und solange, bis er den ganzen Hof versoffen hatte, wie der lange Graf von Zernitz höhnte. Und sie mußten beide vom Hof, der Junge zur Schusterei und der Alte in den Krieg und in den Tod. Das wundervolle Verhältnis zwischen dem starken Vater und dem leichtbewegten Sohn ist wohl das Grundlegende zu diesem Buch gewesen, und auf ihm scheint sich alles Weitere organisch aufzubauen. Die zauberische Liebesmär von der Ursel Trobitzin hat den Hauch davon, und allen Tagen, trüben und sonnigen, schwingt

der Ton des väterlichen Herzens mit und erfüllt sie mit seinem tiefen Klang. Der Pater Christoffel mit den heidnischen Gedanken und der Junker Strör von Gellwitz sind ganz voll von ihm, und das Beispiel dieser heldischen Seele macht, daß der Leser sich mit vermissendem Staunen unter den Heutigen umsieht.

Aber so läßt sich nicht lange von diesem Buche reden. Denn es ist voll von den Dingen des Lebens, es hat die herbe Sprache des Lebens, und seine Melodik ist eine so deutsche, daß man allem internationalen Kunstfühlen entsagen muß, wenigstens für die Dauer dieser Lektüre. Aber es ist beileibe keine Lektüre, dieses Buch, es ist etwas viel Lebendigeres und quillt vielmehr mit seinem Gehalt über den eignen Rahmen hinaus. Wenn man glaubt, das Buch zu Ende gelesen zu haben und beginnt von vorn, so ist es wiederum ganz neu. Man spürt in diesem Buche Andacht und Frömmigkeit, wie man in dem anderen Erkenntnistreue und Milde gespürt hat. Denn die milde Liebe und Treue zur Erkenntnis machen fromm und andächtig, duldsam und heiter; und das stille Beschneiden, mit welchem der alte Pausewang seine Geschichte beschließt, ist ein engerer, dunkler und doch schöner Spiegel zu jenem Lächeln des totkranken Spinoza, als am Dreikönigstage des Jahres 1677 die Stimmen der Knaben von der Straße herauf zu ihm klangen:

Wir kommen gezogen mit unserem Stern;
Wir suchen den Heiland, wir haben ihn gern . . .

*

Als das Obige geschrieben wurde, war „Montsalvasch" noch nicht herausgekommen, und es ist füglich vonnöten, diesen „Roman für Individualisten" mit dem vorher Gesagten in Verbindung zu bringen (übrigens ist er wie die beiden anderen Bücher bei Georg Müller in München erschienen). Von außen gesehen scheint dieses Schwierigkeiten zu haben, indem nämlich Kolbenheyer im neuen Buche, allem Erwarten entgegen, seine stoffliche Zeitflucht aufgegeben und eine Geschichte verfaßt hat, deren Handlung durchaus in unserer Zeit spielt. Sonach wäre das literarische Etikett, das ihm zu Anfang dieser Betrachtung um-

ständlich aufgeklebt wurde, unzutreffend und alle Worte zwecklos gesprochen — aber das ist nur ein äußerer Schein, wie gleich erwiesen werden soll.

Der Grund, welchem zufolge die Romanciers von geistiger Potenz im heutigen Deutschland— natürlich mit Ausnahmen — sich nicht ausschließlich und höchstens zaghaft jener größten Aufgabe widmen, die charakteristischen Merkmale der eigenen Zeit sinnbildlich zu manifestieren, ist, psychologisch genommen, ein subjektiver, indem ihnen, da sie sich nicht für Geniale halten dürfen, diese Aufgabe zu heikel, zu schwer vielleicht für ihr künstlerisches Vermögen erscheint, indem sie sich nicht zutrauen, die tausend und abertausend Tendenzen ihrer Zeit in sich zu vereinigen und künstlerisch zu ordnen, wie ein Brennglas die Strahlen sammelt und verteilt. Sie haben es ungleich schwerer als die Franzosen mit ihrer temperamentvollen Ueberallheit in einer nicht so vieldeutigen Epoche, als die Russen in ihrem leidenschaftlichen Mitgefühl, als die Skandinavier in ihrer gesammelten, bereiten Kultur oder unbändigen Weltlust. Die deutschen Schriftsteller hatten es im Bezug auf das Ganze immer am schwersten, weil sie schon in ihrer Nationalität niemals ein einheitliches Bild vor Augen hatten, sodaß sie sich immer wieder auf sich selbst zurückwenden mußten, wo am wenigsten Gefahr ist, abgelenkt, dezentralisiert zu werden. Der Begriff des deutschen Romanes enthält eigentlich einen Widerspruch, insofern er nämlich seiner höchsten Aufgabe entgegengehalten wird: er löst sie nicht, er mißlingt entweder, oder er flüchtet sich in ein episches Privileg, das heißt, wird historiographisch, wie die beiden ersten Bücher Kolbenheyers, oder er beschränkt sich auf Darstellung von Einzelwesen, ohne, wie es die großen Ausländer vermocht haben, das Ganze der Gesellschaft und der Zeit um sie gruppieren oder in ihnen spiegeln zu können. Hiermit ist jedoch nicht behauptet, die deutschen Romanciers brächten keine Kunstwerke zustande; es ist nur gesagt, daß sie die höchste Aufgabe nicht oder nur ausnahmsweise lösen und sich, wo sie dies eingesehen haben, andere Ziele und Grenzen setzen, solche, die ihrer natürlichen Kraftverteilung mehr entsprechen.

Dies hat — bewußt oder unbewußt, das tut nichts zur

Sache — Kolbenheyer auch in seinem neuen Roman unternommen, den er als einen „für Individualisten" bezeichnet hat. Für Individualisten: wenn er damit Menschen meint, die das Einzige und Einmalige ihrer Persönlichkeit erfaßt haben und dieses Ichsein mit dem Dusein der Welt auf dem Wege des Geistes irgendwie kontagiös verbinden wollen, so ist der Untertitel überflüssig, denn nur zu solchen Menschen reden die Dichter. Aehnliches gilt von der einigermaßen dürftigen „Mahnung", welche vor das erste Kapitel gesetzt ist und weitere Worte erübrigt.

Dieser Roman „Montsalvasch" handelt von einem jungen Manne, der aufs Geratewohl Philosophie studiert, in einem dunklen Drang, das Leben dort zu fassen, wo es sich am geistigsten spiegelt und zugleich dem Abgrund des Willens am nächsten ist, in der Mitte des Bewußtseins, wohin zu dringen er auf der Universität lernen zu können hofft. Natürlich lernt er es weder von Lehrern noch aus Büchern, sondern vom Leben selbst, wie es ja auch nicht anders geschehen kann. Ein geistig wie sinnlich tiefes Erlebnis läßt ihn, allerdings erst in der letzten Katastrophe, seine Erlösung finden. Die Ganzheit eines Mannes und die Halbheit eines Weibes karambolieren, scheinbar siegt das Weib, aber in Wirklichkeit bewahrt es nur sein Halbwesen, während der Mann nur insofern unterliegt, als er es nicht vermag, jene vom Schicksal gewollte Einzeltragik aufzuheben. Er bricht physisch darunter zusammen, aber, ohne es mit Worten gesagt zu bekommen, weiß der Leser, daß dies nur ein Blendeffekt des Schicksals ist, etwas, das vorübergeht. (Die Existenz liebenswürdiger Nebenpersonen, der Mutter des Helden und des Onkels der Heldin, eines weisen Kulturmenschen, versichert es.)

Dies Geschehen nun ist von Geistigem erfüllt und getragen, die handelnden Menschen werden hauptsächlich durch ihr Geistiges vorstellbar, geistige Sehnsucht ist das Gestaltende, Weisheitsliebe das Idol, und doch: Kolbenheyer, der Künstler, schuf Bilder für dieses Geschehen, Bilder, an denen ihn der Leser trotz der an ihm ungewohnten Form des Gegenständlichen erkennt, in Bildern gibt er, wie im „Amor dei" und im „Pausewang", auch hier sein Bestes, Erheblichstes, in Szenen, wo das Leben über das Gedachte hin-

schlägt wie eine Woge des Meeres über Sandgebilde hinschlägt, die von Kindern errichtet sind; in ihnen ist schließlich mehr als in neuen und, es läßt sich sagen, kühnen Gedanken, das Herz hörbar, dessen Schläge den Rhythmus des Ganzen angeben.

Unerbittlich und grausam ist die Gesetzmäßigkeit des Lebens, und doch ist sie es allein, die dem ganzen Menschen das mögliche Heil wirklich macht. Es schmerzt zunächst furchtbar, er möchte lieber zergehen, aber er wird aufwachen und kein Kind mehr sein, das im Sande formt, sondern er wird eben ganz, was er ist, zu sein und zu bleiben wissen. Zu dieser Vereinfachung des Bewußtseins, besser, zu dieser Erhellung des Bewußtseins zu kommen, ist dornenvoll, aber dahin gekommen zu sein, gibt es für den geistig Regsamen ein anderes Ziel seiner Jugend?

Auf dem gewundenen Steig der Liebe gelangt ein junger Mensch zu dieser Höhe hinauf, und von der Pein des Weges und der katastrophalen Erfüllung überwältigt stürzt er in sich zusammen, aber er wird aus diesem Niederbruch reif und gefestigt hervorgehen. Denn er ist — dies lehrt seine Geschichte — zu erfüllt von dem Willen zum Leben, als daß er ihn schon jetzt, nach dem ersten wesentlichen Erlebnis, abschütteln könnte. Das hätte nur ein Experiment für ihn sein sollen, aber sein Herz wurde in den Bannkreis gezogen, ahnungslos, wie immer, wenn es sich um geschlechtliche Grenzfälle handelt. Und indem er glaubte, auf dem erloschenen Herde, den das Menschgefühl jenes Mädchens darstellt, neues Feuer schlagen zu können, und indem einige Funken — aber seines Stahles! — ihm berechtigte Hoffnung vortäuschten, stürzte er jauchzend in den Strudel des Möglichen, nicht ahnend, daß das andere Herz zu leicht war, wie eine taube Nuß droben auf dem Wasserspiegel kreisend, ohne wirklich hinabzukommen. Einige Stimmungen des Rausches, der höchsten Trunkenheit vermochten doch nicht, stockendes Blut zu neuer Melodik anzutreiben, und so mußte die Frucht des Rausches und der Trunkenheit dem Verbrechen des Kaltsinnes zum Opfer fallen. Daß Schönheit Häßlichkeit hervorbringen könne, mußte dieser Ulrich Bihander am eigenen Blute erleben, bevor der Schleier der Maja in flüchtigen Flammen vor seinen Augen zerriß.

Die Handlung dieſes Romanes iſt unmittelbar auf die Gegenwart bezogen, ſagt der Dichter; aber ein Gemälde der Gegenwart iſt ſie trotz impreſſioniſtiſch lebhafter Schilderung des neueſten Lebenstempos, trotz Eiſenbahnen, Kurorten, Frauenbewegung uſw., nicht; ein Roman für Individualiſten? oder ein Roman von einem für Individualiſten? Er iſt auf Einzelweſen beſchränkt, und alle Szenerie dient nur, Lebensumſtände dieſer Einzelnen zu rahmen oder, je nachdem, zu vertiefen. Kolbenheyer iſt kein Repräſentant ſeiner Zeit im unmittelbaren Sinne. Aber er iſt in „Montſalvaſch" derſelbe Künſtler, der er in den beiden anderen Büchern iſt, ja, ſeine Figuren ſind plaſtiſcher, lebensvoller, das heißt, auf ihr Selbſt jeweils konzentrierter, und mag dieſes Buch an künſtleriſcher Geſchloſſenheit immerhin zurückſtehen hinter den früheren, ſo iſt doch ſein innerſter Herzſchlag, das, was jedem Buche den eigentlichen und eigentümlichen Wert gibt, nicht minder warm und nicht minder kräftig. Es iſt ein ſeltſames, wunderlich erregendes Buch und kaum geeignet, den Namen ſeines Autors modiſch zu verſteinern, es läßt noch manche Frage offen, die erſt ſpätere Werke beantworten können. Eines aber ſteht feſt: Kolbenheyers Produktion iſt ſo im Gedanklichen begründet und gleichermaßen ſo im Sinnlichen verwurzelt, daß ſie über unſere Tage hinaus Beſtand haben wird. Er wird kämpfen müſſen um ſeinen Namen. Doch ſeine bisherigen Bücher ſind Waffen, auf die er vertrauen kann; er trifft mit ihnen die Herzen — wo ihm ſolche begegnen; und darauf allerdings kommt es an.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienenen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 391/392:

Glossen / Notizen /

Das Denkmal eines Schauspielers

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

ALBERT VON TRENTINI

Der letzte Sommer

Roman

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Stunden des Lebens

Novellen

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

DESIDER KOSZTOLANYI

DIE MAGISCHE LATERNE

NOVELLEN

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner" eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel": . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen" galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner" zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner" per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

IV. Jahr Heft 10

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Reichtum / Georg Trakl: Passion / Karl Borromäus Heinrich: Märznacht / Albert Ehrenstein: Besiegt / L. E. Tesar: Gedanken / Theodor Haecker: F. Blei und Kierkegaard / C. Dallago: Kleine Sämereien (Die Bibliothek der Philosophen)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1914 Heft 10

Carl Dallago / Reichtum

I.

Die Bläue des Himmels ist mit mir nach dem Süden gezogen. Wieder schaue ich den Gardasee, sein blaues Geleucht und die hohen Bergzüge, die ihn umschließen. Die Vorboten des Herbstes durchstreifen schon das Gebirge, die Ufer und das Weingelände, das sich überallhin ausbreitet. Eigene Töne liegen auf Hügeln und Berghöhen, und falbende Blätter an den Weinstöcken, an Sträuchern und Bäumen hängen wie Tropfen der Wehmut, deren immer mehr werden. Das trägt etwas von Unruhe und Hast in die prangende Landschaft, etwas fiebernd Bewegtes. Und die dünnen Nebelschleier, die zeitweise die Höhen verhängen und wieder spurlos zergehen, unterstützen das Seltsame und Wehmutsvolle der Stimmung, — das Zarte und Wechselvolle der Stimmung, das so ein Herbstanfang mit sich bringt. Nur oben der Himmel bleibt noch sommerlich von Sonne trunken.

*

Während ich alles rings betrachte, kommt immer mehr Verwunderung und Dankbarkeit in mich und ein Glücksgefühl, das mich allen Dingen gut sein läßt. Die Dinge selbst kommen mir näher und entfalten sich vor mir, entblößen sich vor mir, denn erst im Entblößen beginnt ihr innerer Reichtum sich vollends aufzutun. Wie habe ich zu schaffen, um alles aufnehmen zu können, was bald

vor mir entbreitet liegt. Kaum reichen mir die Sinne dafür, und Auge und Ohr ſind überbürdet.

Ein Wieſenfleck umgibt mich mit dem Heer von vielen tauſend Halmen, die kreuz und quer ineinanderliegen und ein grünes Leuchten ausſtreuen. In den unzähligen ſchlanken Körpern iſt Duft, Farbe, Form und eine Wachstumsſucht, die ſich immer wieder aufrichtet. Ich ſehe es, ſo oft ich meine Lage ändere. Ein jeder Halm ſaugt ſich die Kraft aus dem Boden, in dem er wurzelt, und ſaugt, ſoviel er nur kann, um ſein Leben ſo ſtark und ſo reich als möglich zu machen. Denn jeder Halm will wachſen und ſich ausſtrömen, was ihm ſoviel wie leben iſt.

Und weiche Windſtöße ſpringen daher, trinken den Raſenduft auf und fliegen damit weiter, ihn zugleich wieder über andere Dinge ausſchüttend. Die Halme zittern freudvoll, wenn der Wind durch ihre zarten, ſchlanken Leiber ſtreicht. Alles trägt noch das Weſen eines regen nachſommerlichen Lebens.

Aber von den Höhen herunter zieht eine Falbheit, darin ſich Röte miſcht. Das Weingut mir zur Seite iſt arg geſprenkelt mit gelblichen Blättern. Und da und dort aus Büſchen flackert ſchon rotes Laub. Die Abende ſetzen raſcher ein, und der Atem der Dämmerung iſt feuchter und kühler. Ich weiß, der Tag wird immer kürzer und die Dunkelheiten wachſen immer mehr in die Zeit hinein. Immer mehr verändert die Landſchaft ihr Ausſehen. Die prangenden Bäume verlieren Laub und Früchte. Alle Weinſtöcke werden leer, und durch die Räume gehen bleiche Lichter. Dann lagert überall der Herbſt wie ein fieberkranker, müder Sänger, der überall hinausſingt ſeine Weiſen der Vergänglichkeit.

Ich weiß auch vom Ausſehen des Winters und ſeinen weißen Lichtern, die er zwiſchen Froſt und Schnee in die Landſchaft ſtreut. Von den immergrünen Bäumen und Wäl-

dern, die dann wie dunkle Schatten aus den bleichen Gefilden aufragen. Von völlig nackten Baumgerippen und frierenden Halden und Auen, die der Wintersonne verschlafen entgegengreifen. Aber überall und immer ist Schönheit und Macht. Ueberall und immer sind heimliche und offene Reize vorhanden. Jede Zeit hat ihre eigenen Gaben, verbreitet ihre eigenen Stimmungen. Und alles ist Reichtum der ewig wechselnden, immer wieder sich erneuernden Natur.

Und ich denke an die Mannigfaltigkeit der Landschaften, die sich über die ganze Erde hin ausdehnen. Ich vergleiche die Weidewiesen- und Lärchwaldlandschaften des vergangenen Sommers mit der vor mir liegenden weiten, kahlen Gebirgslandschaft mit dem großen blauen See, den bleichen Olivenhängen und dem Weingelände: wie schon *sie* so grundverschiedenes Wesen zur Schau tragen, die sich doch räumlich so nahe liegen. Und es wird mir immer mehr zur Gewißheit, daß der Reichtum in der Natur ihre *Mannigfaltigkeit* ist.

Da gleitet das Schauen meiner Seele wie unwillkürlich zum Menschen hin. Und schon daran gewöhnt, ihn auch als Natur, als Landschaft anzusehen, frage ich mich nach dem Reichtum der Menschennatur. Und ich finde keine Gründe, sie mit anderen Augen als die Natur zu betrachten und nehme so auch hier wahr, daß Mannigfaltigkeit ihr Reichtum ist. So die Mannigfaltigkeit der Instinkte, der Triebe, der Affekte, wie die Mannigfaltigkeit des Willens, der Süchte und Wünsche und aller geistigen Regungen der Seele. Denn alle diese Begriffe tragen dazu bei, den Menschen als Natur, als Landschaft, verschieden zu gestalten und damit den Reichtum des Lebens zu heben.

Was hier für *den* Menschen sich als Reichtum dartut, erweist sich noch klarer und bestimmter als Reichtum für *die* Menschen, der Beschaffenheit nach, indem bei diesen

ein Ueberhandnehmen von nur einem Gepräge, das ist: ein Allgemeinwerden von nur einem Gepräge, bald in ein Gemeinwerden dieses Gepräges umschlagen muß. Solches Erkennen trägt mein Betrachten weiter, hinein in die gegenwärtige Menschheit, in die herrschende Allgemeinheit.

Was ich auffinde, sind große Verheerungen und Wüsteneien, von dem, was sich Zivilisation und Moral nennt, an der Menschennatur angerichtet. Wie erdrückend aufdringlich gebärdet sich schon der Grundzug aller Moral, wenn er mit dem gleichen Ansinnen an jeden Menschen herantritt, und wenn ihre sanfteste Botschaft noch fordert: „Was dir recht ist, ist dem andern billig.“ Der Reichtum der Menschennatur aber verlangt wenigstens zu bedenken: Was dir recht ist, ist dem anderen vielleicht unbillig. Ja, es ist vielleicht so, daß, wo der letztere Fall eintritt, der Mensch als solcher, als Eigener, erst beginnt. Die Zivilisation aber scheint ein Feind aller Eigenheit, ein Feind aller Mannigfaltigkeit, sowohl aus Unverstand und völligem Verkennen der Menschennatur und aller Natur überhaupt, wie auch aus Berechnung, aus gemeinem Vorteil. Sie will das Eigene, das Starke, das auf sich allein Stehende unterjochen und erdrücken, um dem Zusammenstehenden Geltung zu verschaffen. So kann sie auch nur eine Moral annehmen, die im Grunde schlimmste Unmoral ist. Und so wird sie für die Menschennatur zu einem Prokrustesbett, dem sich anzupassen alles gezwungen werden soll: das Unzulängliche durch gewaltsames Strecken und Großzerren, alles Größere und Höhere aber einfach durch Verstümmeln und Verschneiden. Die Ergebnisse und Errungenschaften der Zivilisation tragen demgemäß auch das Gepräge eines gewaltsamen Gleichmachens auf Kosten natürlicher Ungleichheit; sie sind zugleich sämtlich zum Vorteile des Schwachen und zur Schädigung des Starken, oder besser: zugunsten alles Schwächlichen und Schwachen

auf Kosten alles Höheren und Starken: — sie sind naturwidrig. So hemmen und untergraben sie auch das natürliche Wachstum, die natürliche Entwicklung der Menschennatur, und bedingen langsam deren Entartung. Denn auch vereint, als Masse, entfernt sich die geringere und schwächere Art Mensch nicht von ihren Herdeninstinkten und -zielen und bringt nur diese zur Herrschaft, die stärkere und vornehmere Art Mensch dabei immer mehr verdrängend, die eigentlich naturgemäß doch der ersteren Art einziger Schutz wäre. Denn der Begriff des Starken und Vornehmen schließt auch in sich den Begriff des Tugendhaften im Sinne von Tapferkeit und Vorteilslosigkeit, im Sinne von Freude haben an Taten der Kraft und des Helfens, des Beispringens und des Schutzes.

Hier muß ich Nietzsches, des großen Kämpfers, gedenken, der diesen Dingen verwegen nachspürte und alles Herkömmliche daran abwog und verwarf und viel Neues hochbrachte aus dem Schutte der Verfallenheit, aus den Tiefen der Verlorenheit; der allen falschen Tugendbegriffen zu Leibe ging und den Sinn der Tugend hoch und mannhaft festlegte in den Worten: „Mit der Tugend verzichtet man auf Vorteile."

Eine große Dankbarkeit für den großen Wegebahner steigt in mir auf und meine Seele feiert ihn als einen der seltenen Geister, die der Menschennatur zu ihren Rechten, zu ihrer natürlichen Bewertung, zu ihrem Reichtum zurückverhelfen.

*

Der Abend breitet sich aus zwischen den hohen Bergzügen, die das weinstockreiche Gelände und die Olivenhänge umstehen. Ein fleckiger Häuserstreifen mit Turm und Dächerwerk und abendlich getrübt liegt die Stadt. Davor dehnt sich in grauem Glanz der See. Schatten nehmen lautlos überhand wie ein Schleierwallen, das aus dem Boden er-

blüht. Das Weingut neben mir wird immer ſtiller an Lichtern und überläßt ſich bald friedvoll dem Dämmerwehen. Nur auf den Gipfeln des Monte Baldo hängt noch der Widerſchein einer fernen Abendröte. Bald hat auch ſie ausgerungen, und durch den ganzen weiten Raum geht feierlich und bleich der Atem tiefer Dämmerung. Wie ſanft er meine Seele bewegt, daß ſie gegen nichts mehr ankämpft, nicht mehr ankämpfen will. Sie hat ja alles überreich, weſſen ſie bedarf, wonach ſie verlangt, wenn ſie nur alles Angenommene von ſich wirft und frei und flügelſtark allein mit ſich ſelber hinaus in die Landſchaft tritt. Denn Grenzenloſes im Grenzenloſen zu Hauſe iſt.

II.

Ein Abend mit hohem, verhängtem Himmel und ſtiller, ruhender Luft, darin die Landſchaft ſich wie traumhaft ausbreitet. Alle Berge ſcheinen ein wenig verſchleiert, und der See liegt glatt und ſchwer, ein dunkelſtahlblau ſchimmernder Grund. In den trüben Lichtern mutet der Raum an wie ein weites Gähnen, ſo ſchläfrig müde.

Einſam bei Riedgras und Geſtrüpp lehne ich hoch am Hang des Monte Oro und ſehe hinunter auf den See, auf die Stadt, auf die Hügel und Berge, die weiter und weiter zurückliegen und im Gewölke ſich verlieren. Nur nach Süden hin läuft die ſteile Profillinie des Hanges von hohem Zackengrat hinunter bis zum See, der mit dem andern Ufer drüben an die ſtillen Hänge des Monte Baldo aufſtößt. Der Landſchaftsſtrich hält mein Schauen gebannt mit ſeinem eintönigen Blaugrau, mit ſeiner kahlen Wildnis und der abendlich trüben Einſamkeit, die den baum- und wegloſen Hängen ein menſchenfernes Gepräge gibt. Das Stück See liegt auch wie verſchloſſen da, kein Kahn durchſchneidet den ſtarren Waſſerſpiegel, und oben der weißgraue Himmel wölbt ſich gleichmütig freudlos. Ich laſſe mich mehr in das

Gestrüpp zurückgleiten, und von der menschenleeren Landschaft weg geht mein Sinnen wieder zu den Menschen.

*

Vielleicht rückt mein vieles Alleinsein das Tun der Menschen zuweilen in ungünstige Beleuchtung. Denn wenn ich oft so zusehe, all dieser Hast und Mühe, um Reichtum, Ansehen und Ehren zu erwerben, diesem maßlosen Eifer, um hochzukommen, um allen Notständen zu entrinnen, so kann ich nur verständnislos wieder wegsehen. Die ganz Reichen und ganz Obersten im Getriebe der Welt, was haben diese eigentlich erreicht? — Ueberall hat man vergessen, daß in der Natur der Landschaft wie in der Menschennatur die Mannigfaltigkeit der Reichtum ist. Diese zählt aber auch Zustände der Not und des Leidens zu ihrem Bereich. Doch, nicht genug damit, liegen die Dinge vielleicht so, daß aus Notzuständen alles Lust- und Machtgefühl herzuleiten ist, daß diese scheinbaren Gegensätze in innigem Zusammenhang stehen, daß das eine erst das andere auslöst oder im Gefolge hat. Die Gewißheit eines Zusammenhanges zwischen Weh und Lust, zwischen Not und Glück, wird eigentlich immer wieder dargetan, so oft ein Mensch ins Dasein tritt. Und allen Freuden der Liebe gehen Notzustände voraus, und wieder erwachsen Leidenslagen aus den glühenden Rosen der Lust. Wer weiß, wie ein stetiges, immer sich gleichbleibendes Glück empfunden werden würde? Vielleicht wie ein ewig sich gleichbleibender wolkenloser Himmel: man verliert das Gefühl dafür.

Doch die Gedanken sind mit mir durchgegangen, wie alles so leicht mit einem durchgeht, wenn man es sich selber überläßt, weil alles Anschluß findet und kein Ende. Ich richte mich etwas im Gebüsche auf und suche im Anblick des eintönigen Landschaftsstriches zu meinem Ausgangspunkt zurückzufinden. Es war ja mein Wegsehen vom Tun und

Eifer der Menſchen für ihren Begriff von Reichtum, für jenes materielle Hochkommen, das Anſehen und Ehrung nach ſich zieht. Aber im Gefolge des großen Reichtums iſt noch etwas anderes, etwas mehr Bedenkliches: das große Wohlleben. Und dies iſt es gerade, was die Maſſen lockt und anreizt, was für dieſe wie ein Nichtendenkönnen von Genüſſen ausſieht. In Wirklichkeit iſt es anders. Natur und Menſchennatur ſind tief geheimnisvolle Dinge, die in alles hineinreichen und aus allem irgendetwas mitbringen an Wachstum oder an Verluſt. Und wie Notzuſtände der Entwicklung der Menſchennatur zum Beſten gereichen, ja oft die Entwicklung erſt veranlaſſen, ſo bewirken die Dauergenüſſe des großen Wohllebens das Gegenteil: ſie verhalten ſich hemmend und entziehend zur Menſchennatur. Ja der Ueberreichtum der äußerlichen Mittel in allen ſeinen Folgeerſcheinungen wird nachgerade eine *ſicherſte* Verarmung der Menſchennatur. Dies liegt eigentlich ſchon im Weſen von Leid und Luſt, von Not und Glück begründet, die ſich beide im Wechſel bedingen und für ſich allein nicht gut beſtehen können.

Und immer mehr und deutlicher tritt es auch zutage, daß dieſer Reichtum des Genuſſes nicht nur austeilt, ſondern auch *fortnimmt*. Die großen Veränderungen in den urſprünglichſten Liebesinſtinkten — wie ſie ſich immer wieder in der Menſchheit bemerkbar machen — ſtellen nur Entartungen der Menſchennatur dar, die vielleicht in erſter Linie auf Verarmung durch Reichtum zurückzuführen ſind. (Hierfür ſpräche auch das häufige Auftreten von verkehrt ſexuellen Empfindungen in alten Fürſtengeſchlechtern, deren viele ein in Genüſſen oft maßloſes Vorleben aufweiſen. Man denke nur, welch unbegrenzte Rechte innerhalb ihres Landgebietes dieſe vielen kleinen großen Herren hatten. Und von dem, was ſie ſich alles herausnahmen, welch frevler Willkür von Genüſſen ſie zuweilen frönten, gibt

jener Fall Kunde, der von einem solchen Herrn berichtet, wie er einen Menschen vom Dache schoß, nur um einer seiner Mätressen ein Vergnügen zu machen und ihre Neugierde zu befriedigen.)

Wieder bin ich von meinem Gedankenpfad ein wenig abgekommen. Denn nicht erst ein solcher Machtfrevel im Genuß scheint die geschlechtliche Entartung der Menschennatur vorzubereiten, sondern schon der übermäßige Reichtum an sich in seinen Begleiterscheinungen, die jedem Wunsch mit der Erfüllung entgegeneilen und jeden äußerlichen Genuß ermöglichen. Es scheint eben nicht im Sinne der Natur des Daseins zu liegen, daß dem Menschen ein müheloses Genießen in den Schoß fällt, ohne seiner Menschennatur Abbruch zu tun. Auch hierfür spricht die Tatsache, daß in den Erben von übergroßen Reichtümern geschlechtliche Gebrechen vielfach zutage treten und noch immer mehr zutage treten werden. Denn allem Anscheine nach ist die enorme Anhäufung von Reichtümern, wie sie heute besonders in der Neuen Welt auftritt, nur noch eben zu neu, um die Entartungserscheinungen an ihren Trägern völlig deutlich zu machen. Gewiß sind aber derlei Gebrechen an der Menschennatur aus der Richtung dieser Reichtumshäufungen zu erwarten, und die Sprößlinge der Krösusse der Neuen Welt werden sich vielleicht noch einmal wundern, so viel Altes und Abgelebtes und Versagendes, so wenig Ursprüngliches in ihrer Menschennatur ererbt zu haben. Die Natur ist wie eine große Ausgleicherin, und wo man dauernd der Mannigfaltigkeit ihrer Gaben ausweicht und immer nur das Angenehme, den Genuß, nimmt und aufspeichert, scheint dies Angenehme selber auf einmal ein Mangel geworden, dem nicht mehr abzuhelfen ist. Diese Veränderung ist kein Wunder, sondern natürlichste Entwicklung im Sinne von natürlichster Verkümmerung.

Wie alle Natur ihr Natürliches braucht zu ihrem Wachs-

tum, zu ihrer Entfaltung, ſo auch der Menſch das Menſchliche, ſo auch die Menſchennatur das Menſchlich-Natürliche. Wo aber übermäßige Reichtumsanhäufung da iſt, ſcheint ihr Träger nicht mehr zum Menſchlichen durchzudringen und das Menſchliche dringt nicht mehr zu ihm. Denn alles und jedes verliert ihn als Menſchen aus den Augen und erblickt in ihm nur mehr den Träger des Reichtums. Nur dieſem gelten nunmehr alle Dienſtleiſtungen, alle Achtungsbezeugungen, Ehren-Aemter, Würden, Sympathien, Bewunderungen, ja ſelbſt Freundſchaft und Liebe. Alles kommt ihm in Fülle zu, wohl auch die Gunſt und Freundſchaft von Machthabern und Fürſten; aber alles gilt eigentlich nicht ihm. Denn er ſelber, als Menſch, ſteht allem und jedem fremd da, von allen wie ungeſehen, gleichſam eine Null, ein Nichts, von ſeinem eigenen Reichtum erdrückt. Die Natur läßt ſich eben nicht übervorteilen.

*

Ich atme tief auf. Innig und freundſchaftlich betrachte ich das Geſtrüpp um mich und greife hinein mit liebenden Händen. Der Himmel iſt noch grauer geworden. Doch die Höhen mit Gipfeln und Graten ſtehen noch klar in den Abend empor. Rings beginnt es ſchon zu dämmern. Da muß ich noch an die Griechen denken, an die griechiſche Liebe. Ob ihr nicht auch eine Verarmung durch Reichtum zugrunde liegt? —

Sicher fällt das Aufblühen der griechiſchen Liebe in die Zeit des Niedergangs des alten Griechentums. Sokrates, der weiſe Sokrates, der erſte große Verfallstyp. Mit der phänomenalen Schärfe ſeines Intellekts trat er ätzend und zerſetzend an alle Dinge und Begriffe heran. Die Hebung und praktiſche Ausgeſtaltung der Dialektik wird ſeine Schöpfung. Er fand den beſten Boden hierfür vorbereitet im Aufblühen der Neigung der Jünglinge und Männer zueinander. Nietzſche hat auch hier hineingeleuchtet.

Aber etwas war vor Sokrates da, etwas, an dem dieser ganz unschuldig war: seine Zeit trug bereits die günstige Bodenbeschaffenheit für das Aufblühen der griechischen Liebe in sich, und Sokrates selber war in dieser Zeit nur bodenständig. Nur so ist es zu erklären, daß das Wesen der griechischen Liebe so rasch überall Anklang fand und um sich griff und die Besten für sich gewann. So auch Platon, den großen Schüler und Verehrer von Sokrates. Freilich mag diesen beiden und ihrer Zeit die griechische Liebe vorerst bloß das Mittel zu Halt und Zusammenhang bei ihren geistigen Gängen der Dialektik durch Dinge und Begriffe gewesen sein. Und erst später und allmählich wandelte sich das Mittel in Selbstzweck um, und aller geistiger Sinn dieser Art Liebe ward höchstens noch Vorwand, bis endlich der ganze Begriff, das ganze Tun in volle Entartung, in perverse Sexualität überging und in dieser Form ein naturwidriges Laster wurde, wo es nicht bereits ein leibliches und seelisches Gebrechen, eine Verkümmerung der Menschennatur war.

Was aber allen diesen Vorgängen bei den Griechen ursprünglich vorherging, was der Zeit des Sokrates vorherging und den Boden für das Aufblühen von derlei Neigungen zwischen Männern und Jünglingen verbereitete, muß etwas gewesen sein, das den Hang zum Weibe, das Verlangen nach Weiblichkeit abkühlte und mehr vergleichgültigte. Dies wiederum mag von allzu müheloſem Erlangen des Weibes, von allzu müheloſer völliger Besitzergreifung des Weibes verursacht worden sein, von zuvielen derartigen Besitztümern, am Ende: von zu großem Reichtum dieser Art. Und das Betrachten der Zeit wie der Zeitsitten, wie sie sich in dem Leben der vornehmen Griechen spiegeln — und es ward von sehr vielen griechisch vornehm gelebt — läßt diese Mutmaßung begründet erscheinen. Also auch hier wieder Verarmung durch Reichtum.

Daß die Griechen ſelber von dieſer gefahrdrohenden Art des Reichtums im allgemeinen wußten, zeigt ihr Verhalten in anderen Dingen, in der ganzen Lebensauffaſſung und Lebensführung. Sie, die keine Dienſte und Berufe verſahen, die für alle Dienſtleiſtungen und Bewirtſchaftungen Sklaven und Hörige hielten, erfanden ſich zuweilen den Krieg, um ſich Notſtände zu ſchaffen, von deren kraſterhaltenden und wachstumfördernden Wirkungen ſie gewiß aus Erfahrung wußten. Nur in der Liebe ſcheinen ſie darauf vergeſſen zu haben.

Ein eigenes Verſtändnis ſenkt ſich in mich und wirft ſeine Streiflichter auf vergangenes Tun von mir. Und ich muß mich fragen: was wohl alles mithalf, daß ich Ehe und Treue ließ? Gewiß auch der allzu ausgiebige Reichtum an *geſicherter* Liebe und Liebespflicht, den Geſetz und Sitte über den Ehebund ausſchütten. Man kann in der Tat verarmen davon und zugleich gedrängt werden, erſt recht dort zu lieben, wo es einem verboten iſt. — Vielleicht habe ich ſo, halb unbewußt, meinen Notſtand in der Liebe herbeigeführt. Und ſo lob ich mir meinen Schritt.

*

Aber es iſt ſchon ganz dunkel geworden. Langſam und leiſe fängt es an, auf Stauden und Geſtrüpp zu tropfen. Die Höhen über mir ſind nun ganz verhüllt. Da raff ich mich auf und klettre haſtlos den Pfad hinunter, ab und zu in das graue, wolkige Dunkel ſtarrend und dabei fürchtend, es beginne die Regenzeit.

Aus „Das Buch der Unſicherheiten". Xenien-Verlag, Leipzig 1911

Paſſion / von Georg Trakl

Wenn ſilbern Orpheus die Laute rührt,
Beklagend ein Totes im Abendgarten —
Wer biſt du Ruhendes unter hohen Bäumen?
Es rauſcht die Klage das herbſtliche Rohr,
Der blaue Teich.

Weh, der ſchmalen Geſtalt des Knaben,
Die purpurn erglüht,
Schmerzlicher Mutter, in blauem Mantel
Verhüllend ihre heilige Schmach.

Weh, des Geborenen, daß er ſtürbe,
Eh er die glühende Frucht,
Die bittere der Schuld genoſſen.

Wen weinſt du unter dämmernden Bäumen?
Die Schweſter, dunkle Liebe
Eines wilden Geſchlechts,
Dem auf goldenen Rädern der Tag davonrauſcht.

O, daß frömmer die Nacht käme,
Kriſtus.

Was ſchweigſt du unter ſchwarzen Bäumen?
Den Sternenfroſt des Winters,
Gottes Geburt
Und die Hirten an der Krippe von Stroh.

Blaue Monde
Verſanken die Augen des Blinden in härener Höhle.

Ein Leichnam ſucheſt du unter grünenden Bäumen
Deine Braut,
Die ſilberne Roſe
Schwebend über dem nächtlichen Hügel.

Wandelnd an den ſchwarzen Ufern
Des Todes,
Purpurn erblüht im Herzen die Höllenblume.

Ueber ſeufzende Waſſer geneigt
Sieh dein Gemahl: Antlitz ſtarrend von Ausſatz
Und ihr Haar flattert wild in der Nacht.

Zwei Wölfe im finſteren Wald
Miſchten wir unſer Blut in ſteinerner Umarmung
Und die Sterne unſeres Geſchlechts fielen auf uns.

O, der Stachel des Todes.
Verblichene ſchauen wir uns am Kreuzweg
Und in ſilbernen Augen
Spiegeln ſich die ſchwarzen Schatten unſerer Wildnis,
Gräßliches Lachen, das unſere Münder zerbrach.

Dornige Stufen ſinken ins Dunkel,
Daß röter von kühlen Füßen
Das Blut hinſtröme auf den ſteinigen Acker.

Auf purpurner Flut
Schaukelt wachend die ſilberne Schläferin.

Jener aber ward ein ſchneeiger Baum
Am Beinerhügel,
Ein Wild äugend aus eiternder Wunde,
Wieder ein ſchweigender Stein.

O, die ſanfte Sternenſtunde
Dieſer kriſtallnen Ruh,
Da in dorniger Kammer
Das ausſätzige Antlitz von dir fiel.

Nächtlich tönt der Seele einſames Saitenſpiel
Dunkler Verzückung
Voll zu den ſilbernen Füßen der Büßerin
Im verlorenen Garten;
Und an dorniger Hecke knoſpet der blaue Frühling.

Unter dunklen Olivenbäumen
Tritt der roſige Engel
Des Morgens aus dem Grab der Liebenden.

Karl Borromäus Heinrich / Märznacht

Aus einem soeben vollendeten Roman „Die Heimatlosen“, der vier Teile umfaßt und in dem das hier veröffentlichte Kapitel das zweite des zweiten Buches bildet.

Hans war zu dieser Zeit schon sein freier Herr. Er hatte das Gymnasium hinter sich und sollte sich ein Berufsstudium wählen. Zu einem Entschluß war er noch nicht gekommen. Während des ersten Halbjahres hatte er einige allgemeinere Vorlesungen aus allen möglichen Fakultäten belegt, die er ohne übermäßiges Interesse, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit besuchte. —

Der Knabe stand allein im Zimmer, lehnte am Fenster und sagte mit Bedeutung:

„Es kommen ernste Zeiten, und bald wird große Verwüstung herrschen. Vieles wird unnütz werden, was man heute noch für wichtig hält. Und viele Emsigkeit wird sich als vergeblich erweisen.

Eine Botschaft Gottes naht. Viele werden davon überrascht werden, welche die Ordnung der Dinge für ewig gehalten haben.

Es wird ein Tag kommen, und er ist nicht mehr fern, wo die dicken Lettern der Zeitungen und die Scheinkämpfe politischer Advokaten die Aufmerksamkeit der Menschen nicht mehr erregen werden.

Heute gelten sie noch.

Aber die Nacht wird dichter, die Fackel wird schon geschwungen, und ihr Träger leuchtet schon hinein unter die Larven, die heute noch frohgemut scheinen und sich für die Herren der Welt halten.

Diese aber werden zuerst von Furcht befallen werden und zuerst das Weite suchen. Umsonst: Rauch und Glut wird ihnen von allen Enden der Erde zugleich entgegenschlagen.

Es gibt keine Flucht mehr.

Das geschändete Kreuz wird leuchtend am Himmel erscheinen. Weh dem, der nicht rechtzeitig beten lernt. Er wird vor dem Zeichen zurückprallen, wie die Wächter am Grabe des Herrn, als dieser den Stein beiseite schob und leicht und leuchtend heraustrat.

Bis dahin, und das ist nicht mehr lange, kann man sich noch wichtig machen.

Mag sein, daß vorher noch dieser zu Reichtum gelange und jener auf eine hohe Staffel der Macht.

Mag sein, daß ich selbst noch vor der Zeit des Untergangs und der Verwüstung sterbe, also noch Zeit hätte, zu streben.

Aber was liegt an mir?

Soll ich, weil ich es vielleicht, vielleicht am vorletzten Tag noch zu einem Quentchen Ehre bringen könnte, mich so stellen, als wüßte ich nicht, was der letzte Tag bringt.

Ach, gar bald wird das trockne Stück Brot wieder zu Ehren kommen. Und wer ein Pfund Mehl aufspürt, wird von der Menge umringt werden.

Und die Tage werden so streng sein, daß niemandem mehr der Wucher mit dem, was Gott aus Gnade wachsen läßt, verstattet sein wird. Wer da lange fordert, dem wird es entrissen werden.

Jahrhunderte lang hat Gott ertragen, daß die Menschen mit ihm und seinem Sohne Spott und Schindluder treiben. Aus Mitleid mit den Menschen, und damit der Erlöser nicht umsonst gestorben sei, wird er der Gottlosigkeit ein Ende machen.

Nie gesehene Verwüstung wird kommen. Aus Mitleid mit den Menschen will Gott, daß sie sich vollziehe."

Bei den letzten Worten seufzte im Nebenzimmer der Pflegevater, der nicht hatte stören wollen, unwillkürlich

auf und ſagte: „Hans, du biſt zu radikal! Das führt zu nichts.“

Hans errötete, weil er gehört worden war. Und als er nochmals die Stimme des Beſorgten vernahm: „Du biſt zu radikal“, da ſchüttelte er erſtaunt und betrübt den Kopf und ging, wie ſo oft des Nachts, hinaus in die Straßen der Vorſtadt, wo die Beſitzloſen wohnen.

Es war eine Märzennacht, voll Süßigkeit. Ein weicher Wind zog vom fernen Gebirge her. Die Sterne glänzten fiebrig, der Mond hatte einen Hof. Hans war erregt, ſeine Augen leuchteten heiß und trocken.

Er verließ die Stadt und ging gegen Süden die Iſar hinauf. Stundenlang ſchritt Hans den flimmernden Waſſern entgegen.

Er kam an die hohe Eiſenbahnbrücke bei Großheſſelohe. Die Uhr ſchlug Mitternacht, und es war, wie der Dichter ſagt: „Alle Stille will noch ſtiller werden.“ Von der Brücke ſchaute er lange hinunter zur Stadt, über der ſich Lichterſchein breitete. „Sie ſchlafen ja auch nicht mehr richtig“, flüſterte er für ſich hin. Aber dann beſann er ſich und ſagte: „Aber auch ich ſchlafe ſehr wenig. Ich bin eins mit ihnen. Ja, eins mit den Bewohnern dieſer Stadt, und eins mit den Bewohnern der Erde. Ich bin ſie alle. Darum kann ich am wenigſten ſchlafen. Ich habe von allen das ſchlechteſte Gewiſſen. Manchmal meine ich, aller Menſchen ſchlechtes Gewiſſen fließe in mir zuſammen. Ich bin ihr Abwaſſer, ihre Kloake, das iſt mein Los!“

Er erſchrak, als er plötzlich in der Mitte der Brücke einen Menſchen ſah, ein junges Weib, das in die Tiefe hinunterſtarrte. Er ging auf ſie zu, machte abſichtlich laute Schritte, damit ſie ihn hörte. Sie zuckte zuſammen und ſchien

zu überlegen, ob ſie nicht fortlaufen ſolle. Die Furcht hielt ſie feſt.

Hans blieb bei ihr ſtehen und ſagte: „Bitte fürchten Sie ſich nicht. Ich tue Ihnen nichts.“ Seine Stimme klang wie die eines Kindes. Da wandte ſie ſich ihm zu und lächelte ein wenig; er ſah, daß ſie geweint hatte.

„Iſt es Ihnen nicht unheimlich, hier allein zu gehen?“ fragte er.

„Mir iſt gar nichts mehr unheimlich“, ſagte ſie ſtumpf. „Mir iſt alles gleich. Wenn's nur einmal ein Ende hat“.

„Haben Sie keine Wohnung?“ fragte er ſchüchtern.

„Da unten im Waſſer wär' noch Platz für unſereins, ſonſt nirgends mehr!“ —

„Das iſt ſchrecklich. Sie müſſen doch irgendwo ſchlafen.“

„In meinem Bett liegt eine Andere. Deretwegen hat er mich hinausgeworfen. Ich war ja nur ſein Verhältnis.“

„Aber kommen Sie doch, gehen wir in die Stadt, wir werden einen Platz zum Schlafen für Sie finden. Sie ſind noch ſo jung, Sie können das nicht vertragen, die ganze Nacht da im Freien.“ Er bemerkte, daß ſie höchſtens ſechzehn oder ſiebzehn Jahre alt ſein konnte. Ihr rotes Haar leuchtete, beſonders jetzt, da ſie ſo blaß war. Ihre Kleidung ſchien ſehr ärmlich. Das Mitleid überwältigte ihn ganz; er legte ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte wieder: „Kommen Sie doch, kommen Sie doch, gehen wir ſchnell in die Stadt.“

Die Gleichgültigkeit verſchwand aus ihrem Geſichte. Sein jugendliches Ausſehen gab ihr Vertrauen, ſeine Hand war ſo lieb und warm.

„Wenn Sie meinen“, ſagte ſie. „Das Logis da unten iſt ja ſchließlich ſpäter auch noch frei.“ Sie deutete auf das Waſſer. Die Erinnerung an ihr Leid trieb ihr Tränen in die Augen.

„Ja, das meine ich. Kommen Sie nur ſchnell mit mir!“

„Gar so schnell wird das heute nimmer gehen, ich bin so müd."

„Sie haben sicher auch —"

„Sagen Sie's nur, nichts gegessen hab ich, wollten Sie sagen. Nein, seit mehr als vierundzwanzig Stunden."

„Schrecklich, schrecklich. Sie tun mir so leid. Und jetzt müssen wir den weiten Weg zu Fuß zurückgehen."

„Wohin wollen Sie mich denn eigentlich führen?"

„In irgend einen Gasthof, wo Sie schlafen können. Morgen können wir dann über das Weitere reden."

„O, da täuschen Sie sich aber sehr, wenn Sie glauben, daß uns, wenn wir so mitten in der Nacht, um drei Uhr, anläuten, in einem Gasthof überhaupt aufgemacht wird. Das tun die nicht, die meinen, wir sind schlechte Leut, die trauen sich schon wegen der Polizei nicht."

Daran hatte er nicht gedacht. Ja, es war selbstverständlich, daß man nirgends öffnen würde. „Dann geb ich Ihnen mein Bett", sagte er, „mir macht das nichts aus, ich bin schon oft eine ganze Nacht wach gewesen." —

„Bei wem wohnen Sie denn?" —

„Wir sind unser drei. Mein Pflegevater, seine alte taubstumme Verwandte, und ich." —

„Ja, was werden die aber sagen, wenn Sie mich so daherbringen?" —

„Was ist da weiter zu sagen. Sie wissen nicht, wo Sie schlafen sollen, Sie müssen aber schlafen, also . . ."

„Ich weiß nicht, ob das so einfach ist", sagte sie. Mit ihren siebzehn Jahren hatte sie schon eine primitive Kenntnis des Lebens aus den Mißhandlungen geschöpft, die sie von den Menschen erlitten hatte. „Nein, das ist ja nicht so einfach, ich glaub', Sie werden von Ihren Leuten böse Anstände kriegen."

„Aber wieso denn! Jeder Mensch hat doch das Recht,

irgendwo unter zu kriechen und zu schlafen. Das werden sie daheim ohne weiteres verstehen."

Sie schüttelte den Kopf, aber widersprach ihm nicht gleich. Eine Weile schritten sie schweigend dahin. Endlich begann sie wieder:

„Sehen Sie, das wär' etwas anderes, wenn ich ein Mann wäre. Aber ein junges Frauenzimmer auf einmal nachts in die Wohnung bringen, das wird niemand erlauben. Und dann will ich nicht, daß Sie nicht in Ihr Bett können."

„Reden wir von anderen Dingen! Das ist jetzt schon abgemacht. Sie schlafen bei uns, Sie legen sich in mein Bett."

Und sie redeten von anderen Dingen. Zögernd, weil sie fürchtete, sie könnte ihn abstoßen, erzählte sie ihre Geschichte. Diese war alltäglich, einfach und traurig. In den Augen ihres empfindsamen Begleiters aber erhob sich, was sie mit zögernden, hingeworfenen, schlichten Worten erzählte, zu einem bedeutenden Schicksal, dessen Jammer die ganze Welt, und besonders alle Männer, anklagte und von dem er sich betroffen fühlte. Seine Erregung war mächtig.

Geboren in einem Dorfe nächst einer kleinen deutschen Universitätsstadt hatte sie ihre stille Kindheit in einem Häuschen verbracht, das mit einem kleinen Garten und einem Stück Weinberg zusammen die Habe ihrer Eltern ausmachte. Als sie elf Jahre alt war, starb der Vater weg. Als sie dreizehn zählte, verkaufte die Mutter Häuschen und Garten, weil sie sich auf die Dauer nicht damit hätte behaupten können, mietete sich Küche und Stube, und schlug sich mit Taglöhnerarbeit schlecht und recht durch; das Mädchen schickte sie in die nahe Stadt, um das Nähen zu lernen. Mit fünfzehn Jahren hatte es ein kurzes Verhältnis mit einem Studenten, der es gegen die Bitten der Mutter bewog, ihm nach München zu folgen. Die Mutter

hatte sie endlich ziehen lassen; sie war eine arme beschränkte Frau, halb und halb glaubte sie selbst daran, daß die Absichten des Studenten, der die Tochter später heiraten wollte, von Bestand sein würden. Aber nach einiger Zeit hatten sich die Liebenden in Unfrieden getrennt. „Wir haben immer soviel gestritten", sagte sie, „das ist wahr, aber ich hab das so hingenommen, weil wir uns nach dem Streiten wieder zu einander ins Bett gelegt haben. Ich hab nicht gedacht, daß er sich darauf berufen könnte und von mir fortgehen. Ich hab gefunden, er tut mir Unrecht, indem er gegangen ist. Es ist wahr, ich kann leicht zornig werden — ja, Sie sehen mir's nicht an —, aber zum Streiten gehören doch immer zwei, wie zur Lieb' auch. Und er muß doch dann auch seinen Teil Schuld an allem gehabt haben. Er ist nachher wieder fort von München, ein unruhiger Mensch, den's durch die Welt treibt."

Als sie von dem Studenten verlassen worden war und sich plötzlich allein sah, hatte sie sich einen Posten als Näherin gesucht. „Eine Mark fünfzig Pfennig am Tag, es war hart, trotzdem hat es sich aushalten lassen. Aber ich war soviel allein, dafür bin ich nicht geschaffen."

Dann hatte sie einen jungen Elektrotechniker gefunden, der eine eigene Wohnung hatte und dem seine Frau davongelaufen war. „Wenigstens hat er's so erklärt. Und mit der Zeit hab ich meinen Posten aufgegeben, der Mensch war eifersüchtig auf einen Ausgeher von unserm Geschäft. Da hab' ich ihm nachgegeben, bin ganz zu ihm gezogen, und hab ihm seinen Haushalt geführt, so gut ich's können hab. Und vorgestern in der Früh hat er sich vor mich hingestellt und hat mich groß angesehen vom Kopf bis zum Fuß. ‚Sophie, es tut mir leid', sagte er, ‚wir müssen auseinander gehen. Meine Frau kommt wieder, sie hat was geerbt. Sie ist nicht so schön wie du, aber dafür brauch ich nicht eifersüchtig auf sie zu sein. Um dich muß ich

immer in der Angſt leben.' Er hat mich noch einmal recht traurig angeſehen."

‚Du biſt ein Feigling', hab' ich zu ihm geſagt.

‚Vielleicht haſt du recht', meinte er.

‚Du biſt ein Lump', hab' ich dann geſchrieen. Ich war furchtbar erſchrocken und zornig, und ich wollt's nicht glauben, daß ich mich einfach ſo fortſchicken laſſen muß."

‚Du biſt ein ſchlechtes Menſch', hat er mir zur Antwort gegeben. ‚Ich hab' in Frieden auseinander gehen wollen, aber ſchimpfen laſſ' ich mich nicht von ſo einer wie du —'."

Da hatten ſie eine Weile fortgeſtritten und etwas gerauft, bis er ſie dann plötzlich noch einmal ins Zimmer hinein zog und auf das Bett hin.

„Aber danach iſt er aufgeſtanden und hat geſagt: ‚Das ändert übrigens gar nichts, du mußt fort'.

Da hat mich der Zorn gepackt, daß ich nimmer hab reden können und bin fortgegangen und hab getan, als ob er gar nicht mehr auf der Welt wär. In mir war's aus, ich hätte auch gar nicht mehr bei ihm bleiben können.

Ja, und dann bin ich herumgelaufen. Und dann wollt' ich ſterben. Da haben Sie mich grad getroffen."

Sie ſah ihm dankbar in die Augen. Der Gedanke, daß die natürliche Art, in der ſie erzählte, ihn abſtoßen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Sie hatte geliebt, das war ihr Recht. Es war der Sinn ihres Lebens, den ſie erfüllte, ohne darüber zu ſinnieren.

Er ſchwieg und betrachtete ſie von der Seite. Der nächtliche Südwind trieb warm hinter ihnen her, um ihre kleinen Ohren löſten ſich feine, rote Haare und flogen ihr ins Geſicht. Sie ſteckte ſie wieder zurück. Sie trug eine Bluſe mit ausgeſchnittenem Hals. Ihre Haut leuchtete weiß hervor.

So waren ſie bis zu den Ueberfällen bei Thalkirchen gewandert. Die Waſſer rauſchten mächtig und ſprangen

flimmernd über die Schnelle. Bei einer Bank blieb ſie ſtehen. „Ich bin müd, wollen wir ein wenig ausraſten.“ Er ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, neben ſie. Der ſchwüle Föhn vermehrte ſeine Erregung über alles, was er gehört hatte; es war ihm beklommen zu Mute. Wieder betrachtete er ſie von der Seite, da trafen ſich ihre Blicke, und ſie lachte. „Warum reden Sie denn jetzt auf einmal gar nicht mehr?“

Er errötete, ohne zu wiſſen warum.

„Sehen Sie, das Gras wächſt ſchon wieder“, ſagte er endlich, „es wird bald alles grün ſein.“ Er legte ſeinen Arm auf die Lehne der Bank, um ſie beſſer ſehen zu können. Sie wandte ſich ihm zu und legte ihre Hand voll Herzlichkeit auf die ſeine. „Sie ſind ein guter Menſch, glaub ich.“

„Sagen Sie das nicht, ich bin nicht beſſer als die Andern.“ Er errötete wieder.

Und ſie ſchwiegen noch einmal. Da trieb ihm der Wind den Hut vom Kopf, hinein ins Geſträuch. Schnell ſtand ſie auf und lief danach, er hinter ihr her.

Sie bückten ſich beide gleichzeitig und ſtießen aneinander. Sie erhoben ſich, ſahen ſich in die Augen, einen Augenblick lang, und fielen ſich in die Arme.

Der Märzenwind trieb über das Geſträuch hin. In ſeinen ſchwülen Hauch mengte ſich Flüſtern, und den jungen Menſchen verſank die Welt in Luſt.

Besiegt / von Albert Ehrenstein

Dämmerig unter den schweigenden Bäumen hin ich ging, ging
schattende Mauern entlang, schattend vor mich hin.
Und es war die süße Stille, der tiefste Gast mir.
Doch die fernen Donner wolkten heran,
und die Berge der Wipfel
schnoben schütternd unter Sturmeshand.
Leichten Schrittes sprang ich zu der Titanen Tänzen, fiel.
Und ächze nun an Ufern, die mit spitzen Steinen bestreut sind.
Aller Erdenwege Staub und Schmutz an meinen Füßen,
weh mir, daß ich noch in den Kot der Zukunft steigen muß!

Und rotzt aus roten Wangen kaum ihr lallend Wort,
mich jammert schon der Säuglinge, die da stündlich,
unzählig wie die Mücken, stürzen an den Tag.
An sie auch werden schwarze Rosen dringen,
schon hör' ich an ihr grauergrämtes Haar klingen
schöner Wimpern Abendgesang:
„Unter Träumen, Wollustschäumen
geht das Leben zu schattenlosen Bäumen
der unteren Welt.
Himmel blau und Himmel rot,
morgen sind wir alle tot!"

Gedanken / von L. E. Tesar

Der Künstler kann die Synthese des Werkes mit Absicht dem Betrachter überlassen. Das taten die Dombildhauer des Mittelalters. Der Betrachter mußte die Figuren der Ecclesia und der Synagoge, die Bestandteile der Krippe, die Figuren des jüngsten Gerichtes in sich zur Einheit kneten. Rodin verfuhr ähnlich in den Bürgern von Calais. Wer formalistisch zergliedert, wird in diesen Werken die logische Einheit vermissen. Der Mangel liegt indes im Betrachter, der über keine andere als eine formale Erkenntnisweise verfügt.

*

Der Schöpferische hat den Mut, die Form aus sich herauszustellen; der Artist das Bedürfnis, sich in eine Form zu stellen.

*

Ich glaubte einmal, eine Landschaft in verschiedenem Lichte, in verschiedenem Wetter, zu verschiedenen Tagesstunden malen sei ein Suchen nach der Idee der Landschaft. Ich stellte mir diese als etwas, vielleicht als ein Ding, vor, gegen das die Ideen des Lichtes, des Klimas, der Zeitlichkeit im Kampfe wären.

Später fragte ich mich, gibt es etwas anderes als die Erscheinung schlechthin? Gibt es eine Landschaft an sich und über ihr das Licht und an ihr die Zeit? Existiert die Landschaft von zwölf Uhr noch in irgend einem ihrer Teile in der Landschaft von ein Uhr? Diese hat sich auch nicht aus jener „entwickelt". Die ist einfach fort und die andere ist da. Was in beiden das Gemeinschaftliche, das an sich Seiende scheint, ist das betrachtende Ich.

*

Etliche erheben einen prinzipiellen Einwand gegen jene Schaffenden, die ihre Stoffe der Vergangenheit entnehmen. Sie verweisen auf die Fülle des Problematischen im

Gegenwärtigen. Der Vorwurf trifft zu, wenn die Flucht in die Geschichte bloß die Jagd nach „Inhalten“ ist. Ueber so geborene Werke nachzudenken, wäre müßig, sei nun ihr Inhalt historisch oder gegenwärtig. Der Künstler jedoch geht zwischen das Vergangene, um sein schaffendes Ich vor einer, dem Werke abträglichen, Zersplitterung und Unaufrichtigkeit zu bewahren. Denn immer spiegelt der Schaffende sein Ich im Werke und diese Spiegelung setzt eine umso brutaler Selbstentblößung voraus, je verwandter, der Zeit und dem Raum nach, das Milieu der geschöpften Gestalten dem Milieu des Schöpfers ist. Dieser sucht daher desto stärker sein im Werke wiedergeworfenes Ich zu maskieren, je mehr er seiner Gestaltungskraft mißtraut, seine (zur Schöpfung nötige) Einheitlichkeit gegen die ununterbrochene Analyse, welche die Schöpfung begleitet, zu erhalten. Das historische Kostüm gestattet sozusagen dem Schaffenden eine Ausrede gegen sich selbst. Die Schilderung gewesener Zeiten ist ihm eine spanische Wand, die er in den Stunden des Zweifels zwischen sich und das Werk zu schieben vermag. Das „Gegenwärtige“, nach Zeit und Raum, nach Form Gegenwärtige, ist die Domäne vielleicht nur außerordentlicher Menschen. Und dieser sind sehr Wenige. Selbst Strindberg nennt sein aufrichtigstes Buch, die „Beichte“, ein „fürchterliches“ Buch. Ibsen hat im Grunde nur scheinbar die Gegenwart geschildert. Der Quell seines Schaffens ist zutiefst die Sehnsucht nach dem Märchen. Er hat deshalb seinen gegenwärtigen Gestalten immer wieder ungegenwärtige, fast sentimentale Gestalten und Vorgänge an die Seite gestellt; jene zeitgegenwärtigen Gestalten also in einen ungegenwärtigen Raum gerückt. Der fremde Herr, Lövborg, der weinlaubbekränzte Poseur, das Schlittenschellengeklingel sind die unwirklichen Träume, die Ibsen als befreiende weiche Schleier zwischen sich, den analytisch Erkennenden, und seine Figuren, die also Erkannten, zieht.

Das Entscheidende im schaffenden Menschen ist die Aufrichtigkeit des Wollens. Wie weit die Aeußerung dieses Wollens aufrichtig, also gewissermaßen schamlos sein *kann*, scheint weniger eine Sache der Psyche, auch nicht der der künstlerischen Psyche, als vielmehr der Nerven.

Das Niedertauchen in Vergangenes kann ein notwendiges Bad für das Gehirn des Schaffenden sein. Man gewöhne sich daran, nicht aus den Einzelheiten das Werk zu beurteilen, das wäre bestenfalls eine Prüfung auf artistische Gewandtheit des Schöpfers, sondern die Einzelheiten aus dem Werk zu begreifen. Die größten Werke mögen wohl dann entstehen, wenn der Mensch die Finger in seine Wunde legt und sie zum Schwären bringt. Ihm allein aber ist die Entscheidung überlassen, wie weit er den Reinigungs- und Eiterungsprozeß seines Blutes treiben darf.

*

„Was nennst Du Dilettantismus?"

Dessen Gegner der Schaffende und der Tätige ist, dessen Freund der Geschäftige ist. — Der Dilettant ist bar jeder Distanz. Er umarmt alles, was ihm über den Weg läuft, aber er zeugt nicht. Weder in sich, noch in anderen. Alle Erscheinungen fließen spurlos durch ihn. Er fühlt nicht die Notwendigkeit der Wahl; er hängt sich höchstens an das Originelle. Er wächst niemals in das keimende Heute hinein, er bleibt stets der Mensch des berichteten Gesterns. Er hüpft wohl von einer Erscheinung zur anderen, er ist beweglich wie ein Tanzmeister, seine Gebärden aber ändern sich nicht. Der Dilettant hat keine Wandlungen. Seine Stirn pflügt die Zeit nicht; sie bleibt ungezeichnet. Er kennt die Langeweile, denn nur ihre Vermeidung ist das Ziel seines gelenkigen Eifers. Die Gegensätze des Dilettanten sind der gestaltende Künstler, der gegen die Erscheinung stößt, sich zu vergessen, und in ihr sich wiederfindet, und der tuende Held, dessen Atem der des Menschenge-

schlechtes ist, dessen Leben die Leiden der Hunderttausenden und Millionen vor ihm, neben ihm und hinter ihm in sich eint. Der Dilettant sieht zum Nachthimmel empor, um ein Wissen, das er gelesen hat, oder eine Empfindung, die er gehört hat, kostend zu bestätigen. Sein Blick ist nicht begierig, er zählt nur. Mit der Notiz des Gesehenen eilt der Dilettant zu den anderen; die „Anderen" sind sein Glück und sein Gewissen. Er hat keine Musik, er kennt — trotz seiner Bemühungen — im Grunde nur das Geräusch. Denn er *wird* niemals das Lied, dessen Schwingungen an seine Nerven rühren; er schwätzt bloß darüber.

*

Es könnte einer, im Bestreben, der Forderung nach persönlichem Sein bis ins Aeußerste zu genügen, die geschlechtliche Selbstbefriedigung verlangen. Das hieße die Befreiung vom Zweiten erschleichen durch die Isolierung seiner selbst. Die höchste Stufe der Persönlichkeit, als „Einzig Seiendes" überzubleiben, wäre gleichzeitig deren Ende. Gott, als „All-*Einer*", hat die Zeit und den Raum, hat die Formen, hat sich selbst verloren.

Das „Verbot" zum Weibe zu gehen, sicherte nicht die Einzelheit des Mannes, es untergrübe sie. Verbote sind äußerliche Schranken. Innerliche Wandlungen brauchen keine Verbote, sie kennen die Triebe nicht mehr. Die Verketzerung des Triebes ist nicht dessen Ueberwindung. Sie führt nicht über das Weib, sondern unter dieses. Sie ist Angst vor dem Weibe.

Wer sich mit dem Weibe mischt, erniedrigt sich nicht. Schon die psychische Nötigung lehrt ihn, daß ein Teil seines Seins in jenem des Weibes liegt. Nimmer wird jener ein Einzelner, der sich die Augen verbindet, die übrigen nicht zu sehen. Auch jener nicht, der sich die Augen ausstäche und die Geschlechtsteile herausschnitte. Der allein wird es, der immer wieder in sich hineinsieht und über sich

selbst zu Gericht sitzt. Ehrlichkeit und Lüge und Pose, sie sind vom Wind getragene Namen, sofern ihre Wurzeln nicht in die Nacht eines lebendigen Ich reichen. Der im Streit um seine Ganzheit Unterliegende wiegt schwerer als der in sich geschlossene überlebende Krüppel. Das Wagnis des Kampfes liegt in der Schroffheit der Entscheidung, Sieger oder Besiegter zu sein. Das Versteck im Strauchwerk vermeidet die Unsicherheit des Waldweges, aber es zwingt zum Verbleib im kleinen Ring.

Immer sucht der Mensch den Menschen. Es kann sein, daß Mann und Weib erst zusammen eine organische Einheit werden; es kann ein andermal sein, daß einer des zweiten nur bedarf, seinen Leib in den des anderen zu reinigen.

Der Verkehr mit anderen hängt Parasiten an das Ich. Wer diese in sich aufzusaugen oder von sich abzustoßen nicht imstande ist, hat kein Recht, seine Wege fern von den übrigen zu wählen.

*

Konfessionen und Tagebuchnotizen sind die Leichenbegängnisse im werdenden Ich. Es haftet solchen Wahrheiten des Gedankens und der Empfindung der Fluch an, unwahr zu scheinen, wenn sie das Kleid des Satzes angenommen haben. Ihr Urteil verliert das Recht zu überzeugen, wenn der Stolz und die Wut, die Trauer und die Sehnsucht des Augenblickes von ihm geschwunden sind. Dem Beichtenden tönen nicht selten die eigenen Worte, als spräche sie bereits ein fremder Mund.

Unablässig wollen wir die Wahrheit. Unablässig erfahren wir, daß unsere Antworten tot oder neue Fragen sind.

Die Bekenntnisse eines Ich haben keinen Artcharakter. Sie sind die Dialoge des Ich mit einem Spiegelbilde. Gemeinsam scheint allen suchenden Menschen bloß die Zähigkeit der Schleier, an denen die Suchenden rühren und die die

Geheimnisse bergen. Freilich, wer sagt uns, ob nicht schon die Schleier von Mensch zu Mensch verschieden sind?

Zerreißen in dem Suchenden dereinst die letzten Schleier, zerreißt auch er. Suchen scheint alles — gibt es ein Finden?

Niemals können die Hörenden einen Bekenner völlig verstehen. Vielleicht erleichterte ihre Bemühungen die Kenntnis um dessen Aussehen und Gebärden. Wenn sie wüßten, ob er schmal und eher groß als klein ist. Ob er blonde Haare, braungrüne, kleine Augen, eine plumpe Nase und dicke Lippen hat. Andere Aufmerksame belehrte wiederum kaum etwas mehr als das Wissen über des Autors Pläne, in welcher Form er sein Buch, das bekennende Buch, herauszugeben gedachte. Als schroffe Bejahung, als verträumten Zweifel, als Briefe, als Hinterlassenschaft eines verstorbenen Freundes.

Das Seinsrecht eines Werkes wird durch das Blut bezahlt, welches dem Schaffenden dessen Wissen gekostet.

*

Die Schranke, welche dem Ich das Leben mit anderen und zwischen anderen auflegt, sollte als Schranke erkannt und empfunden werden, damit sie niemals — wie es häufig geschieht — als „kultureller Aufstieg", als „Zweck" gepriesen werde, der über den freien Einzelnen emporführe, sondern als eine bloß zeitliche Notwendigkeit, als „Mittel" gewertet werde, unter den gegebenen Verhältnissen dem einzelnen Ich die größte Freiheit zu gewähren. Wer den Garten für wichtiger als den Zaun hält, wird diesen abtragen oder umwerfen, wenn er jenem keinen Nutzen mehr bietet.

*

„Die höchste Freiheit ist die Befreiung von sich selbst". Ein gefährlicher Satz, wenn er in den Aberglauben der Selbstvernichtung führt. Die Askese muß das Ich härten, darf es nicht zerbrechen. Dieser Satz ist ein Anfang, der

erſt am Ende harter Arbeit an ſich ſelbſt gefunden werden darf.

*

Mancher Leſer hätte es gerne, führte ich die Bücher an, die ich geleſen habe. Wozu? Dann müßte ich auch — und wahrlich mit mehr Recht — die Wolken und Häuſer beſchreiben, die ich geſehen, das Geräuſch der Straße und des Zimmers ſchildern, das ich gehört habe. Welchen Wert bärge auch die eifrige Verſicherung, daß ich den oder jenen Autor *nicht* geleſen habe. Aus Unkenntnis nicht geleſen oder aus Abſicht. Es gibt nur wenige Gedanken, die neu ſind. Noch viel wenigere, die bloß ein „Einziger" zu formen imſtande wäre. Zu ſehr ſchwirren die Gedanken durch die Luft. Dicht und beweglich wie Mückenſchwärme, die an den Sommerſpätnachmittagen um jeden Wanderer ſummen, der des Weges kommt. Wir kennen Bücher und Menſchen, auch wenn wir keine Zeile von ihnen geleſen, kein Wort mit ihnen gewechſelt haben.

*

Viele Gedanken gleichen paraſitären Organismen.

Sie haften an den Wänden unſerer Zimmer. Sie kriechen durch die Straßen, ſie lagern in den Dunſtwolken über der Stadt.

Wir leiden an oder unter dieſen Gedanken. So werden wir alt, weil der Gedanke des Alters ſich an uns klebt. Iſt er in uns entſtanden oder hat ihn uns ein anderer zugeſendet? Und wenn wir ſterben, werden wir von fremden Gedanken erſtickt oder von eigenen verlaſſen?

Gebären wir die Gedanken wie die Frauen die Kinder? Oder ſind die Gedanken da von Anbeginn? Iſt der Gedanke zerſtörbar? Oder kreiſt er mit ſeinen Brüdern in unaufhörlichen Wirbeln durchs All und wir beugen uns ihm, wenn er uns durchſchneidet? Das Leben der Erde und der Menſchen wogt in großen und kleinen Wellen.

Sind wir selbst Gedanke? — Und die Zeit? Ist sie ein Ungeheuer, uns und die Dinge zu verdauen? *Sind* wir oder *werden* wir? — Die nur jenes behaupten, dürften nicht fragen; denn die Frage ist Bewegung, sie *erzeugt* immer wieder das Sein. Die aber nur dieses behaupten, haben den Widerspruch schon in der *Behauptung*; denn die Behauptung ist Anfang oder Ende, sie ist die *Grenze* der Bewegung.

Wenn ich Gedanke bin, warum *fühle* ich dann? Warum *will* ich? Ist jedoch mein Fühlen und Wollen nicht vielleicht auch ein Gedanke, einer, der fremd durch die anderen gewandert, schließlich zu mir zurückkommt und mich nimmer verläßt?

*

Eine Kokette hat gar feine und viele Fühler. Sie redet mit einem Mann, sieht nur ihn an, bewegt kaum ihren Leib, um zu atmen — aber ihre unsichtbaren dünnen Fühler kriechen von ihr nach *allen* Richtungen aus, den Männern der Umgebung über die Haut, die Nerven dieser Männer in ihren Bann, den Bann der Kokette, zu bringen. Das Erstaunlichste und Grauenhafteste: diese unsichtbaren Fühler sind durchaus *bewußte* Organe der Kokette.

*

Dem Worte Symbol stehen wenige gleichgiltig gegenüber. Viele hassen die bedenkliche ungegenständliche Grenzverflossenheit, die seinem Gebrauch anhaftet; viele können das Wort nicht sagen, ohne in dessen Aussprache ihre innerliche Ueberzeugtheit von der bloß geistigen Realität alles Seienden anzudeuten.

Das Wesen des *lebendigen* Symbols läßt sich nicht definieren, höchstens umschreiben. Worterklärungen nützen gar nichts. Am ehesten könnte Symbol noch mit „Bild“ übersetzt werden, wenn dabei an dessen Verwendung in der plastischen, von Rätseln durchschauerten Sprache frühe-

rer Völker gedacht wird. Das Symbol bleibt nur ſolange lebendig, als ſein Inhalt nicht auf begriffliche Formeln reduziert werden kann. Die Darſtellung der Liebe als Amor, der Gerechtigkeit als eines Frauenzimmers mit verbundenen Augen iſt gänzlich unſymboliſch. Einige nennen daher ſolche gedächtnismäßige Ueberſetzungen bloß allegoriſch. Sie gewinnen nichts dabei; die Gequältheit jedes Wortunterſchiedes — hier desjenigen zwiſchen den Bezeichnungen Symbol und Allegorie — tötet gewöhnlich das Leben beider Worte. Wilde, der alle Kunſt ſymboliſch heißt, denkt an das Symbol als an eine Quelle von Möglichkeiten, die nicht ausgeſchöpft zu werden vermag. Eine ſolche Quelle verſiegt auch dann nicht, wenn gebildete Schwätzer ſtets von neuem behaupten, die „endgültige Löſung“ eines Wertes oder Werkes gefunden zu haben. In welch pedantiſcher Weiſe iſt nicht die Primavera von Botticelli zerklügelt worden! Das Gemälde hat alle Ausdeutungsverſuche überdauert. Keiner kann mehr darüber ſagen, als daß der Künſtler in ihm nach der Geſtaltung des Symbols der Mütterlichkeit gerungen hat. Die vieldeutige Lebendigkeit des Symbols wandelt ſich durch logiſche Zergliederung in ein lebloſes Schemen. Der Liebende iſt keinen Augenblick vom Zweifel befallen, er hätte die Seele, das Symbol des geliebten Menſchen nicht erfaßt; doch ſie bleibt ihm etwas, das nicht in Gattungsworten auszudrücken iſt. Er erkennt den geliebten Menſchen in deſſen kleinſten Zügen, aber er zählt ihn aus dieſen Zügen nicht zuſammen. Er ſpürt hinter allen deſſen Aeußerungen immer den Träger. Den liebt er; ihm verzeiht er Handlungen, für die ein Dritter, welcher nur die Wirkungen beobachtet und nicht den Menſchen hinter ihnen fühlt, bloß abſprechende Urteile beſitzt. Der Liebende ſieht tiefer als alle übrigen in das Weſen des Geliebten, aber er kann davon weder ſich, noch gar anderen Rechenſchaft geben. Es iſt das Rätſel

der Liebe, daß die Liebenden nicht wissen, warum sie einander und was sie in einander lieben. Ueber Symbole läßt sich nicht reden; ihr Erlebnis verträgt nur den Traum oder die Gestaltung. Wilde verlangt darum, daß alle Kunst nicht nur symbolisch, sondern auch oberflächlich sei. Es muß der innerliche Verstand der Dinge in deren Fläche gelegt werden, denn er kann nur in sinnlichen Formen erschaut werden.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts gingen sie hingegen darauf aus, das Symbol (als etwas Getrenntes) von der sinnlichen Erscheinung abzulösen und aus den so „gereinigten" Symbolen eine geistige „höhere" Welt zu bauen. Das Symbol nahm für sie die Gestalt einer geometrischen Figur oder einer Ziffer an; die Natur wurde ihnen ein System von Zahlen. Sie schrieben: „Das ganze System des All beruht auf gewissen Grundstimmungen, wovon das Wissen, die Form und die Aktion aller Dinge, sowohl für sich als in Verbindung mit dem Ganzen, eine natürliche Folge sind. Diese Grundstimmungen nennt man die Zahlen der Natur. Wer sie kennt, der kennt zugleich die Gesetze, wodurch die Natur besteht, die Verhältnisse ihres Zusammenhanges, die Art und das Maß ihrer ganzen Wirksamkeit, das Band aller Ursachen und Wirkungen, die Mechanik des All. Die Zahlen sind die unsichtbaren Gefäße der Wesen, wie die Körper ihre sichtbaren. Jedes Wesen hat Prinzip und Form. Das Prinzip ist eine Einheit, diese wird zu einem geformten Wesen durch die Energie, diese aber durch die Zahl bestimmt . . . Die wirklichen Zahlen des All sind zwar unendlich, aber ihr Gang ist einfach und gerade, weil alles auf den ganzen Zahlen Eins bis Zehn beruht . . . Alles steigt von der ersten Grundzahl bis zur Zehn der einfachen Zahlen; und diese liegt wieder in den vier ersten Grundzahlen, deren Zusammensetzung zehn gibt . . . Die Zahlen sind die Ursache der Harmonie. Wer

seine Zahlen verläßt, der verliert alle Gemeinschaft mit dem Guten und wird allen Unregelmäßigkeiten zuteil." — Das System dieser Zahlengläubigen ist um nichts wertvoller, aber auch um nichts wertloser als das System irgendwelchen Dogmatikers. Das System des Symbolasketen hat aber den Vorteil, seine Anhänger zu Verächtern jeder irdischen Auszeichnung und jeden irdischen Rangunterschiedes zu machen. In den Reihen ihrer besten Apostel steht der Koloß Oliver Cromwell.

Ich hatte mich einmal überzeugt, daß das Goethe'sche Hexen-Einmaleins, von dessen gedanklicher Sinnlosigkeit Viele durchdrungen scheinen, nichts anderes ist als eine zusammengedrängte pythagoräisch kabbalistische Zahlensymbolik. Die „eins" ist den Pythagoräern der „zehn" gleich, weil nur die Zahlen von eins bis neun als giltig betrachtet wurden und jede höhere Dekade als Wiederholung der niederen aufgefaßt wurde. Die „eins", und dadurch die „zehn", ist aber auch dem „nichts" gleich, weil die Einheit wohl als eigentliche Ziffer angesehen wurde. Das Zählen begann für die Pythagoräer mit der „zwei", die sie aber als Zahl der veränderlichen Meinung verwarfen. Ebenso, wie zumeist, die „vier", weil sich in dieser der „Fall" der höchsten Dreiheit — des Logos, der Identität Vater, Mutter und Sohn oder Brahma, Brahma Vach und Brahma Viraj oder Anfang, Mitte und Ende — in die Weltentwicklung, den „auseinandergeblätterten" Logos versinnbildlicht. Die „neun" ist als „letzte" göttliche Offenbarung so vollkommen wie die „eins". — Es scheinen dem Einmaleins dieselben kabbalistischen Anschauungen zugrunde zu liegen wie dem mephistopheliſchen Bekenntnis vom Licht. In der „Geheimlehre" nämlich wird das Licht als eine Geburt der Urmutter beschrieben, welche Mutter die Nacht oder der ihr gleichgestellte Raum ist; das Licht gilt dort darum als eine Verschlechterung des mütterlichen Raumes, die an

die Existenz der Körper gebunden ist und mit den Körpern in die Nacht, die Mutter, dereinst wieder verrinnen wird.

*

Manchmal erscheint einem der Mensch nur Griffel oder Pollen in der nach Zeugung drängenden Natur. Je gewaltiger er sich bäumt, je trotziger er die Natur, die Mutter, verleugnet, umso sicherer nutzt ihn diese. Im Beginne war nicht die Einheit, im Beginne war nicht die Vielheit, dort war die Zweiheit. Die Zweiheit, die sich haßt und flieht, die sich liebt und verschmilzt. Nur sie ist immer und sie wird auch am Schlusse sein.

*

„Es gibt keinen Tod. Man wird sich der endgiltigen Trennung, die so grausam erscheint, ebenso wenig bewußt wie das neugeborene Kind sich seiner Geburt bewußt wird." So spricht Flammarion, der Popularisator der Wissenschaft. — „Nein, nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch sein möge!" So sprach E. T. A. Hoffmann, der schöpferische Mensch, fünf Monate vor seinem Tode.

Warum soll das Sterben dem Menschen eine leichte Sache sein? Auch das Tier stirbt schwer, und wer unter uns weiß, ob die Pflanze rasch ihr Leben hingibt. Lügt sich der Mensch, der den Tod zum entwicklungsgeschichtlichen Uebergang aus einem nach energetischen Zwecken geregelten Stadium in ein anderes gleicher Art erklären will, nicht um die schmerzlichste seiner Fragen herum? Je verwickelter die geistige und nervöse Bewegung eines Menschen ist, desto länger mag am Ende dessen Weg vom Lebendigen in das Nichts sich dehnen. Ahnen die Gesunden, welche davon nicht lassen können, sich um Sterbende zu gruppieren, die Fülle von Erlebnissen und Entsagungen, welche die scheidende Seele in den Sekunden der letzten Züge quälen und

läutern? Ist sterben nicht die vollständigste aller Selbstbegegnungen? Der Tod ein großer Spiegel, der die Welt zudeckt und dem Endenden nur dessen eigenes Antlitz zeigt — ohne Umgebung, ohne Raum, ohne Zeit, ohne Licht; bis auch dessen Bild verschwindet. An dessen Stirn niemals die Frage „Weshalb?" geklopft, der mag in glücklicher Gemütlichkeit von hinnen gehen. Wird es auch dem gelingen, der zeitlebens unter Berufung auf die Erfüllung von familienhaften, gesellschaftlichen und amtlichen „Pflichten" die Frage vergessen hat und im Antlitz des Todes die Nichtigkeit solcher Pflichten liest? Welcher der Großen starb, beruhigt durch die Ueberlegung, ein Beispiel alltäglicher „Energieumwandlung" zu sein? Rief nicht Christus, der Erlöser, am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"

Der Tod ist ein Ereignis, welches nur die Persönlichkeit als solche betrifft und welches jeder selbst erleben muß. Seine Finger zerbrechen alle Konstruktionen. Das Sterben kostet das Leben und der Sterbende empfindet dessen Verlust umso bitterer, je mehr er um dieses Leben betrogen wurde.

Das Leben ist das Einzige, was dem Menschen gehört. Es ist seine einzig mögliche Behauptung, sinnliche und geistige Behauptung. Der Trotzige entäußert sich dieser nicht leichten Kaufes. Wäre unser Leben bloß eine Vorbereitung auf eine andere Existenz, müßte uns diese irgendwie gegeben sein. In unseren Händen liegt nur die Gegenwart; auf daß wir sie gestalten. Religiöse oder geistige Geizhälserei ist um nichts klüger, um nichts weniger verbrecherisch als die materielle.

*

Einer schrieb mir den Spruch des Sokrates aus der Apologie:

„Den Tod fürchten, Athener, das ist nichts anderes, als sich weise dünken und es doch nicht sein. Denn es ist ein

Dünkel, etwas zu wissen, was man nicht weiß. Niemand jedoch weiß, was der Tod ist. Ob er nicht das größte unter allen Gütern für den Menschen ist. Sie fürchten ihn aber, als wüßten sie gewiß, daß er das größte Uebel ist."

Ich fürchte nicht den Tod und auch nicht dessen Form, indem ich das Leben als des Menschen einzige Möglichkeit zu Glaube und Liebe, Tat und Werk behaupte. Sokrates heißt wohl unwissend die Einbildung etwas zu wissen, was einer nicht wisse und wissen könne; wenige Zeilen nachher trifft er jedoch selbst eine dogmatische Entscheidung zwischen gut und übel. Auch *seine* Worte machen mich nicht irre.

Denke ich an den Tod, wird meine Haut weder kalt noch rauh und meine Haare bleiben ruhig liegen. Doch ich behaupte den Trotz auf das Leben, den Trotz gegen jene, die den Tod als einen gelegentlichen Umstand beschreiben, um die Menschen des Rechtes auf das Leben, des Rechtes auf das Ich, zu entwöhnen.

F. Blei und Kierkegaard / von Theodor Haecker*)

Als ich nach Fertigstellung meiner kleinen Schrift über Kierkegaard zum Spaß die abstrakten Möglichkeiten bedachte, wie ich sie auch anders hätte schreiben können, wunderte ich mich über deren große Anzahl. Ich hätte ja nach Kants und Goethes Versimmelung auch Kierkegaard zu einer Berliner Wassersuppe verkochen können. Zur Verfügung stand auch irgend ein anderer philosophisch vertrockneter Mumien- oder ausgefleischter Ske-

*) Vgl. dazu die Aeußerungen F. Bleis („Die weißen Blätter" I, 5) über des Verfassers Schrift „Soeren Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit", die in den nächsten drei Heften des „Brenner" Gegenstand einer eingehenden Betrachtung von seiten Carl Dallagos sein wird.

lettſtil, der mir den ſichern Erfolg gebracht hätte, letzten Endes als intentionaler Aktträger in den Seinsbezug des „Logos“ eingeordnet zu werden. Nach Durchlaufung aller Zwiſchenſtufen wäre ich bei der Gemeinheit angelangt, zu behaupten, Mauthner meine und wolle eigentlich dasſelbe wie Kierkegaard. Eine der Zwiſchenſtufen hieß auch F. Blei. Daß ich ſie, unbewußt und bewußt, hinter mir gelaſſen hatte, ſtand ſo feſt, daß es der „Feſtſtellung“ F. Blei's eigentlich nicht bedurft hätte. Es iſt auch nicht der Umſtand, daß ſich F. Blei perſönlich zu mir wendet, der mich veranlaßt, ihm zu antworten, ſondern der andere, daß ich ihn vorher in meiner Schrift auch genannt habe.

F. Blei geſteht mir ſtolzen Mut zu und behauptet, daß er zu vielen Dingen nicht anderer Meinung ſein könne als ich.

Wohl aber im Hauptthema. K. hat nicht nur das vollſtändigſte Buch über ſich ſelbſt in allen ſeinen Büchern geſchrieben, das alle Bücher anderer überflüſſig macht, ſondern er hat überhaupt nichts anderes geſchrieben als ſich ſelber; er iſt das einzige Thema ſeiner Bücher; alle Wege, die er geht, ſind freiwillige Umwege zu ſich ſelber; er kommt immer zu ſich ſelber zurück: kommt nicht zu Gott, ſchleppt Gott in ſeine Höhle; er war Sokrates noch einmal und ein Dialektiker von ſolcher Inbrunſt, daß es ihm ſogar den religiöſen Charakter geben konnte, ihm, der nur im Sinne des proteſtantiſchen Paradoxes religiös war, deſſen genialer Zu-Ende-Denker er war und deſſen definitiver Erlediger.

Daß ein Mann, der die „Werke der Liebe“ und die chriſtlichen Reden ſchreiben konnte, der ſein Leben von Jahr zu Jahr vertiefte, indem er es „*in Gott ausweitete*“, der vor ſeinem letzten Kampf über ein halbes Jahr lang im Wachen und Beten „ſich für ewig vergewiſſerte“, daß er in der Wahrheit ſei und nun aber auch für dieſe Seligkeit, denn es war ja auch Seligkeit, unter vollkommener und rückſichtsloſer Preisgabe ſeiner bürgerlich-empiriſchen Perſon und ſeines zeitlichen Lebens hinaus müſſe in das Mißverſtändnis, auf Markt und Gaſſe, zur Vollendung der ihm zugewieſenen Aufgabe, daß dieſer Mann „Gott in ſeine Höhle ſchleppte“ &c. &c., davon verſtehe ich zwar

nicht ein Wort, aber ich glaube: c'est de la litérature, auf dänisch: Pjat, auf deutsch: Geschwätz.

Man wird nicht über Nacht und auch nicht von einem Tag zum andern begreifen lernen, daß die größte Person des vergangenen Jahrhunderts auch die größte Sache um einen Ruck vorwärts gebracht hat, nämlich das Christentum, das ein unendliches Leben ist und weder in die Formen des Katholizismus noch in die des Protestantismus zu bannen ist. Wenn es wahr ist — und ich habe es selber ja auch gesagt —, daß Kierkegaard den Protestantismus erledigt hat, so gilt nicht minder, daß es der Katholizismus schon lange vorher war. Das wird freilich zu jenem Hauptthema gehören, in dem F. Blei anderer Meinung ist; aber das macht nichts. Passons. Es war eine Tat von unermeßlicher Bedeutung, das Christentum ganz in die Reflexion aufzunehmen und sie durchlaufen zu lassen, eine Tat, die auch nur von einem Manne vollbracht werden konnte, der nicht nur an „Gaben, Fleiß und Bildung" das Außerordentliche war, sondern der auch „zu Gott kam". Freilich liebte er nicht die Zudringlichkeit (Naergaaenhed) einer gewissen Mystik gegen Gott, weil er trotz der Lyrik des Gefühls — der Seligkeit unsagbare Stille — den heilsamen und menschlich demütigen, vor dem tragischen wie dem komischen Mißverständnis, vor dem Wahnsinn wie vor der Lächerlichkeit schützenden Gedanken der Transzendenz und unnahbaren Unendlichkeit Gottes und der eigenen Ohnmacht und Unwissenheit festhalten konnte. Darum gilt: daß Kierkegaard ein Anfang ist, der noch nicht begonnen hat, eine Flamme, durch welche die Welt noch hindurch muß. Was es heißt, sein Leben doppelt leben, sowohl unmittelbar, wie von Natur aus jeder Mensch, als auch in der Wiederholung im Geiste, das hat erst Kierkegaard deutlich gezeigt, und keiner so vor ihm. Er sah ja die Welt schon so weit fortgeschritten, daß jede schöne Un-

mittelbarkeit, weil sie in des Menschen an sich höher gedachter, bewußter Existenz keinen Ausdruck mehr findet, wie eine schmerzliche Vergeudung ist. Hier liegt ja auch der Grund, warum Karl Kraus nicht begreift, daß die Glockenblumen noch blühen können. Und wie eine schmerzliche Vergeudung erscheint ja nicht nur alle unmittelbare Schönheit der Natur und des Dichters, sondern sogar noch jene Schönheit der reinen Kausalität, des reinen Intellekts, die in einer vollkommenen Maschine anschaulich und offenbar wird.

Was ich mir von der Universitätsphilosophie erwarte, habe ich doch deutlich genug gesagt, es war nicht nötig, daß F. Blei es in schwächeren Worten wiederholte und so tat, als hätte ich es überhaupt nicht gesagt.

Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist ...

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht.

Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei „von den Idealen verwundet", schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: „Entweder — Oder"; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichen Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des „Amethyst", so doch der Verfasser des „Heliogabalus" schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus

und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß Jakob Wassermann, nachdem er das „Tagebuch des Verführers" gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die „Masken Erwin Reiners" schrieb, oder daß Heinrich Lilienfein die Indenads-Lectie „Periander" in „Schuldig — nicht schuldig", also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama „Der Tyrann" machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, „in denen Kierkegaard existent ist."

Ich muß noch eine unanständige Bemerkung des Verfassers abweisen . . . Der Verfasser will Claudel durch mich erledigen und gibt mich summarisch noch dem Käufer seiner Meinung drein. Es schmeichelt mir, daß Verfasser mich bei seinen Lesern nicht nur überhaupt als bekannt, sondern sogar als sehr fixiert bekannt voraussetzt. Was er aber für die Prägung einer kurrenten Münze hält, dürfte doch wohl nur ein recht fades übernommenes Klisché sein. . . . Unanständig ist es vom Verfasser — nicht, daß er mich nicht kennt natürlich, aber daß er Claudel durch den diskreditieren will, der zuerst (vor fünf Jahren!) zwei außerordentliche (moderne, nicht „mittelalterliche") Dramen von ihm übersetzt hat.

Es behagt mir gar nicht, daß F. Blei ein und dasselbe, wenn es gegen andere geht, stolzen Mut, wenn es sich aber gegen ihn richtet, Unanständigkeit nennt. Entweder — Oder. Aber davon abgesehen bin ich dafür, daß man den Worten

ihren Sinn läßt. Alle Dinge geschehen ihrem wahren Sein nach nur im Geist und werden auch nur dort entschieden. Alles was sich in dieser Welt, die der Politik gehört, ereignet, ist im schlimmen Fall Entfernung vom Geist, im neutralen Scheinbewegung, und im guten nur Annäherung. Daß dieses so ist, bereitet dem in entschiedener Weise geistigen Kämpfer oft die bitterste Qual, denn er ist wie ein ungeduldiges Kind, das nicht warten kann, er will die Entscheidung sofort, ohne Verzug und auf der Stelle schon in dieser Welt, wo sie doch nicht fällt und niemals fallen wird. Diese Qual steigerte sich ja bei Kierkegaard in den letzten Jahren seines kurzen Lebens manchmal bis zur Unerträglichkeit. Darum begrüßte er auch mit dankbarem Herzen die Gewißheit des nahenden Todes und nahm ihn als letzte Krönung seines Werkes, zu dem er gehörte, an, als letztes Geschenk und letzte Gnade des Vaters, der ihn, nachdem er getreu gewesen war, nun wieder zu sich nahm. Weil also alles der Wahrheit nach nur im Geiste geschieht, so finden auch alle Worte ihren ursprünglichen Sinn erst im Leben des Geistes und sind dort erst zu Hause. Als ich das feuilletonistische Tun Mauthners unappetitlich nannte, gab ich diesem Wort seinen ursprünglichen Sinn, wohl wissend, daß es auch eine übertragene Bedeutung habe, so wenn man sagt, ein Mensch esse unappetitlich, denn hier, hier erst sind wir im unendlich schwankenden Feld der Metapher, hier, nicht dort. So muß nun aber auch das Wort unanständig seinen geistigen Sinn haben. Wenn ich statt der Wahrheit die Lüge sage, wenn ich in einer Polemik, die nur in der Sphäre und mit den Waffen des Geistes geführt werden darf, mit ungeistigen Mitteln endliche und selbstsüchtige Zwecke statt unendlichen und allgemeinen verfolge, dann, aber auch erst dann bin ich unanständig. Das aber habe ich nicht getan, auch nicht als ich „ins Schimpfen verfiel". So durfte mich F. Blei meinetwegen grob, oder wenn er eine Sache besser zu verstehen sicher war, auch dumm nennen, aber nicht

unanständig. Er jedoch liebt die Worte, die daneben treffen oder zurückschlagen; dieser Herzens- und Nierenkenner meinte ja gar, mich mit dem Adjektivum „snobistisch" zu treffen, obwohl er doch hier so offensichtlich von sich selber redet, daß die Blindheit, die es nicht sieht, nur noch komischer wirkt, weil sie die eigene ist. Wenn ich dem Dichter Claudel damit Unrecht getan habe, daß ich zugleich mit ihm F. Blei nannte, den ich allerdings nicht für einen Dichter halte, so tut es mir leid, aber feinere Ohren müssen doch gehört haben, daß es sich nicht um den Dichter handle, sondern um den auch äußerlich prononcierten Katholizismus, der doch auch da ist, und mit dem doch F. Blei, der ja bekanntlich ein noch größerer Diplomat ist als weiland der Kardinal Rampolla und eigentlich, damit die Kirche endlich einmal wieder an Haupt und Gliedern reformiert würde, vom Revolutionsball der Aktion weg zum Papst gewählt werden müßte, auch etwas zu tun hat. Hier gilt und bleibt mein Urteil, weil es mit jenem Hauptthema zusammenhängt, in dem F. Blei zu meinem Glück anderer Meinung ist.

Ob ich den literarisch-jüdischen Neokatholizismus als Symptom dieser Zeit überschätzt habe, ist die einzige Nebensache, über die ich mit mir reden ließe. Die Analogie freilich, die F. Blei fingiert, wirkt nicht überzeugend. Ich glaube nämlich, daß der rechte Mann auch „das Tangotanzen an den Nabel der Welt binden" könnte, umsomehr, als der Ursprung des Tango nicht weit davon entfernt liegen wird.

Aber die heute viel geübte Lust zu schimpfen ist so Passion geworden — mit so nachlassendem Denken — daß sie sich auf die skurilsten Objekte stürzt und deren Wichtigkeit übertreibt, nur um sich Genüge zu tun: die fünf Schimpfworte des Verfassers geben den ganzen fünf „Neokatholiken" eine Existenz, die sie vorher sicher eher zu bezweifeln als zu behaupten geneigt waren.

Dieser letzte Satz böte mir Gelegenheit zu einer Retourchaise. Es könnte mir schmeicheln, daß mir die Kraft zugestanden wird, aus fünf Schimpfwörtern fünf Schimpfworte machen zu können, die fünf Neokatholiken zu

einer Existenz verhelfen, deren sie zuvor ermangelten. Ja wenn es ein Berufener gesagt hätte, so aber war es höchstens ein arbiter elegantiarum — es schmeichle ihm, denn ich meine was ich sage, und sage, was er ist, und ätze selber das Klischee, das ihm gleicht. Ein arbiter elegantiarum kann nicht richten über Wahr und Falsch und nicht über Gut und Böse, ich kann von ihm nicht einmal die „Feststellung" annehmen, daß wir im Hauptthema verschiedener Meinung sind, denn sie sagt zu viel und zu wenig und ist darum falsch und gilt nur — bei nachlassendem Denken. Ich löse sie und begebe mich schwindelfrei in jene unendliche Negativität, wo wir — bei zunehmendem Denken — auch im Nebenthema verschiedener Meinung sind, weil wir nicht nur im Hauptthema verschiedener Meinung sind, sondern auch verschiedener Meinung, was eigentlich das Hauptthema sei, und verschiedener Meinung, ob es ein Nebenthema gebe, und so fort und fort im vergnüglichen Wechsel der Aspekte, immer wieder verschiedener Meinung in infinitum.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Die Bibliothek der Philosophen. Unsere literarisch geschäftige Zeit tut wieder einmal, als berste sie vor Fülle an geistigen Fähigkeiten, die zum Abgeben drängen, während sie in Wirklichkeit nur von maßloser Anmaßung gebläht ist. So entstand ein Unternehmen, das den Ungeist aussendet, den Geist auf den Markt zu tragen: „Die Bibliothek der Philosophen". Man sieht, meine Anschauung läuft der unlängst hier von Will Scheller geäußerten zuwider. Ich mißtraue nämlich dem Geiste jener Besprechung, da mir der Verfasser darin nicht unbeeinflußt genug von jenem Zeit-Ungeist dazustehen scheint, dem es nie vergönnt sein wird, das Leben in die Zeit zurückzurufen. Ich höre: Scheller empfiehlt die Bibliothek der Philosophen und rühmt diesem Unternehmen nach, daß es „die philosophischen Errungenschaften der Gesamtentwicklung einheitlich darbietet." Was sich nicht gut anhört für den, der Ohren hat,

zu hören. Denn philoſophiſche Errungenſchaften ſind eigentlich keine Errungenſchaften, ſondern bleiben ein immer neu zu Erringendes. Und verneinen im Grunde jede Geſamtentwicklung, indem ſie immer wieder den Abſtand dartun zwiſchen einem Einzelnen und der Geſamtheit. Auch iſt das einheitliche Darbieten eben vielleicht das völlig unzulängliche Darbieten. Wie unrichtig das Weſen der Philoſophie erfaßt wird, bekundet mir insbeſondere noch jene Stelle, wo im Hinblick auf die philoſophiſchen Werke geſagt wird: „Zweifellos gehört es zu den reichſten und vornehmſten Genüſſen, zu ſtudieren, welche Verſuche gemacht worden ſind, zu jenen großen Fragen die löſenden Antworten zu finden.“ Denn ich meine, die wahren Philoſophen kommen wohl zu großen Fragen, die Verantwortlichkeitsgefühl auslöſen, aber nicht zu löſenden Antworten. Die „löſenden Antworten“ finden nur Soziologen und Philiſter. Und wenn Will Scheller die „Bekenntnisſchrift“ des mittelalterlichen Humaniſten Agrippa von Nettesheim „höchſt kurios“ findet und außerordentlich nur in der Hinſicht, als ſie „mit beiſpielloſer Wut gegen alles und jedes geifert, was unter Menſchen gemeiniglich als unvermeidlich feſtſteht“, ſo muß ich, ohne jenes Werk zu kennen, ſagen, daß dieſe Bewertung mir wiederum kurios vorkommt, indem ich den Titel „Ueber die Eitelkeit und Unſicherheit der Wiſſenſchaften“ voll Beſonnenheit und ſympathiſch finde und außerdem meine: Was man erkennen kann, ſteht nicht feſt; und was feſt ſteht, läßt ſich nicht erkennen. Immerhin wäre es möglich, daß hier der Inhalt nicht hält, was der Titel verſpricht. Denn in der kürzlich erſchienenen, ausgezeichneten Schrift „Soeren Kierkegaard und die Philoſophie der Innerlichkeit“ von Theodor Haecker (zu der ich noch Stellung nehmen werde) findet ſich die folgende — jenes fragwürdige „philoſophiſche“ Unternehmen vortrefflich kennzeichnende — Anmerkung: „Vielleicht erſcheint Kierkegaard gar als Kurioſum in jener ‚Bibliothek der Philoſophen‘ neben Agrippa von Nettesheim, eingeleitet von Fritz Mauthner. Man kann nie wiſſen. Erfindet man heute nicht die ärgſte Farce und nimmt ſie in Gedanken voraus, ſo ſteht man morgen doch faſſungslos vor der Wirklichkeit.“

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30m-1,'69(J5643s8)2374—3A,1